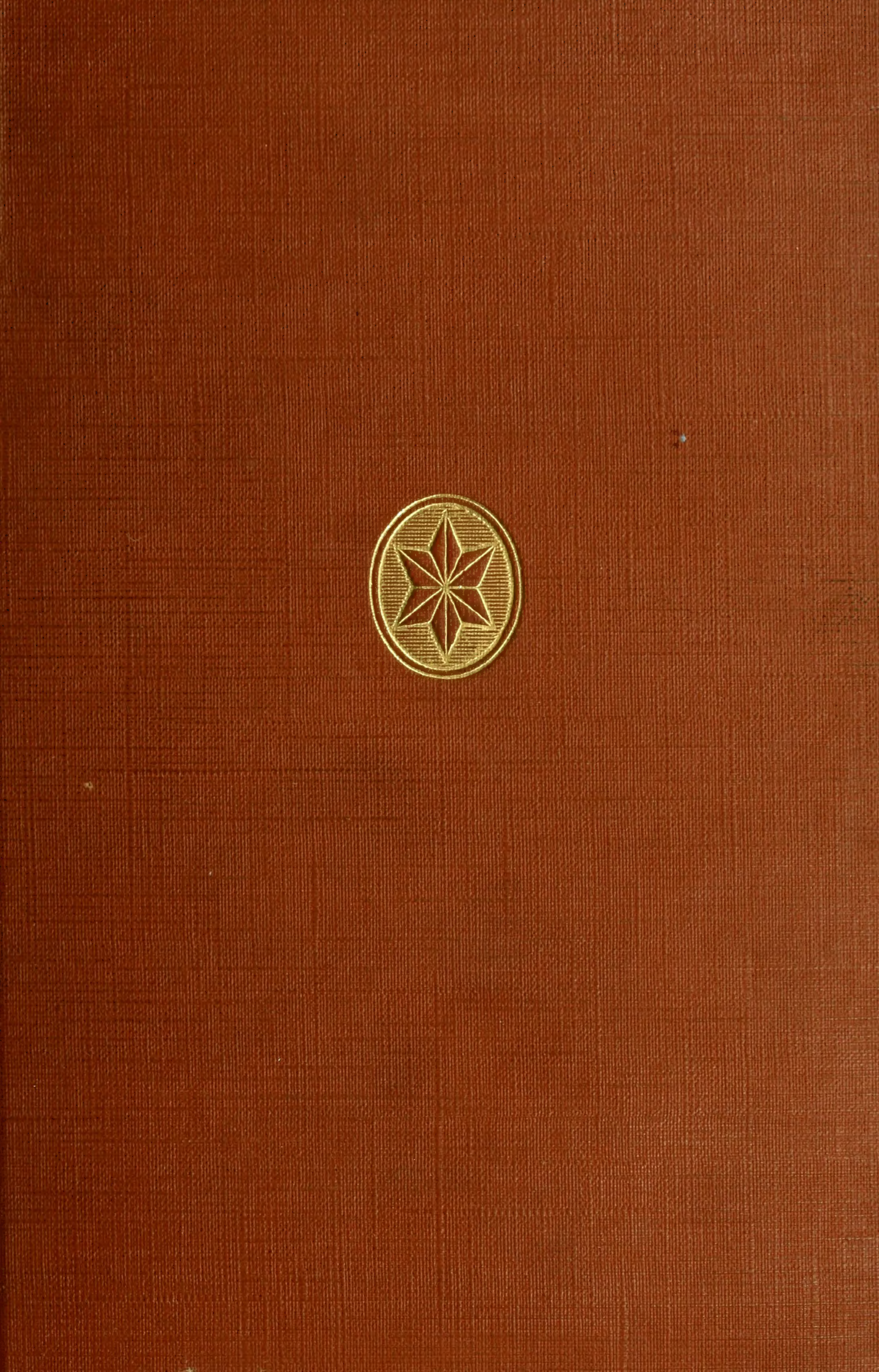


Jahrbuch
der
Goethe-Gesellschaft

Im Auftrage des Vorstandes
herausgegeben
von
Max Hecker

Einundzwanzigster Band

Weimar / Verlag der Goethe-Gesellschaft
1935

Printed in Germany

In ihrer Sitzung vom 26. August 1935 hat die Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft auf den Antrag ihres Vorstandes hin beschlossen, an die Stelle des ‘Jahrbuches’ eine Vierteljahrsschrift treten zu lassen, von der man hofft, daß, wie sie häufiger als das ‘Jahrbuch’ vor die Mitglieder treten wird, die Freunde Goethes mit festerem Bande an die Gesellschaft und ihre geistig-sittlichen Aufgaben wird knüpfen können. Man glaubt, eine Vierteljahrsschrift werde innerlich beweglicher, schmiegsamer, dehnbarer sein, als es dem ‘Jahrbuch’ vermöge seiner Natur zu sein vergönnt war, sie werde sich entschiedener den Fragen der Gegenwart zuwenden können, sich mit dem lebendigen Atem des Tages füllen; sie werde die starren Formen historisch-philologischer Wissenschaftlichkeit durch die Betrachtung zeitgegebener Aufgaben überwinden. Sie werde ihren Blick von der Vergangenheit abkehren und das Auge in die werdende Zukunft richten.

So schließt denn mit dem vorliegenden Bande die Reihe der ‘Jahrbücher’ ab: es ist der einundzwanzigste. Aus einundzwanzig Bänden, die in ihrem Äußern das Schicksal des deutschen Vaterlandes in Krieg und Niedergang und Aufstieg widerspiegeln, ist eine stattliche Rüstkammer der Forschung auferbaut, deren die Gesellschaft sich rühmen darf.

Freilich ist es dem ‘Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft’ nach Lage der Dinge nicht beschieden gewesen, gleich jenem älteren, von Ludwig Geiger herausgegebenen ‘Goethe-

Jahrbuch', die Welt mit einer Sturzflut unbekannter Goethebriefe und unerwarteter Dokumente zu überschütten; aber auch in ihm liegt als in einem vollgefüllten Schatzhause eine Fülle neuer Kenntnisse verwahrt, die unser Wissen um Goethes Dichten und Leben nach allen Richtungen hin erweitern, unsere Einsicht in seine Persönlichkeit vertiefen. Aus vielen Zeugnissen tritt ein immer mannigfaltigeres Bild seiner Sendung in immer deutlicherem Umriß zutage, wie er es sich selbst in Geist und Herzen der Zeitgenossen aufgerichtet hat; aus seiner wechselnden Wirkung ersteht seine Gestalt in immer hellerem Lichte.

Goethe im Mittelpunkte des geistigen Lebens seiner Zeit: das ist das Thema des 'Jahrbuchs' gewesen. Zu immer umfassenderen Kreisen weitet sich der Blick; er geht von Sohn und Schwiegertochter zu dem heranwachsenden Geschlecht der Enkel hinüber. Um die Familie legt sich der Ring des gesellschaftlichen Lebens in Bürgerschaft und Adel, überragt von der eindrucksvollen Gestalt Karl Augusts. Und nun treten die Dichtergenossen heran, Herder, Wieland, die Romantiker, und immer aufs neue der bedeutendste unter ihnen, der gleichstrebende Friedrich Schiller, und mit den Künstlern des Wortes kommen die Maler und die Musiker: ihrer aller Kunst erfährt von Goethe her Einfluß und Bestimmung. Und wieder tut sich ein weiterer Umkreis auf: die ernste Halle der Wissenschaft, wo sie stehen, auf Goethes Wort zu lauschen, die Philosophen und die Naturforscher, die Sprachwissenschaftler und die Mathematiker, die Historiker und die Juristen. An keinem ist das 'Jahrbuch' achtlos vorübergegangen; wir glaubten den Zirkel der Betrachtung kaum weit genug spannen zu können.

Wie sich das 'Jahrbuch' nicht auf das eigentliche Goethezeitalter beschränkt hat, sondern bis zu Hebbel und Gottfried Keller vorgedrungen ist, ja sogar jüngster Seelen- und Charakterforschung ihr revolutionierendes Wort vergönnt hat, so ist die Aufmerksamkeit nicht im Bereiche deutschen Volkstums stehen geblieben: wir sind den Spuren Goethischen Weltwirkens besonders gern im Auslande nachgeschritten, wir haben, und nicht nur bei der stolzen Erinnerungsfeier des Jahres 1932, immer wieder dem Widerhall gelauscht, der aus fremder Seele dem deutschen Dichter geantwortet hat. Goethe im Mittelpunkte der Welt: so hat das 'Jahrbuch' seinen Dichter zeigen wollen.

Neue Zeit bringt neue Formen herauf. Wenn die Goethe-Gesellschaft nun in ihr zweites Halbjahrhundert eintritt, so hat sie das Recht, so hat sie die Pflicht, ihrer Tätigkeit eine neue äußere Gestalt zu geben. Auch das Antlitz ihres Dichters wechselt für neue Augen und bleibt doch immer das gleiche. Wie deutsches Volkstum unerschöpflich ist, so auch unerschöpflich Weite und Tiefe des leuchtendsten Geistes, den dieses Volkstum aus sich herausgeboren hat. Die mächtigen Lebenskräfte, die im Namen Goethe beschlossen liegen, aus ihren geschichtlichen Bedingtheiten loszulösen, damit sie frei und lauter einströmen in jedes Haus und jedes Herz, das ist die Aufgabe. Möge Goethische Wahrhaftigkeit auf den Blättern ruhen, die hinauszusenden die Goethe-Gesellschaft sich anschickt! Das abgeschlossene 'Jahrbuch' grüßt freudig seine verheißungsreiche Folgerin.

Weimar, Dezember 1935.

Max Hecker.

Goetheverehrung in fünf Jahrzehnten

Ansprache zur Feier des 50jährigen Bestehens der Goethe-Gesellschaft am 27. August 1935

Von Julius Petersen (Berlin)

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.

Auch eine tausendköpfige Gemeinschaft wie die unsrige darf die Rückschau auf ein halbes Jahrhundert ihres Bestehens unter das Zeichen dieser Worte stellen. Auch die Einheit, die sich zwischen vielen bildete, ist geprägte Form, deren lebende Entwicklung weltgesetzlicher Abhängigkeit unterworfen ist. Auch hier schließt die Rechenschaft über Ziel und Erfüllung das Wort des „Daimon" in sich als Los der Bestimmung; auch hier ist die Urfrage zu stellen nach dem Stand der Gestirne zur Zeit der Geburt.

„Stirb und Werde!" hieß der Schicksalsspruch unseres Gründungsjahres 1885. Den Todesgruß rief es dem einsam gebliebenen Enkel des Dichters zu; mit Walther v. Goethe erlosch Goethes Blut; der letzte Abglanz seiner körperlichen Gestalt entschwand. Nun sprang die Pforte des stillen Hauses am Frauenplan auf, und das feierliche Treppenhaus führte mit einladendem Gruß zur Schatzkammer vieler Geheimnisse empor.

Um dieses verschlossene Heiligtum hatten alle Pläne für die Gründung einer Gesellschaft der Freunde Goethes oder einer Goethe-Akademie seit mehr als fünf Jahrzehnten gekreist; jetzt fiel das Haus als Vermächtnis dem weimarischen Staate zu und wurde in höherem Sinne Eigentum der ganzen Nation. Als ein nationales Kleinod aber nahm Großherzogin Sophie den in ihre

Hände gelegten unermeßlichen Nachlaß von Handschriften entgegen; sie stellte das von ihr begründete Archiv in den Dienst der großen Gesamtausgabe, die das Wort des Dichters erst in vollständiger Treue herstellen konnte. Als dieses All mit Machtgebärde in die Wirklichkeiten brach, schlug die Schöpfungsstunde des „Werde!". Die hohe Frau gab die Anregung zur Gründung der Goethe-Gesellschaft, der sie die Mittlerschaft zwischen Werk und Nation zudachte. Ihr Gemahl, der Enkel Karl Augusts, trat als Schirmherr an die Spitze. Mit welchem Ernst und mit welcher Freude er die hohe Aufgabe ergriff, zeigen seine damaligen Briefe; sie erkennen wachsende Pflichten an nicht nur gegenüber dem kleinen eigenen Land und dem großen Deutschland, sondern vor der ganzen gebildeten Welt, und versichern freudig, man habe den Eindruck, als sei die Seele Goethes jetzt wieder eingezogen in diese Stadt.

„Ich könnte alles entbehren, Goethe nicht", war ein Ausspruch dieses edlen Fürsten, der das Enkelsein nicht als Fluch empfand. An seiner Wiege hatte Goethe segnend gestanden; als Spielgefährte seiner Enkel hatte der kleine Prinz Karl Alexander ehrfurchtsvoll das Haus des Geistesfürsten betreten, zu dem seine Erzieher Soret und Eckermann ihn geistig hinführten.

Alle, die noch die Weihe des persönlichen Eindrucks erlebt hatten, fühlten sich gleich einer Familie. „Wer Goethe gesehen hat, kann nie ganz unglücklich werden" war das Lebensbekenntnis eines anderen ehrwürdigen Greises, den die Gesellschaft zu ihrem ersten Führer wählte. Eduard Simson war der Urpräsident. Der Präsident des höchsten deutschen Gerichtshofes, der ehemalige Präsident einer Reihe von deutschen Parlamenten, in deren Auftrag er zweimal die deutsche Kaiserkrone auf seinen Händen dargeboten hatte. Unter vielen großen Erinnerungen bewahrte er als das stolzeste Erlebnis seiner Jugend den Tag, da er mit 18 Jahren als ein „sehr angenehm gebildeter junger Mann" in Goethes Haus kam und an der Feier des 80. Geburtstages teilnehmen durfte. Als er nun nach 56 Jahren mit Rührung die heiligen Räume wieder betrat, da stellte sich noch ein anderer ergriffener Zeuge jener Zeit ein, der 72jährige Justizrat Gille aus Jena, der die Sterbestunde am 22. März im Hause Goethes

erlebt und in der folgenden Nacht die Totenwache gehalten hatte. Und da waren noch manche andere Überlebende jener Generation, die im Anblick Goethes erwacht war; sie trugen noch sein Bild in sich, und ihnen wurde jetzt die Zunge gelöst. Der 74jährige Freiherr v. Beaulieu-Marconnay erzählte in seinen „Erinnerungen an Alt-Weimar" von Besuchen im Goethehaus, in das er als junger Student gekommen war; im gleichen Alter war Jenny v. Gustedt, geb. v. Pappenheim, der Goethe an seinem letzten Geburtstag als der „älteste Verehrer" Dankesverse gewidmet hatte; fern von Weimar lebte noch die 81jährige Ulrike v. Levetzow, die Marienbader letzte Liebe des Dichters, die mit Fug zum Ehrenmitglied der Gesellschaft ernannt wurde. Ein Träger großer Erinnerungen war endlich Herman Grimm, der Sohn Wilhelms und Schwiegersohn Bettinas, dem einstmals Marianne v. Willemer in Frankfurt das Suleika-Geheimnis enthüllt hatte. Er durfte im Jahr 1886 den ersten Weimarer Festvortrag halten über das Thema 'Goethe im Dienste unserer Zeit'. Das waren die Sibyllen und Propheten, deren Stimme aus einem beinahe schon mythischen Raum erklang; vor ihnen versank die Zeit, wenn sie von dem ewigen Sein des Großen noch aus eigenem Erlebnis künden konnten.

Aus der Pflege persönlichen Erinnerns, aus Sammlerfreude und Deutungseifer hochgebildeter und kenntnisreicher Liebhaber war eine ältere Goetheforschung hervorgegangen, die sich bereits zur stillen Gemeinde zusammengeschlossen hatte. Der hohe preußische Beamte Gustav v. Loeper, der Vertrauensmann der Großherzogin Sophie, war der bedeutendste Vertreter dieses Goetheamtes der Exzellenzen, dessen Verwaltung aber nun an die Goethephilologie der Professoren überging. Das geschah in einem symbolischen Akt, indem Loeper auf den ihm zugedachten zweiten Vorsitz zugunsten Wilhelm Scherers verzichtete. Mit Scherer erschien der geniale Führer einer jungen Wissenschaft, die an dem noch unerschlossenen Werk Goethes ihre Methoden tastend auszubilden suchte. Sein früher Tod machte die persönliche Ausführung seiner Pläne zunichte. An seine Stelle trat die beherrschende Persönlichkeit Erich Schmidts, der von Wien aus

als erster Direktor des Goethe-Archivs nach Weimar kam und später von Berlin aus der eindrucksvollste Präsident der Gesellschaft wurde.

Drei Gruppen zeichnen sich in der ersten Zusammensetzung ab: als Gönner die deutschen Fürsten, die unter Vorantritt der Kaiserin beitraten; als empfangsbereite Gemeinde ein dankbares Liebhabertum von Beamten, Gelehrten, Schriftstellern, Buchhändlern und gebildeten Frauen; als arbeitsuchend die junge Wissenschaft, die in der Goetheforschung ihren Beruf fand. Aber wo blieb die Nation in ihrer Gesamtheit?

Wie stand es überhaupt damals um das allgemeine Ansehen Goethes bei seinem Volke? Wenn wir die Aspekte des Gründungsjahres in gleichzeitigen Veröffentlichungen suchen, so stoßen wir auf die Zeichen finsterer Widerstände, deren Überwindung zu den schicksalsmäßigen Lebensaufgaben gehören mußte. 1885 dürfte jener große Aufsatz Viktor Hehns entstanden sein, der unter dem Titel 'Goethe und das Publikum' zum Hauptstück der zwei Jahre später erschienenen 'Gedanken über Goethe' wurde. Diese „Literaturgeschichte im Kleinen" zieht die Bilanz des bisherigen Verhältnisses der deutschen Nation zu Goethe und kommt zu dem bitteren Ergebnis, daß er eigentlich zu keiner Zeit bisher voll gewürdigt und verstanden war, weder von seinen Zeitgenossen noch von deren Nachfolgern. Die Gegner Goethes, die er selbst schon 1824 nach Dummheit, Neid, Erfolglosigkeit, prinzipiellen Gründen und abweichender Denkungsart gruppiert hatte, waren unter den lautwerdenden Stimmen immer in der Mehrheit, so verschieden und widerspruchsvoll ihre Argumente sich ausnahmen. Demokratische Literaten jüdischer Herkunft wie Börne hatten das politische Zerrbild des herzlosen Fürstenknechtes, der nicht mit dem Volke fühlen konnte, geprägt; die reaktionären Gegner stellten ihm das des gottlosen Heiden entgegen; bei den Burschenschaftern war er der schlechte Patriot, bei den Philistern der unmoralische Genußmensch, bei den Herzensschwärmern der unnahbare Olympier, bei den Wirklichkeitsmenschen der lebensferne marmorne Klassizist. Viktor Hehn schließt sein trübes Sündenregister mit einem Blick auf das Ereignis ab, das sich 1885 jenseits der Grenze abspielte, auf den Tod Victor Hugos und

die überschwenglichen Huldigungen, die der heimgegangene französische Nationaldichter in seinem Lande erfuhr. Er stellt die Frage: „Und wenn wir in demselben Jahr in Deutschland Goethes Tod erlebt hätten und die Regierung erbäte sich von dem Reichstag einen Beitrag zum Leichenbegängnis oder zu einem Denkmal — was geschähe? Eugen Richter würde von den Lasten des armen Volkes sprechen, andere aus seinem Gefolge würden fragen, was der Verstorbene wohl für die Freiheit getan, Windthorst würde unter stillschweigender Zustimmung der rechten Seite hinzufügen, Goethe sei ein Heide gewesen und habe niemals für sein und seines Volkes ewiges Heil gesorgt, in den Zeitungen aber hätten die Juden elende, aus irgendeinem Konversationslexikon geschöpfte Artikel gebracht, die am nächsten Tage schon wieder vergessen worden wären." So, meinte Viktor Hehn, würde es in Deutschland stehen, wenn Goethe im Mai des Jahres 1885 gestorben wäre.

Einen Monat danach, im Juni desselben Jahres wurde die Goethe-Gesellschaft gegründet. Einer der Redner gedachte damals der tapferen Worte eines hervorragenden französischen Publizisten, die mitten in den Maihuldigungen erklungen waren: „Nicht Victor Hugo ist der Mann, von dem alle leitenden Ideen unseres Jahrhunderts ausgehen. Will man einem einzelnen Menschen diese Stellung anweisen, so kann man nur einen Namen nennen — Goethe." Wie eine in die Wiege gelegte Geburtstagsgabe fand dieser Zuruf aus dem Nachbarlande, dessen hohen Einfluß auf die Kultur der Menschheit gerade Goethe freudig anerkannt hatte, dankbare Aufnahme.

Was Viktor Hehn gemutmaßt hatte, wurde indessen durch andere Veröffentlichungen des Jahres 1885 mehr als bestätigt. Der ultramontane Poltergeist Sebastian Brunner in Wien schüttete in diesem Zeitpunkt seine schmutzigen 'Hau- und Bausteine zu einer Literatur-Geschichte der Deutschen' aus, die hauptsächlich als Steine des Anstoßes an einem mit Goethe getriebenen Götzendienst wirken wollten. Im selben Jahr ließ der gelehrte Jesuit Alexander Baumgartner die zweite Auflage seiner dreibändigen Goethebiographie erscheinen, in der kein Wort der Verdammung gegen den „mächtigsten Propheten des moder-

nen Indifferentismus und Naturalismus“ zurückgenommen war.

Von einer anderen Seite her wird die geistige Lage des Jahres 1885 gekennzeichnet durch die Herausgabe der gesammelten Reden von Emil Dubois-Reymond. Da wurden jene Worte vor aller Öffentlichkeit wiederholt und verteidigt, mit denen der große Gelehrte drei Jahre vorher das Rektorat der Universität Berlin angetreten hatte. ‘Goethe und kein Ende’ war der Titel, der nun wie eine Antwort auf die Gründung unserer Gesellschaft klingen konnte. Mit zünftigem Hochmut und überheblichem Mitleid wird da dem ganzen naturwissenschaftlichen Bemühen Goethes, weil ihm der Begriff der mechanischen Kausalität abging, jeder Wert abgesprochen und dieser Teil seines Lebenswerkes als „totgeborene Spielerei eines autodidaktischen Dilettanten“ für nichtig erklärt. Aber der Erfolg dieser Rede war kein Ende, sondern aus dem Widerspruch ergab sich der Anfang einer Neubewertung der Goethischen Naturwissenschaft. Schon im Jahr 1892 konnte ein anderer bahnbrechender Forscher aus Berlin, Hermann v. Helmholtz, in seinem Weimarer Festvortrag über ‘Goethes Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen’ den divinatorischen Weitblick künstlerischer Naturbetrachtung und die fruchtbareeTragweite der Goethischen Weltschau würdigen.

Charakteristisch blieb indessen für die Auffassung Goethes in diesem positivistischen Jahrzehnt die prismatische Lichtbrechung seines Wesens nach verschiedenen Tätigkeitsgebieten, die Zerlegung des Kosmos, den er darstellte, in verschiedene kolonisierte Erdteile und die Aufteilung der Forschung in einzelne Arbeitsfelder von Spezialisten. Auch der große Plan einer umfassenden Biographie, den die Großherzogin mit ihren Beratern aufgestellt hatte, sah die Arbeitsteilung, die für eine Herausgabe der Werke unerläßlich war, in gleicher Weise für die Darstellung des Lebens vor. Es wurde mit einer Gliederung in fünf Bände gerechnet, die getrennt den Dichter und Schriftsteller, den Staatsminister, den Mann der Wissenschaft, den Kunstfreund und seine Beziehungen zu hervorragenden Persönlichkeiten durch die bedeutendsten Fachleute zur Geltung bringen sollten. Damit wären

fünf verschiedene Goethebilder nebeneinandergesetzt worden, zwischen denen der Zusammenhang zu suchen war. Dieser Plan bedeutete Verzicht auf allseitige und einheitliche Erfühlung aus einem Mittelpunkt. Gewiß konnte man damit über die bisherigen Biographien, die sich mehr oder weniger mit Chronologie des äußeren Lebensganges begnügt hatten, hinauskommen, indem man Goethe auf jedem einzelnen Gebiet in Zusammenhang mit seinem ganzen Zeitalter sehen wollte. Aber auf diesem Wege war das, was Lebensidee und Ergebnis großartiger Selbstformung bildete, die Ganzheit der Pyramide des Daseins, nicht erfaßbar.

Die Zerstückelung der geprägten Form, die 1885 geplant war, ist weder im ersten Jahrzehnt noch späterhin zur Ausführung gekommen; dagegen brachte das zweite Jahrzehnt eine ganze Reihe von Lebensdarstellungen, die nach Goethes eigenem Vorgang die genetische Einheit zwischen Leben und Dichtung in leicht faßlicher Form vermittelten. Diese Werke, unter denen das von Bielschowsky als das erfolgreichste genannt sei, wurden Hausbücher der deutschen Familie und trugen dazu bei, daß Goethe nun erst zur vornehmsten Bildungsmacht des Bürgertums wurde. Das Quellenmaterial, das in Schriften und Jahrbüchern der Goethe-Gesellschaft an den Tag getreten war, gelangte hier zu darstellerischer Verwertung. Schon war im Anfang der neunziger Jahre ein Aufstand gegen die mit dem Sinnbild des Waschzettels behaftete Goethewissenschaft und gegen eine zum Selbstzweck gewordene Forschung losgebrochen. Die Wogen wurden durch die Nützlichkeit solcher Werke geglättet.

*

Dem zweiten Jahrzehnt ist das Urwort „Tyche" voranzustellen. Darunter ist nach Goethes eigener Gedichterklärung das Zufällige der gesellschaftlichen Einflüsse zu verstehen, das die Jugend mit ihren Neigungen, Spielen, Geselligkeiten und flüchtigem Wesen bald da- bald dorthin wirft und nirgends Halt noch Befriedigung findet. „Da entsteht dann mit dem wachsenden Tage eine ernstere Unruhe, eine gründlichere Sehnsucht; die Ankunft eines neuen Göttlichen wird erwartet."

Das zweite Jahrzehnt bedeutete ein neues „Stirb und Werde!“ Während die letzten ehrwürdigen Zeugen der großen Zeit mit ihrer lebendigen Erinnerung dahingingen, drängte eine lebenfordernde junge Generation nach, die das stille Weimar bei den alljährlichen Versammlungen als Tummelplatz heiteren Geistes in Unruhe versetzte. Eine gewisse Spannung zwischen der gesetzten Gravität des höfischen Herkommens und dem frischen Lebenstempo unbändiger Eindringlinge war unvermeidlich. Man erlebte den jungen Goethe aufs neue, wie er 1775 zur Ilm kam und die schlummernde Residenz auf den Kopf stellte.

Nicht einsam bleibst du, bildest dich gesellig
Und handelst wohl so wie ein andrer handelt.
Im Leben ist's bald hin- bald widerfällig,
Es ist ein Tand und wird so durchgetandelt.

Diese Verse bedeuten nicht nur eine Selbstschau Goethischer Frühzeit; sie kennzeichnen ebenso die Haltung jener Jugend, die damals im Naturalismus eine Wiederholung des 'Sturm und Drang' zu erleben glaubte. Sie hatte das himmelstürmende Genie für sich neu entdeckt, das Natur, nichts als Natur auf seine Fahne schrieb; sie berauschte sich an der Urkraft seiner Sprache, an dem Übermut seines Selbstgefühls, an der Freiheit seines Liebeslebens; sie spielte den dionysischen Goethe gegen den apollinischen aus; den Prometheus gegen den Olympier, dessen Hoheit man als Maske nahm, hinter der sich Teilhaftigkeit an allem menschlichen Schicksal und tiefe Seelennot verbarg. Man sah in dem jungen Goethe das Symbol des Übermenschen; man fand in seinem Verhältnis zur Natur Entwicklungslehre und Deszendenztheorie vorausgeahnt; man gründete auf seinen Pantheismus eine monistische Weltanschauung; man glaubte in ihm alle Krisen der eigenen Zeit vorausgenommen.

Suchen wir nach einer literarischen Erscheinung des Jahres 1895, die dieses zweite Jahrzehnt einleitet, so treffen wir auf das Buch des Schwaben Karl Weitbrecht, das den Titel 'Diesseits von Weimar' trägt und der Verherrlichung des jungen Goethe gilt. Der junge Goethe allein, so wird darin gesagt, sei urdeutsch gewesen in unmittelbarer Lebensgestaltung. Weimarer Hofluft

dagegen und italienische Sonne werden angeklagt, mit klassizistischen, westöstlichen und kosmopolitischen Einflüssen von dem Weg abgeführt zu haben, zu dem der Genius der Nation das Genie berufen hatte. Selten ist die antiklassische These mit solcher Einseitigkeit verfochten worden; aber das Buch stand damals keineswegs allein; gerade die erste Hälfte dieses Jahrzehnts bevorzugt in wissenschaftlicher Forschung wie allgemeiner Neigung durchaus den jungen Goethe. Wenn neue Goethe-Denkmäler in jenen Jahren geplant werden, so sind es Standbilder des Studenten oder des Werther-Dichters, wie sie in Leipzig, Straßburg und Wetzlar zum 150. Geburtstag enthüllt werden sollten.

Das war vor 36 Jahren. Es galt das Versäumnis der in politischen Unruhen versunkenen Hundertjahrfeier von 1849 wieder gutzumachen. Die große Feier dieses Tages fiel mit Recht der Stadt des jungen Goethe zu, der Geburtsstadt am Main, zu deren Gunsten Weimar auf eine eigene Veranstaltung verzichtete. Die Goethe-Gesellschaft tat sich mit dem Freien Deutschen Hochstift zusammen. Es wurde ein schönes Volksfest in Frankfurt begangen, aber es war doch nicht die allgemeine große Nationalfeier, zu der sich einstmals das noch nicht geeinte Deutschland an Schillers 100. Geburtstag erhoben hatte. Der Reichstag hatte nach Hehns zutreffender Voraussage einen Beitrag zum Straßburger Goethedenkmal abgelehnt. Und es mußte befremden, daß die Reichshauptstadt an diesem Tage, von Theater und Presse abgesehen, eigentlich nur zwei öffentliche Feiern erlebte: zu der einen wurde von der Freireligiösen Gemeinde eingeladen, zu der andern von den Anarchisten. Das ist das erste Anzeichen einer neuen Politisierung des Verhältnisses zu Goethe, für das nunmehr unter Nachwirkung des Naturalismus und Mitwirkung des Marxismus ein der früheren Freiheitsbewegung entgegengesetzter Wind wehte. Das Standbild des zuvor als konservativ und reaktionär verschrieenen Dichters wurde nach links gedreht. Eine für Unbeschränktheit aller wahren Kunst und gegen jede Knebelung durch die Organe des Staates eintretende, über ganz Deutschland verbreitete Bewegung nahm im Jahre 1900 den Namen 'Goethe-Bund' an. Es ist mehr als fraglich, ob Goethe mit aller Agitation, die nunmehr unter seinem Namen getrieben

wurde, einverstanden gewesen wäre. Die Goethe-Gesellschaft hatte mit dem Goethe-Bund nichts zu tun.

Aber unter die Wirren der „Tyche“ fällt nun wieder eine Gegenbewegung. Im Jahr 1899 erschien ein Buch des Unmuts von Rudolf Huch, das über die sogenannte Moderne und die Dekadenz des fin de siècle, über verweichlichte Männlichkeit und aufgepeitschte Frauenemanzipation, über mißverstandenen Nietzsche, entarteten Europäismus, sensationshungrige Großstadtzivilisation und alle anderen Zeichen einer kranken Zeit den Stab brach und den obersten Richter und gesundesten Maßstab für diese Aburteilung im Titel 'Mehr Goethe' heraufbeschwor. „Los von Berlin“ wurde gleichzeitig das Schlagwort der damals einsetzenden Bewegung für Heimatkunst, womit Landschaft gegen Großstadt, das Bodenständige gegen das Angeschwemmte, die gewachsene Art gegen wetterwendische Mode, das Deutsche gegen das Artfremde verteidigt wurde. Und nun war der Zeitpunkt gekommen, wo auch der klassische Boden als deutsche Heimat begriffen wurde; es gab kein „Diesseits von Weimar“ mehr; vielmehr öffneten sich die Augen für den arteigenen Charakter der deutschen Klassik, der den fremden Nationen schon längst aufgegangen war. Schon ein Hippolyte Taine hatte, als er den Odilienberg im Elsaß besuchte, empfunden, daß in dieser stillen deutschen Landschaft Goethes 'Iphigenie' zu Hause sei.

In der Mitte des zweiten Jahrzehnts, mit dem Eintritt in das neue Jahrhundert, beginnt in allen Gegenden Deutschlands eine geistige Verselbständigung ohne Partikularismus, eine Betonung der landschaftlichen Eigenart innerhalb des Bewußtseins der großen Gemeinschaft. In demselben Jahr 1900, in dem Wilhelm Schäfers Zeitschrift 'Die Rheinlande' sich mit der Goethe-Herderschen Bestimmung „für deutsche Art und Kunst“ schmückte, trat ein 'Rheinischer Goethe-Verein' in Düsseldorf ins Leben und veranstaltete in der Folgezeit alljährlich seine Goethe-Festspiele. In der Kaiserstadt Wien aber konnte jetzt der dortige Goethe-Verein das Ziel zwanzigjährigen Bemühens erreichen mit der Aufstellung des herrlichen Denkmals von Hellmer, das im Beisein des österreichischen Kaisers enthüllt wurde. Gegenüber dem Schillerdenkmal hat es seinen Platz und läßt die reife Männlich-

keit des klassischen Menschen auf der Höhe des Lebens in majestätische Erscheinung treten. Zwei Jahre später hielt in demselben Wiener Goethe-Verein der Dichter, der in jener Zeit zur feinsten Einfühlung in den geistigen Raum, das ordnende Maß und die hohe Form der Goethischen Seelenkunst gelangte, Hugo v. Hofmannsthal, einen Vortrag über den Stil der klassischen Dramen Goethes, eine Vorstufe zu seiner späteren bewundernswerten Analyse des 'Tasso'.

Die deutsche Dichtung ist um die Jahrhundertwende mitten in dem gewaltigen Umschwung begriffen, der mit Stefan Georges 'Blättern für die Kunst' in den neunziger Jahren seinen Anfang genommen hat als Durchbruch der Seele durch den toten Mechanismus, als Sieg des Symbols über die rohe Natur, als Weckruf eines strengen künstlerischen Gewissens, als Heiligung der reinen Form, die von oben kommt. Der wandernde Priester und Seher dieses Schönheitskultes hat auch zu Goethe hingeführt, aber zu dem Goethe des Maßes, der selbstgesetzten Ordnung, der beherrschten Zucht. Das waren die Ideen, zu denen die geistige Bewegung dieses Kreises, in ringförmigem Wachstum sich ausbreitend, eine neue Jugend an den Universitäten und in den Großstädten heranbildete.

Die Goethe-Gesellschaft stand zwischen zwei Feuern, zwischen den Extremen eines stillen esoterischen, allem Tageslärm fernbleibenden Kultes und einer demagogischen Teilnahme an den brennenden Fragen des Tages. Damit verschärften sich die Gegensätze, die schon bei der Gründung Ausgleich gesucht hatten: hier eine selbstgesetzten Zielen dienende Fachwissenschaft, dort eine über sich selbst hinausgreifende werbende und bildende Ausbreitung Goethischen Geistes. Zwischen Seelenfrieden und Sinnenglück lag die bange Wahl. Aber es gab noch den dritten Weg, zu dem Schiller rief, den Aufschwung in des Ideales Reich, wo frei von jeder Zeitgewalt die göttlich unter Göttern wandelnde Gestalt zu finden ist.

Im Jahre 1903 wurde ein durch höfische Rücksicht verschuldetes Ausfallen der regelmäßigen festlichen Tagung für Ernst v. Wildenbruch zum Anlaß, in seiner aufrüttelnden Flugschrift 'Ein Wort über Weimar' der Gesellschaft ins Gewissen zu reden und

sie zu einem lebendigeren Wirken im deutschen Geistesleben zu verpflichten. Der Vorstand antwortete mit einer Festlegung der alten Bestimmung. Die Gesellschaft wollte „Fundament eines Leuchtturms bleiben, dessen ruhiges Licht weit in die bewegte See hinausstrahlt, nicht ein Werkzeug, mit dem die Parteien Signalfeuer geben". Das Bild war mißverständlich, insofern ein Fundament von Bausteinen und schwerem Bodensatz noch keine Form gibt. Aber tatsächlich war der Wille zur Erhebung und Bewegung vorhanden. Das zweite Jahrzehnt schließt mit der Bereitschaft zu gesteigertem und erweitertem Wirken:

Schon hat sich still der Jahre Kreis geründet,
Die Lampe harrt der Flamme, die entzündet.

*

Über dem dritten Jahrzehnt waltet das leuchtende Urwort „Eros". Goethes Erklärung spricht von einer Verbindung des Daimon und der Tyche, von einer Aufgabe der Freiheit durch freien Entschluß, von einer Vereinigung zweier Seelen in einem Leib, zweier Leiber in einer Seele. Dieser Deutung wird keine allzugroße Gewalt angetan, wenn man auch den Zusammenschluß der beiden Genien Weimars zu gemeinsamer Verehrung als solches Liebeswerk betrachtet. Nach einem drastischen Worte Wildenbruchs konnten bisher die beiden Dioskuren den Eimern im Ziehbrunnen verglichen werden, von denen der eine in der Tiefe verschwinden muß, wenn der andere emporsteigt. Dies Schauspiel mag mehrmals im Lauf des vorausgegangenen Jahrhunderts als wechselnde Parteinahme der Öffentlichkeit sich ereignet haben. Die wissenschaftliche Arbeit war davon nur insofern berührt, als durch die Erschließung des Nachlasses ein ungeheures Übergewicht in die Wagschale Goethes gefallen war. Seit 1889 aber war durch hochherzige Schenkung der Schillerschen Erben auch dessen Hinterlassenschaft mit der Goethes vereint. Der Bezeichnung des Archivs, das seit 1896 als stolzer Neubau über der Ilm thronte, hätte es entsprochen, wenn auch unsere Gesellschaft sich nunmehr Goethe-Schiller-Gesellschaft genannt hätte. Tatsächlich verdiente ihre Tätigkeit weiterhin diesen Namen. Wurde das Einweihungsjahr des neuen Archivbaus durch Herausgabe

der 'Demetrius'-Fragmente im 9. Bande der 'Schriften' gefeiert, so war schon im Jahr zuvor durch Herausgabe der 'Xenien'-Manuskripte dem kritischen Gemeinschaftswerk ein Denkmal gesetzt worden. Im Jahr 1902 wurde zur Einweihung des Marbacher Schillermuseums eine Mappe mit den nachgebildeten Manuskriptblättern des unvollendeten Gedichtes 'Deutsche Größe' dargebracht, und zum 9. Mai 1905 folgten als 20. Schrift die Handschriften der 'Huldigung der Künste', des Marfa-Monologs aus dem 'Demetrius' und des Goethischen 'Epilogs zu Schillers Glocke'. Auch die Festvorträge des nun folgenden Jahrzehnts gehen über die Beschränkung auf Goethe hinaus und tragen dem Gesamtbegriff der deutschen Klassik Rechnung; sie beginnen 1905 mit Bernhard Suphans 'Schiller und Goethe' und enden im zweiten Kriegsjahr mit dem Vortrag von Max Lenz über 'Deutsches Nationalempfinden im Zeitalter unserer Klassiker'.

Das Jahrhundertgedächtnis von Schillers Tod, das am Eingang des dritten Jahrzehnts steht, bedeutet ein neues „Stirb und werde!". Es wird das Signal für eine Erneuerung des Begriffes Weimar. Weimar heißt nun nicht mehr allein die Pflegestätte pietätvoller Erinnerung, die im ersten Jahrzehnt den geheimnisvollen Lebensspuren nachging; es bleibt nicht allein die beglückende Zuflucht in eine ästhetische Welt, als die es dem zweiten Jahrzehnt offenstand; der Begriff Weimar erhebt sich jetzt zu einer mächtigen Idee, zu der Eros hinführt. Weimar wird ein Symbol des deutschen Geistes, ein Erziehungsgedanke, ein Aufruf der Selbstbesinnung auf die höheren Werte des Lebens. Es gewinnt die Bedeutung eines Tatglaubens und wird die Basis für eine Erneuerung des deutschen Idealismus, durch den dieses Jahrzehnt in Philosophie und Weltanschauung zur Überwindung des öden Positivismus und Materialismus gelangen will.

Vom Jahr 1905 ab ließ Friedrich Lienhard, der später in unseren Vorstand eintrat, seine Monatsblätter 'Wege nach Weimar' erscheinen, die nun neben Wilhelm Bodes 'Stunden mit Goethe' einhergingen und, mit Heinrich v. Stein und Emerson beginnend, zu dem geistig verstandenen Weimar hinführten. Im selben Jahr veröffentlichte Adolf Bartels seinen Entwurf 'Das Weimarer

Hoftheater als Nationalbühne für die deutsche Jugend', das den Anstoß zur Gründung des 'Deutschen Schillerbundes' und seiner sommerlichen Festspiele gab. Die Goethe-Gesellschaft nahm gern Gelegenheit, auch diese alljährliche Wallfahrt von vielen Tausenden deutscher und auslandsdeutscher Schüler und Schülerinnen, die Weimar zum Ziel hatten und von hier unvergeßliche Bildungseindrücke ins Leben mitnahmen, nach Kräften zu fördern.

Aussaat und Ernte treffen in dieser Zeit zusammen. Die wachsende Geltung der Klassiker im deutschen Bildungsleben findet Ausdruck in der Hochflut von neuen Ausgaben, die dieses Jahrzehnt wirtschaftlicher Blüte auszeichnet. Während die Sophien-Ausgabe mit der Abteilung der Briefe sich langsam ihrem Abschluß näherte, fand sie Ergänzung in großen Sammelwerken wie der Zusammenstellung aller Äußerungen Goethes über seine Dichtungen durch Hans Gerhard Gräf oder der an Umfang verdoppelten zweiten Ausgabe der Goethischen Gespräche durch Flodoard v. Biedermann oder in den Neuausgaben der Briefwechsel, deren der Insel-Verlag sich annahm. Hier entstand nun ein Bild von solcher Vollständigkeit der Lebensäußerungen, wie sie noch niemals als Schaustellung eines großen Menschen in seiner Ganzheit zutage getreten war. All dieses Material konnte wiederum in einzigartiger Weise die Erläuterung und Deutung der Werke befruchten, die in kommentierten Gesamtausgaben verschiedener Verlage zusammengefaßt wurde. Luxusdrucke und kostbare Leistungen der Buchkunst gingen neben Massenauflagen, die die Setzmaschine auf den Markt warf, einher. Aber was noch fehlte, war eine wohlbedachte Auswahl des Besten und Allgemeinverständlichen für die Gesamtheit. Hier fand nun die Goethe-Gesellschaft eine schöne Aufgabe, die sie mit dem 'Volksgoethe', dessen Text Erich Schmidt besorgte und dessen Drucklegung der Insel-Verlag übernahm, gelöst hat. Im Jahre 1905 wurde dieses Unternehmen, für das die Gesellschaft einen Teil ihres Vermögens opferte, beschlossen; im Jahr 1909 lagen die sechs Bände vor. Sie wurden den Mitgliedern als Jahresgabe überwiesen; sie konnten weiterhin in großer Zahl als Schulprämien verteilt werden und kamen im übrigen zu billigstem Preis in den Handel,

so daß insgesamt nach einer späteren Neubearbeitung und Vermehrung eine Auflage von Hunderttausend erreicht wurde.

Ein Jahr, nachdem diese erfolgreiche Tat zur Ausführung gelangt war, konnte die Gesellschaft das Fest ihres 25jährigen Bestehens feiern mit befriedigtem Rückblick auf das Geleistete und hoffnungsvollem Ausblick auf das Kommende. Daimon und Tyche wirkten zusammen und riefen die Heiterkeit der alten Zeit zurück im Maskentreiben des Tiefurter Parkes. Die Aufführungen des 'Jahrmarktfests' auf der sonnigen Wiese und der 'Fischerin' am fackelbeleuchteten nächtlichen Ilmufer waren vom Jubel der Tanzgruppen übermütiger Jugend umrahmt, und Eros schwang sich zu diesem Fest der Freude vom Himmel herab:

Er schwebt heran auf luftigem Gefieder
Um Stirn und Brust den Frühlingstag entlang.

Die Goethe-Gegnerschaft schien in diesem Jahrzehnt zu verstummen. Während es geschah, daß in evangelischen Kirchen Goethische und Schillersche Texte den Predigten zugrunde gelegt wurden, machte sich auch im katholischen Volksteil ein Umschwung geltend. Schon 1899 war der tapfere Karl Muth mit seinem Aufsatz 'Unser Verhältnis zu Goethe' vorangegangen. Nun folgten Zeitschriften wie 'Hochland' und 'Über den Wassern', die die deutschen Katholiken aus der geistigen Abgeschlossenheit erlösen und zur vollen Teilhaftigkeit an den nationalen Geistesgütern führen wollten. Die dreibändige jesuitische Goethe-Biographie erfuhr zwar noch einmal eine Neubearbeitung, aber die Schroffheiten Baumgartners wurden durch seinen Nachfolger bereits wesentlich gemildert.

Im übrigen war die Zeit für solche durch quellenmäßigen Ballast aufgeschwellte unförmige Darstellungen vorüber. Man verlangte, über das Vereinzelte und Nebensächliche hinauszukommen zum Sinnvollen und Wesentlichen; die Einheit und Ganzheit der Gestalt wollte erfaßt sein. Dem entsprach eine neue Form der Darstellung, wie sie zuerst Houston Stewart Chamberlain in seinem Monumentalwerk vom Jahre 1912 fand, das den praktisch Tätigen, den Naturerforscher, den Dichter, den Weisen als Einheit sah und in dem Verhältnis Goethes zur Natur den

Schlüssel seines Wesens aufgriff. In anderer Einstellung folgte ihm bald darauf Friedrich Gundolf, der Schüler Stefan Georges, der den ganzen Ertrag wissenschaftlicher Forschung zur künstlerischen Schau der Einheit von Leben und Dichtung formte. Sein Werk stellte sich in das Zeichen des Eros, indem es ein Wort Goethes, das von der Geschichte galt, zu dem Bekenntnis umformte, auch in der Literaturgeschichte bleibe das Beste die Ehrfurcht und der Enthusiasmus:

Gar manches Herz verschwebt im Allgemeinen,
Doch widmet sich das Edelste dem Einen.

Auch im Ausland kam es in diesem Jahrzehnt zu entscheidendem Umschwung. In Frankreich, wo noch 1898 Edouard Rod die Legende von dem egoistischen Olympier erneuert hatte, setzte sich jetzt ein blutvolleres Goethebild durch, in der Dichtung bei André Gide, Paul Valéry, Maurice Barrès wie in der Wissenschaft bei Hippolyte Loiseau, der 1911 mit seinem großen Buch 'L'évolution morale de Goethe' die Anschauungen umformte. In England, wo unsere nur wenig jüngere Schwester, die 'English Goethe-Society' seit 1886 wirkte, trat in jenen Jahren ihr Präsident, der bedeutende Staatsmann Viscount Haldane, nachdrücklich für das Verständnis des Goethischen Universalismus ein. Auch in Nordamerika wurden jetzt die moralischen Hemmungen des Puritanismus überwunden, und das zwanzigbändige Unternehmen Kuno Franckes 'The German Classics' warb für Goethe, indem es mit seinen zwei ersten Bänden die Hauptwerke in neuen Übersetzungen vorlegte.

*

Die Stunde schien gekommen, da Goethe seinen unbestrittenen Thron im Pantheon der Weltliteratur einnehmen durfte. Aber das Ende des dritten Jahrzehnts fiel mit dem Ausbruch des Weltkriegs zusammen, und die vierte Dekade beginnt im düsteren Zeichen des Urwortes 'Ananke', der Nötigung:

Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten:
Bedingung und Gesetz; und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Willen weicht die Willkür stille!
Das Liebste wird vom Herzen weggescholten,
Dem harten Muß bequemt sich Will' und Grille.

Nach einem Gedicht Gottfried Kellers aus dem Jahr 1871 war Goethe dem Kleinod zu vergleichen, „das im Kriege man still vergräbt im sichersten Gewölbe". Jetzt hieß es anders; man hörte, daß der deutsche Soldat mit Goethes 'Faust' im Tornister zum Schützengraben gezogen sei. Aber auch die Weltpropaganda des Gegners suchte den Weltdichter als Waffe in ihren Dienst zu stellen; Weimar wurde gegen Potdam ausgespielt, und man vermeinte, Goethe in Gegensatz zu seinem ums Dasein ringenden Volke bringen zu können. Wie eine nachgibige Verbeugung gegenüber solcher Finte mußte es wirken, als das zusammengebrochene Deutschland nach Weimar seine Nationalversammlung berief. In diesem Bau, der dem Andenken Goethes und Schillers geweiht ist, mußte das unwürdige Schauspiel der Besiegelung des entehrenden Versailler Vertrags gegeben werden. Weimar lief Gefahr, zu einem Sinnbild deutscher Schmach zu werden.

Dagegen protestierten die Geister Goethes und Schillers. Schiller mit den Worten seines unvollendeten Zeitgedichts:

Stürzte auch in Kriegesflammen
Deutsches Kaiserreich zusammen,
Deutsche Größe bleibt bestehn.

Der junge Goethe mit dem stolzen Weckruf seiner ersten Weimarer Jahre:[1]

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme der Götter herbei.

Der klassische Goethe mit seinem Schicksalslied:

Du mußt herrschen und gewinnen
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphieren,
Amboß oder Hammer sein.

Unterwürfiger Verzicht in weibischem Zagen und regungslose Ohnmacht des Amboß war etwas anderes als die große Idee der Entsagung, die auch beim alten Goethe immer mit Freiheit gepaart sein mußte. Jetzt aber hieß es:

So sind wir scheinfrei denn, nach manchen Jahren
Nur enger dran, als wir am Anfang waren.

Mit diesen Versen ist auch die Lage unserer Gesellschaft im vierten Jahrzehnt bezeichnet. Die Besucher der damaligen Versammlungen werden sich noch der Kämpfe erinnern, die um die Scheinfreiheit geführt wurden und um das Ziel, auch der Goethe-Gesellschaft eine Art Weimarer Verfassung aufzudrängen. Die Festigkeit des Widerstandes gegen diese von Berlin ausgehenden Versuche setzten den Vorstand und die Präsidenten dieses Jahrzehnts, namentlich den Freiherrn v. Rheinbaben und den Feuergeist Gustav Roethe, heftigen Angriffen aus, und brachten die Gesellschaft in den Ruf eines reaktionären Nationalismus.

Gut, daß es so war! Die Gesellschaft wuchs, ihr Mitgliederstand hat sich in diesem Jahrzehnt nahezu verdoppelt, wozu vor allem die Gründung von Ortsgruppen in allen Teilen des Reichs beitrug. Das ist das bemerkenswerteste Ereignis in diesem Kapitel. Die Ortsgruppen haben ihre Aufgaben in verschiedener Weise aufgefaßt: teils blieben sie bei der Versenkung in Goethes Werk; teils umfaßten sie alle großen Geister der Vergangenheit; teils zogen sie die lebenden Dichter hinzu. Allen gemeinsam war der Hunger nach geistigem Leben, um Widerstandskraft zu gewinnen gegen niederdrückende Not und verzweifelte Trübsal. Die Goethe-Gesellschaft blieb nicht allein. Der Wille zum Aufschwung rief damals eine Reihe neuer Dichtergesellschaften ins Leben, von denen nur die Kleist-Gesellschaft in Frankfurt a. O. und die Jean Paul-Gesellschaft in Bayreuth genannt seien. Der dritte Zeitgenosse der Klassiker, der nun unter die Heroen trat, war Hölderlin, und seine Verehrung bedurfte nicht der Pflege einer eigenen Gesellschaft, da der Kreis Stefan Georges ihn in sein Heiligtum zog und da die ganze deutsche Jugend seine edle Gestalt, die von den frommen Griechen zum Vaterland zurückkehrte, als Führer erlebte.

Auch die Wissenschaft ließ in diesem Jahrzehnt den Dienst an dem Einen hinter dem Sinn für das Ganze zurücktreten. Die Blütezeit der großen Monographien war vorüber; an ihre Stelle trat die umfassende geistesgeschichtliche Betrachtung des ganzen

Zeitalters, das nach seinem Größten benannt wurde, wie es in Korffs 'Geist der Goethezeit' geschah.

Der Tempel der deutschen Klassik erhob sich über Niederungen des politischen Lebens mit starkem Dennoch; so fern er der Gegenwart lag, so war er von gleichen Gefahren der Zeitlage bedroht gewesen und hatte sie überdauert. Der Aufblick zu diesem Siegesdenkmal des Geistes spendete Kraft und Hoffnung. So sandte der Wille zur Wiedergeburt seine Zeichen voraus. Auch im vierten Jahrzehnt, das mit der Todesernte des Krieges begann, erfüllte sich das Gesetz des „Stirb und Werde!"

Das Jahrzehnt schloß mit der Feier des 175. Geburtstages Goethes, der am 28. August 1924 in Weimar begangen wurde. Die Gedächtnisrede Roethes begann mit der Feststellung, daß Goethes Werk und Weisheit inmitten der trüben Fluten anschwellender geistiger Unbildung und Unkraft die rettende Arche bedeute, in der sich die Gläubigen zusammenfinden, die auf die Größe und Dauer des deutschen Geistes vertrauen. Sie schloß mit einem Blick in die Zukunft: „Wenn die Goethe-Gesellschaft den 200. Geburtstag unseres größten Dichters und Weisen begehen darf, möge es dann anders aussehen in Deutschland, ein hellerer Himmel unserem Volke leuchten! möge dann vor allem wieder der aufwärts ringende Geist durch unser Volk gehen, der der Erlösung in Zukunft sicher ist, weil er immer strebend sich bemüht."

Hier klingt bereits das letzte der orphischen Urworte durch, das nun zum Leitmotiv des fünften Jahrzehnts werden konnte: „Elpis", die Hoffnung.

*

Die Geschicke dieses letzten Jahrzehnts sind in aller Erinnerung und für uns noch nicht Geschichte geworden. Man kann sagen, daß auf die „Lehrjahre" die „Wanderjahre" folgten und daß auch die Goethe-Gesellschaft beflügelt „durch alle Zonen schwärmte". Zwar blieb Weimar der feste Ankerplatz, und die alljährlichen Versammlungen in der Woche nach Pfingsten änderten nur insofern ihr Gesicht, als durch Einladung von Studierenden deutscher, grenzlanddeutscher und außerdeutscher Hochschulen für einen Zuzug frischer Jugend gesorgt werden konnte. Außer den

regelmäßigen Ausflügen zu Goethestätten der Umgegend gab es aber fast in jedem Jahr ein auswärtiges Ereignis, bei dem die Goethe-Gesellschaft als Mitveranstalterin auftrat: 1928 die Goethewoche in Bochum, 1929 die Eröffnung des Goethe-Lessing-Jahres und der Faust-Ausstellung in Braunschweig und Wolfenbüttel, 1930 die Deutschkundliche Woche in Danzig, 1931 die Feier von Frau Ajas 200. Geburtstag in Frankfurt a. M. und im vergangenen Jahr die Deutsche Schillerwoche in Bochum-Duisburg, die die außerordentliche Leistung einer Darstellung des dramatischen Gesamtwerkes von den 'Räubern' bis zum 'Tell' in einheitlicher Inszenierung durchführte.

Die werbende Bedeutung dieser Fahrten lag darin, daß Weimars Heiligtümer segenspendend durch die Lande getragen wurden, so wie es einstmals mit dem germanischen Götterbild geschehen war. Nicht nur andere Gegenden in West und Ost, sondern auch weitere Bevölkerungsschichten waren in den fernen Städten durch Theater und Vorträge zu erfassen. Mit dem hämmernden Pulsschlag des schaffenden Handwerks vermählte sich der Rhythmus des klassischen Verses. Goethe für das arbeitende Volk! Als die Bochumer Goethewoche eröffnet wurde, konnte Gerhart Hauptmann von der wahren Volkstümlichkeit Goethes als einer Sache der Zukunft, der die Generationen entgegenwüchsen, sprechen. Ein schwärmerischer Wunsch, eine Hoffnung! Auf den Märkten des mächtigen Industriegebiets wollte er dem Dichter des 'Wilhelm Meister' Denkmäler gesetzt sehen. „Würde nicht jeder", so sagte er, „der die Früchte dieses Lebens als eines langen Arbeitstages kennt, wissen, daß seine Teilnahme mit allem, was in den Tiefen der Schächte, in den Schmelzhütten, Hochöfen und Eisenhämmern geschieht, verbunden ist?"

Jetzt wurde der einsam stehende alte Goethe zu einem Ereignis, das vorher kaum in vollem Umfange begriffen worden war. Der Seher und Prophet, der die Probleme des kommenden Jahrhunderts mit einem das Dunkel der Zukunft durchdringenden Tiefblick wahrgenommen hatte, der soziale Fürsorger, der Besitz und Gemeingut in organisches Gleichgewicht gebracht sehen wollte und in der Vision des freien Volkes auf freiem Grunde der Faustischen Sehnsucht ein Ziel setzte, der Erzieher,

der die Bildung nicht mehr dem Einzelnen, sondern der Gesamtheit zudachte und vom Individuum die Einordnung in eine tätige Gemeinschaft forderte; der religiöse Denker, der in allem Vergänglichen nur ein Gleichnis des Ewigen schaute und in der Hingabe an ein Höheres, Reines, Unbekanntes den Begriff des Frommseins erklärte — dieses All enthüllte sich jetzt erst in seiner vorausschauenden Weisheit und stellte sich als geordneter Kosmos dem Chaos entgegen. Selbst das katholische Schrifttum konnte ihm jetzt in einer neuen Wandlung tiefe Religiosität zuerkennen und sogar einen Vergleich ziehen zwischen seiner Lehre und der des heiligen Thomas von Aquin.

Es gab kaum mehr einen Streit um Goethe, nur noch eine vielseitige Inanspruchnahme seiner Autorität und eine Nutzanwendung seiner Aussprüche auf die verschiedensten Gebiete des Lebens. Aber diese Schätzung, für die das überzeitliche und allumfassende Ansehen gar nicht mehr in Frage stand, stellte schließlich ein Verhältnis her, das als leidenschaftslose Selbstverständlichkeit der Erregung des Kampfes entbehrte. Damit wurde der Jugend der Reiz des eigenen Zuganges genommen, der Jugend, die nun einmal im Widerspruch sich entwickelt und auch zur Ehrfurcht durch das persönliche Erlebnis gezwungen, nicht durch Erziehertum angeleitet werden will. Nachdem schon vorher die pädagogische Unfähigkeitserklärung eines Berliner Schulmannes über die „Not der Klassiker im deutschen Unterricht" geklagt hatte, erschien 1931 eine kleine Schrift, die den sensationellen Titel 'Jugend ohne Goethe' trug. Der Verfasser, Max Kommerell, hatte vorher im Zeichen der 'Blätter für die Kunst' auf die Dichter der Klassik als Führer gewiesen. Jetzt wollte er die beunruhigende Erfahrung gemacht haben, daß der Schrei der Jugend nach einem Führer keine Befriedigung mehr in Goethe finde. Vielleicht war es doch mehr eine Krisis der Dichtung überhaupt in dem harten Wirklichkeitssinn des technischen Zeitalters. Bezeichnend ist es aber, daß dieser jugendliche Erzieher die Achtung des Gegensatzes in Anspruch nehmen wollte und gerade vom alten Goethe, dem Goethe Eckermanns, den ja auch Nietzsche in voller Gegensätzlichkeit als unwandelbare Größe anerkannt hatte, den Einfluß auf die Jugend erhoffte. Schließlich

ist es eben doch ewige Jugend, die auch aus dem Alten spricht und zum Leben ruft:

Entzieht euch dem verstorb'nen Zeug,
Lebend'ges laßt uns lieben.

Im Jahr 1932 klangen alle Glocken zusammen zur Weltfeier des hundertsten Todestages und sangen ein neues „Stirb und Werde!" Das Goethejahr begann für Deutschland in Berlin, als die 'Akademie der Künste', deren Mitglied Goethe gewesen war, die einzigartige Sammlung Kippenberg zur Schau stellte; es endete mit der Augustfeier in Frankfurt a. M., wo neben dem Geburtshaus der neu eingeweihte Museumsbau, der durch ein großes Volksopfer zustande gekommen war, zur Besichtigung einlud. Dazwischen lag als Gipfel die Reichsfeier in Weimar, die in der Karwoche zum Wiederauferstehungsfest wurde. Die deutschen Theater ehrten den Dramatiker durch Gesamtgastspiele auf der Weimarer Bühne; Redner aus allen Ländern kündeten den Ruhm des Dichters; die Niederlegung der Kränze aller Nationen in der Fürstengruft war eine ergreifende symbolische Huldigung der ganzen Welt. Und aus der Ferne kam der Widerhall; auf dem Janiculus in Rom wurde ein germanisches Kulturinstitut unter dem Namen 'Casa di Goethe' eingeweiht, die Italienische Akademie brachte Farinellis kostbare Ausgabe des Reisetagebuchs von Goethes Vater dar; im Paris sah die Galérie Mazarin der Bibiliothèque Nationale eine stolze Goethe-Ausstellung. Und so in aller Welt: von Nord- und Südamerika, Afrika und Australien bis nach Ostasien erklang an diesem Tage in allen Sprachen als magisches Zauberwort, das die Menschheit verband, der Name Goethe.

Ein Jahr später, fast auf den Tag, wurde eine andere Gruft zum Mittelpunkt der Sammlung. Am 21. März 1933 wurde in Potsdam die Auferstehung Deutschlands gefeiert am Grabe Friedrichs des Großen. Die Weltmeinung glaubte nun das Gegenspiel zu erkennen und wollte nicht begreifen, daß man sowohl Friedrich dem Großen wie Goethe in gleicher Heldenverehrung als Symbolen des deutschen Geistes huldigen könne, wie es doch schon zu Goethes Lebzeiten Thomas Carlyle bewiesen hatte.

Wohl bedeutete der Tag von Potsdam eine Absage an den falschen Geist von Weimar, aber nicht einen Abfall von Goethe, der vielmehr als reinste und reichste Verkörperung deutscher Art, als der größte „Hüter und Bewahrer unserer Anlage", wie ihn Alfred Rosenberg nennt, in Ehren blieb, auch wenn er nicht als Führer im Kampfe voranzog.

Wir kommen nicht um die Frage herum, wie Goethe selbst sich zu den gewaltigen Wandlungen, die in den letzten Jahren mit seinem Volk vorgegangen sind, gestellt hätte. Es ist eine Frage an Goethes vaterländisches Fühlen. Wie er im Frühjahr 1813 Lützowschen Jägern, die in den Freiheitskampf zogen, an der Elbe die Waffen segnete, so würde er auch den schwarzen Gesellen und den braunen Kameraden, die 120 Jahre später für die innere Befreiung Deutschlands sich zu opfern bereit waren, seinen Gruß nicht versagt haben. Wie er damals durch das Wunder der Volkserhebung bekehrt wurde und in der Befreiung Deutschlands kaum für möglich Gehaltenes und doch in Herzenstiefe Ersehntes erfüllt sah, so würde er auch heute ehrfürchtig staunen über das Erwachen der Volkskraft und über die Erreichung eines Zieles, das in seinem fernsten Hoffen lag. Er selbst hatte nicht geglaubt, es je zu erleben, daß einmal alle Deutschen sich eins fühlten und daß, was anderen Völkern längst zuteilgeworden war, auch ihnen gelingen könnte: die Bildung zur Nation.

Wenn die Worte Adolf Hitlers, dem das Wunder gelang, im Mai dieses Jahres die Welt aufhorchen ließen, so lag in seinem an das deutsche Volk als Ganzes gerichteten Zuruf dieselbe Mahnung, mit der die Wahrheit als Goethes Muse sich an den Dichter wendet: „Erkenne dich, leb mit der Welt in Frieden!" Sich erkennen heißt beidemale nicht beschauliche Betrachtung, sondern tätige Selbstbestimmung, Reinhaltung des eigenen Wesens Selbstbehauptung und strebendes Bemühen der Selbstwerdung

Der Führer des deutschen Volkes ehrte den Herrscher im Reich der deutschen Sprache, indem er durch persönliches Eingreifen das Zustandekommen des Baus ermöglichte, den wir morgen an Goethes 186. Geburtstag einweihen dürfen. Die Goethe-Gesellschaft hat jahrelang gegen unsägliche Widerstände an dem Zustandekommen dieses Werkes mitgearbeitet; jetzt heißt es endlich:

Doch solcher Grenze, solcher ehrnen Mauer
Höchst widerwärt'ge Pforte wird entriegelt.

Wir dürfen es voller Dank als glücklichen Schlußstein fünfzigjährigen Wirkens betrachten, wenn nunmehr in der Erschließung der Goethischen Sammlungen das letzte Stück seines Testamentes für das deutsche Volk erfüllt wird.

Das größere Vermächtnis aber liegt in dem Worte: „Erwirb es, um es zu besitzen!" als einem Antrieb zur stetigen Werte erkennenden und Werte schaffenden Tätigkeit. Goethe selbst hat als sein herrliches Erbteil und seinen Acker die Zeit bezeichnet. Auch in die neue Zeit zieht er ein und begrüßt das im Werden begriffene Deutschland, das sich sein eigenes Haus baut, mit dem Siedlerlied der 'Wanderjahre':

Wo an wohlgebahnten Straßen
Man in neuer Schenke weilt,
Wo dem Fremdling reicher Maßen
Ackerfeld ist zugeteilt,
Siedeln wir uns an mit andern.
Eilet, eilet, einzuwandern
In das feste Vaterland.
Heil dir, Führer! Heil dir, Band!

Ein Band ist Goethes Dichtung, das alle Deutschen auch jenseits der Grenzen des festen Vaterlandes umschließt; ein Band zugleich, das es mit der Welt verknüpft. Kein laufendes Band des hastigen und lärmenden Betriebs einer Maschinenkultur, sondern die unsichtbare Verbundenheit jedes Einzelnen mit dem großen Sender, der grenzenlose Räume beherrscht und zu Millionen spricht. In dem Ausbau dieses Netzes von Anschlüssen, in der Verbreitung und Vermittlung dieses nationalen Gutes, in der Pflege und Erwerbung dieses Menschheitsbesitzes liegen unsre Aufgaben für weitere Jahrzehnte:

Hier flechten sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Tätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen.

*

In dem halben Jahrhundert, auf das wir zurückblicken, war die Goetheverehrung so eng verbunden mit den inneren und äußeren Geschicken Deutschlands, daß wir sie auch im Ausblick auf die Zukunft nicht davon trennen können. Es kann kein Deutschland geben ohne Goethe und keinen Goethe ohne Deutschland. Suchen wir ein neues Urwort für das kommende Jahrzehnt, so muß es „Pistis", der Glaube, sein: der Glaube an die beglückende Kraft des Dichterwortes, in dem ein Volk sich erkennt; der Lebensglaube, den Goethe wie kein anderer der Menschheit vorgelebt hat; der Glaube an die Zukunft.

Tyche und Ananke müssen mit ihren Zufälligkeiten und Nötigungen hinter der schicksalbestimmenden Kraft des Daimon zurücktreten; Liebe und Hoffnung aber bleiben in Gesellschaft des Glaubens. Wenn die Liebe die größte unter den dreien ist und der Glaube der stärkste, so ist die Hoffnung die schnellste; sie erhebt uns über Wolkendecke, Nebel, Regenschauer und fliegt wegweisend voraus in unendliche Räume:

Ein Flügelschlag — und hinter uns Aeonen.

Goethe und Friedrich der Große.

Von Paul Herre (Berlin-Charlottenburg).

Wie Goethe zu dem großen König gestanden hat, der während der ersten Lebenshälfte des Dichters die deutschen Geschicke bestimmte, gehört zu den reizvollsten Fragen seiner Lebensgeschichte, ja berührt, recht verstanden, geradezu ein biographisches Zentralproblem. Zwar ist von jeher in den Literaturgeschichten und Lebensbeschreibungen zu lesen, daß Friedrich der Große auf Goethe eine starke Anziehungskraft ausgeübt hat. Aber die überragende Rolle, die der Begründer der preußischen Großmachtstellung, gleichbleibend und doch eigenartig wechselvoll, in seinem Denken und Schaffen gespielt hat, ist in ihrer Bedeutung nur unzureichend bekannt[1]), und selbst die Forschung hat ihre Dauer, ihre Festigkeit und ihren Sinn bisher nicht voll erfaßt. Eine Klarstellung der tiefen Wirkung, die von der Herrschergestalt des großen Friedrich über das ganze Leben Goethes hin ausstrahlt, erscheint unter persönlichen wie sachlichen Gesichtspunkten höchst fruchtbar; denn sie zeigt das Verhältnis des Dichters zu seiner Umwelt und die Wandlungen, die es durchlief, vielfach in neuem Licht.

Von den ganz großen Männern unserer jüngeren Vergangenheit, die als ewige Offenbarungen deutschen Wirkens und Wesens in uns lebendig sind, waren nur Goethe und Friedrich der Große Zeitgenossen. Das Schicksal hat es gefügt, daß der König 37 Jahre zählte, als der Dichter geboren wurde, und daß der

[1]) Ich nehme auch die beiden jüngst erschienenen Aufsätze, die sich, wenn auch in sich sehr verschieden geartet, mit dem meinigen berühren, dabei nicht aus: Ernst Schaumkell, 'Goethe und das Preußentum' ('Zeitschrift für Politik', Bd. 24, 1934, S. 451—464) und Hermann Burger, 'Das Porträt Friedrichs des Großen im Frankfurter Goethemuseum' (Goethe-Kalender' 1935 S. 69ff.).

Dichter 37 Jahre alt war, als der König starb. Ihr Leben hat sich also länger als ein Menschenalter überschnitten. Nicht nur als geistige und sittliche Macht, die von einer älteren Epoche in eine jüngere hinüberwirkt, sprach Friedrich zu Goethe, sondern er redete zu ihm in aller Unmittelbarkeit mit der ehernen Stimme seines weltgeschichtlichen Handelns als die überragende Herrschergestalt seiner Zeit. Das war die eindringlichste Sprache, die an Goethes Ohr klingen konnte. Denn erkannte er auch die großen Menschen der Weltgeschichte an: bei der völligen Skepsis, mit der er dem verwirrenden Auf und Ab der geschichtlichen Entwicklung gegenüberstand, konzentrierte sich sein historisches Interesse auf die Gegenwart, und innerhalb ihrer haftete es an dem großen Menschen. Wenn er als das Beste, das wir von der Geschichte haben, den Enthusiasmus rühmte, so war dessen Erreger eben die große Persönlichkeit.[1]) Das sicherte Friedrich in Goethes Fühlen und Denken von vornherein einen Ehrenplatz.

Allerdings ist es dem Dichter nicht vergönnt gewesen, den König von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Das einzigemal, da er zu dessen Lebzeiten (1778) in Berlin weilte, war Friedrich abwesend. Nur von der Ferne, aber das wie in einer gewaltigen Körperlichkeit, griff der Preußenherrscher in Goethes Dasein ein. Und zwar von Jugend an. Wie bekannt, hat der Dichter in seinem Erlebnisbuch geschildert, welchen tiefen Eindruck die Taten des großen Königs auf ihn als Knaben gemacht haben, und die Erinnerung an den Siebenjährigen Krieg, den er damals „in großer Gemütsbewegung“ miterlebte, hat ihn als ein besonders kostbares Vermächtnis seiner Frühjahre durch das ganze Leben begleitet. Eine wahre Fridericus-Schwärmerei erfüllte seine Jugendzeit, und er hätte, ein reichsstädtisches Bürgerkind, mit seinen damaligen Empfindungen vielleicht manchen Untertan des heldischen Herrschers beschämen können. Die preußenfeindliche Stimmung, die er als junger Student in Leipzig antraf, dämpfte diesen Enthusiasmus wohl ein wenig und brachte nach Goethes eignem späteren Geständnis die bedin-

---

[1]) Vgl. Herbert Cysarz, ‘Goethe und das geschichtliche Weltbild’. Brünn 1932.

gungslose Verehrung für Friedrich zu einer leisen Abkühlung. Kritische Töne machten sich zwischendurch geltend, wie die Bemerkung (Brief vom 18. Oktober 1766) erkennen läßt, es gebe jetzt wohl in ganz Europa keinen so gottlosen Ort wie die Residenz des preußischen Königs. Trotzdem blieb die Fritzische Gesinnung Goethes, für die im Elternhaus der Grund gelegt worden war, auch in den Jahren seines Heranwachsens zum Mann im tiefsten unerschüttert bestehen.

Für die Zeit seiner Promotion in Straßburg (1771/2) verzeichnet der Dichter in seiner Selbstbiographie, daß, wenn er mit seinen Freunden nach Norden blickte, ihnen von dort Friedrich, der Polarstern, herleuchtete, um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien, und sie sahen ihn so auf dem kontrastierenden Hintergrund des Reiches, das im „monströsen Zustand" eines kranken Körpers „nur durch ein Wunder am Leben erhalten ward". Sie verziehen dem König sogar seine Vorliebe für die fremde Sprache, freilich mit der sarkastischen Begründung, die für diesen Kreis junger Literaten bezeichnend war, daß er von seinen französischen Poeten schlecht behandelt werde. Auch als Goethe sich in seiner Vaterstadt als Rechtsanwalt niedergelassen hatte, stand es für ihn fest, daß der „auf seiner Kraft ruhende" Herrscher noch immer das Schicksal Europas und der Welt abwiege.

Die persönlichen Erlebnisse, die in seinen Mannesjahren den Dichter und Minister mit dem großen König in Berührung brachten, änderten an dieser Grundstimmung nichts. Dabei bildete die Härte, mit der der Herr des norddeutschen Emporkömmlingsstaates Goethes thüringische Wahlheimat behandelte, keine leichte Belastung. Überhaupt hatte die Machtpolitik Friedrichs im Sinne der neuen Großmachtstellung Preußens nicht nur nicht den Beifall, sondern sogar die Gegnerschaft des kleinstaatlichen Ministers. Er sprach damals (1780 in der Nachdichtung des Aristophanes 'Die Vögel') von den „immer bereitwilligen Krallen des schwarzen Adlers". Der preußische Anspruch auf Truppenwerbungen im Weimarischen nahm Goethe für den Plan eines kleinfürstlichen Bundes zum Schutz der Reichsfreiheit und der kleinstaatlichen Selbständigkeit ein, und es entsprach wenig

seinen Anschauungen, wenn dieser Fürstenbund schließlich nicht gegen Preußen seine Front nahm, sondern es vielmehr einbezog. Ebenso verdroß es ihn, daß sein Herzog dieser Wendung zustimmte und bald sogar politisch an Preußen Anlehnung suchte.[1])

Aber gerade der Aufenthalt, den Goethe im Dienst der Politik im Mai 1778, gelegentlich der Auseinandersetzungen über die bayrische Erbfolge, in Berlin und Potsdam nahm und während dessen er überall, mitten in den militärischen Vorbereitungen, den Schaffensspuren des abwesenden Königs, dem großen Uhrwerk seines Staates begegnete, erneuerte und vertiefte den ungeheuren Eindruck, den er von der menschlichen Größe und persönlichen Autorität Friedrichs hatte. In dem bekannten Briefe vom 5. August 1778 an seinen Freund Merck hat er gestanden, daß ihm bei seinem Besuch tausend Lichter aufgegangen seien. „Und dem alten Fritz bin ich recht nah worden, da ich hab' sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissenen Vorhänge, und hab' über den großen Menschen seine eignen Lumpenhunde" — Goethe war in eine Gesellschaft frondierender Generäle geraten — „räsonieren hören".[2]) Dieses nörgelnde Angehen Kleiner gegen den ganz Großen, der beanspruchen konnte, mit weltgeschichtlichen Maßen gemessen zu werden, war nur dazu angetan, ihn in den Augen des Dichters weiter zu erhöhen.

Von da kam Goethe auch über das absprechende Urteil hinweg, das Friedrich in der Schrift 'Von der deutschen Literatur' über seinen 'Götz von Berlichingen', „die abscheuliche Nachahmung dieser schlechten englischen Stücke", hatte. Allerdings plante er zunächst eine Erwiderung in Gestalt eines Spott- und Kampfgesprächs, zu dem ein Franzose und ein Deutscher in einem Gasthof zu Frankfurt vereinigt wurden, doch kam er davon ab. Es geht gewiß auf ein Gefühl ehrfürchtiger Scheu zurück, wenn

[1]) Über diese Zusammenhänge vgl. Ottokar Lorenz: 'Goethes politische Lehrjahre'. Berlin 1893.

[2]) Näheres bei Otto Pniower: 'Goethe in Berlin und Potsdam'. Berlin 1925.

der junge Dichter auf Herders Rat davon Abstand nahm, dem greisen Herrscher auf die tadelnden Worte zu antworten. „Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Szepter führt", so erklärte er (21. Juni 1781 an Jenny v. Voigts), „muß die Produktion eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Überdies möchte ein billiger und toleranter Geschmack wohl keine auszeichnende Eigenschaft eines Königs sein, so wenig sie ihm, wenn er sie hätte, einen großen Namen erwerben würde; vielmehr dünkt mich, das Ausschließende zieme sich für das Große und Vornehme." Er sah Größe und Einseitigkeit im Helden unzertrennlich und begründete damit (14. November 1781 an Merck) das Verhalten des harten königlichen Kritikers: „wie er in seinem verschabten blauen Rock und mit seiner bucklichten Gestalt große Taten getan hat, so hat er auch mit seiner eigensinnigen, voreingenommenen, unrektifizierten Vorstellungsart die Welthändel nach seinem Sinn gezwungen".

Das war eine Stellungnahme, die Goethe ehrt. Und der Dichter war sogar objektiv genug, in dem berühmten Rückblick auf die Entwicklung der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert, der das siebente Buch von 'Dichtung und Wahrheit' bildet, den schlechthin beherrschenden Einfluß, den die Persönlichkeit des großen Königs auf die Entwicklung des deutschen Geisteslebens ausgeübt hat, von hoher Warte aus anzuerkennen. „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt", so urteilt er, „kam durch Friedrich den Großen und die Taten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. ... An dem großen Begriffe, den die preußischen Schriftsteller von ihrem König hegen durften, bauten sie sich erst heran, und um desto eifriger, als derjenige, in dessen Namen sie alles taten, ein für allemal nichts von ihnen wissen wollte". Goethe geht als berichtender Historiker noch weiter. Er nimmt Friedrich auch in diesem Zusammenhange wegen seiner Vorliebe für die französische Bildung und des Imports französischer Kultur durch ihn nach Deutschland in Schutz, allerdings wieder mit einer Begründung, die eines spöttischen Untertons nicht entbehrt: die Deutschen seien dadurch zum Widerspruch aufgefordert worden, und so sei die Abneigung des Königs gegen das Deutsche für die Entwicklung der deutschen

Literatur ein Glück gewesen. Ja, er entschuldigt Friedrich auch noch, wenn sich dieser der Anerkennung und Schätzung dessen entzog, was mit innerer Überzeugung als recht und deutsch erkannt worden war. „Dies geschah nicht und konnte nicht geschehen, denn wie kann man von einem König, der geistig leben und genießen will, verlangen, daß er seine Jahre verliere um das, was er für barbarisch hält, nur allzu spät entwickelt und genießbar zu sehen?“ Weiter konnte der Dichter dem großen Menschen in der Anerkennung seines besonderen, über alles Erdgebundene sich erhebenden Lebensrechtes nicht entgegenkommen.

So überdauerte die Fritzische Gesinnung Goethes die heldischen Schaffensjahre des Herrschers, und das langsame Verlöschen der geschichtlichen Gestalt ergriff ihn wie ein grandioser, vom Gesetz der Unausweichlichkeit beherrschter Naturprozeß. „Wenn ich vom alten König höre, ist mirs, als wenn mich der Prediger auf einen hohen Berg führte und mich dort einen Trauerblick auf die Menschen und ihre Herrlichkeit tun ließe“, gestand er (9. April 1781) seinem Freunde Lavater. Auch der vereinsamte harte Sonderling in Sanssouci blieb ihm der königliche Held, zu dem er als der Verkörperung genialen Herrschertums in tiefster Bewunderung aufsah, und die bösen Anwürfe, die Voltaire gegen seinen einstigen fürstlichen Freund richtete und mit denen man sich im Sommer 1784 in Weimar beschäftigte, brachten ihn nur zu der sarkastischen Bemerkung (5. Juni an Charlotte von Stein), man werde sie lesen wie eine Satire auf die Weiber, sie beiseite legen und ihnen wieder zu Füßen fallen. Als Goethes Landesherr sich Anfang 1786, wenige Monate vor Friedrichs Tod, zu politischen Verhandlungen nach Berlin begab — übrigens mit dem Erfolg, daß der greise König voller Genugtuung feststellte, ‘Götz von Berlichingen’ habe nicht die geringste Spur bei Karl August hinterlassen![1]) —, da begleitete der Dichter (Januar 1786 an Jacobi) seinen Herzog mit dem Wunsche, „der abgelebte Löwe“ möchte ihn mit seinem letzten Atem segnen.

---

[1]) Friedrich an seinen Bruder Heinrich 20. 1. 1786. G. B. Volz in Bd. I 305 der zweibändigen deutschen Ausgabe der ausgewählten Werke Friedrichs.

Deshalb hatte der Tod des großen Königs für Goethe auch eine unmittelbare persönliche Bedeutung. In dem schlichten Wort, das er einige Monate später (17. Januar 1787) schrieb, als er auf der italienischen Reise von seiner Freundin Charlotte von Stein Kunde über Friedrichs Nachlaß erhielt, schwingt noch der tiefe Eindruck nach, den das Hinscheiden des Herrschers auf ihn ausübte: „Wie gern ist man still, wenn man so einen zur Ruhe gebracht sieht". Vollends der Tote wurde nun für ihn die Idealgestalt eines königlichen Heros, der selbsterlebte Inbegriff einer geschichtlichen Herrschererscheinung größten Ausmaßes. In der zehnten römischen Elegie stellte er Friedrich in eine Reihe mit Alexander und Caesar, und im Italienischen Tagebuch[1]) feierte er „den großen König, dessen Ruhm die Welt erfüllt", der endlich auch das Zeitliche gesegnet, um sich mit den Heroen seinesgleichen im Schattenreiche zu unterhalten.

Aber es war Goethe nicht genug, das Bild Friedrichs in sich zu tragen und den Ruhm des Unsterblichen zu verkünden. Er wollte den verehrten Herrscher mit dem physischen Auge sichtbar um sich haben und die Möglichkeit besitzen, sich an seinem Anblick zu erfreuen und zu erheben. So wird er noch vor Antritt seiner italienischen Reise die beiden Medaillen auf den Tod Friedrichs erworben haben, die sich in seinem Nachlaß vorfanden und noch heute den Beständen des Goethe-Nationalmuseums angehören, vielleicht auch die vier Münzen, die den Kopf des Fridericus Rex tragen. Vor allem aber konnte er Johannes Ecksteins ausgezeichnete Gipsbüste des großen Königs, die der Künstler nach der von ihm genommenen Totenmaske geschaffen hatte, bei sich aufstellen, wahrscheinlich ein Geschenk Karl Augusts, das ihm auch wegen seines Seltenheitswertes ein kostbarer Besitz sein mußte.[2]) Dagegen muß es dahin gestellt bleiben, zu welcher Zeit er den Porträtstich von Lips nach Bardou, der sich aus seinem Nachlaß erhalten hat, seinen Sammlungen einverleiben konnte.

[1]) Freilich aus der Erinnerung mit der irrigen Annahme, daß ihm damals erst (19. Januar 1787) die Nachricht vom Tode Friedrichs zugegangen sei, worauf schon mehrmals aufmerksam gemacht worden ist.

[2]) Diese Angaben nach einer gütigen Auskunft der Direktion des Goethe-Nationalmuseums.

Auch später hat er als Sammler immer wieder Friedrichs gedacht.

Nach seiner Rückkehr nach Weimar lebte diese Fridericus-Verehrung unvermindert in Goethe fort und fand an der Lektüre der nachgelassenen Werke des Königs neue Nahrung. Als er (im Herbst 1788) den soeben erschienenen ersten Band las, faßte er den tiefen Eindruck, den er davon hatte, seinem Freunde Knebel gegenüber (25. November) in die Worte zusammen: „es ist doch was einziges um diesen Menschen". Wir wissen nicht, was ihn von den Briefen und Gedichten des Toten so tief berührte, aber wie Herder werden auch ihn vor allem die Dichtungen, die Friedrich mitten zwischen den Schlachten verfaßte und die von einem Tatwillen, Pflichtbewußtsein und sittlichen Verantwortungsgefühl ohne gleichen erfüllt sind, erschüttert haben. Die große Herrscherpersönlichkeit hielt den Dichter über allen Wechsel der Zeit fest in ihrem Bann.

Was Goethe dem genialen König zollte, war ein menschlich-dichterischer Tribut an den großen Mann. Seine Verehrung für Friedrich galt nicht dem geschichtlichen Werk des Herrschers, der sein Land in den Kreis der Großmächte einführte, und ganz und gar nicht dem Verkörperer des harten preußischen Staates. Als er 25 Jahre nach dem Tode Friedrichs von seiner Begeisterung für den Heldenkönig in seinen Jugendjahren berichtete und sie als rein „Fritzisch" hinstellte, setzte er noch damals sehr bezeichnend hinzu: „Was ging uns Preußen an!" Seine Abneigung gegen die neue preußische Großmacht, die sich mit allen Mitteln des staatlichen Egoismus ihren Platz im europäischen Staatensystem erkämpfte, blieb bestehen, und eine Handlung wie die Teilung Polens, an der Friedrich, wenn auch nicht mit verantwortlicher Initiative, beteiligt war, verurteilte er als der Sittlichkeit widersprechend.[1])

Auch dem Staatsbegriff, den der Preußenkönig in großartiger Geschlossenheit repräsentierte und mit seiner genialen Persönlichkeit vorlebte, stand er ablehnend gegenüber. Zwar nahm er die großen Vertreter des aufgeklärten Despotismus als die über-

[1]) So in den Paralipomena zur 'Campagne in Frankreich 1792'.

ragenden Erscheinungen hin, die sie waren, aber seine eigne Staatsauffassung strebte andern Lösungen zu, die an das ständische Leben des alten Reiches anknüpften und im Staat nur eine Ordnungsanstalt zum Schutz des Einzelnen und zur Sicherung des kulturellen Schaffens erblickten. Sein Staatsideal ging, im Sinn des humanistischen Bildungsprinzips, das ihn in wachsendem Maße erfüllte, durchaus vom Einzelmenschen aus und widerstrebte dem Pflichtbegriff Friedrichs, der die unbedingte Einordnung des Einzelnen in die Staatsgemeinschaft und den hingebenden Dienst des Einzelnen für den Staat zur Grundlage hatte. Statt des friderizianischen Macht-, Rechts- und Wohlfahrtsstaates mit einem absoluten Herrscher und einem zu heroischer Hingabe an das Ganze bereiten Volke galt sein Streben einer Gemeinschaft zu immer höherer Bildung sich erhebender kulturschaffender Individuen. Nur im Pflichtbegriff selbst, so verschieden er sich hüben und drüben ausprägte, bestand eine innere Berührung zwischen den Welten von Potsdam und Weimar.[1])

So galt denn Goethes Liebe auch nicht dem preußischen Wesen, das dank der staatlichen Erziehungsarbeit des aufgeklärten Absolutismus entstand und unter dem überwältigenden Eindruck der großen Errungenschaften Preußens in Politik, Krieg und Wirtschaft anspruchsvoll hervortrat. Nicht ohne einen kritischen Unterton nannte er das stolze preußische Selbstbewußtsein, wie es durch Friedrichs Taten geschaffen war, „Wert, Würde und Starrsinn der Preußen", und er klagte über ihre „überstolz gewordene" Art. Anderseits wußte er den Wert dieses wunderbar erzogenen Menschenschlags wohl zu würdigen. Als er seinem Freunde von der italienischen Reise, dem Maler Philipp Hackert, später (1809) ein biographisches Denkmal setzte, sagte er von ihm, daß er als Preuße von Geburt „seinen Teil von der Glorie des großen Königs sich aneignete" und durch „Tüchtigkeit, Strenge, Schärfe, Tätigkeit und Ausdauer" den Besten seines preußischen Volkes ähnelte.

Aber alle diese Gesichtspunkte spielten in dem Verhältnis Goe-

[1]) Vgl. Schaumkells eingangs erwähnten Aufsatz und die von diesem mit Recht zum Teil richtiggestellte Rede Friedrich Wolters' 'Goethe als Erzieher zum nationalen Denken', Kiel 1925.

thes zu Friedrich überhaupt keine bestimmende Rolle. Wie der Dichter praktisch im Grunde einigermaßen gleichgültig hinsichtlich der Staats- und Regierungsformen Stellung nahm, wie er sich in der Wirklichkeit mit den verschiedensten Ausprägungen staatlichen und menschlichen Daseins abfand, so hatte er auch für eine so wirkliche Erscheinung wie Macht und Ausbreitungsdrang ein volles Verständnis, mochte für ihn damit auch das Gefühl des Unerfreulichen verbunden sein. Sogar in seinem Gegensatz zum Hause Habsburg war ihm Friedrich nicht anstößig und über die Schädigung, die dem Reiche durch den preußisch-österreichischen Dualismus zugefügt wurde, kam er leicht hinweg, denn obwohl Reichsstädter von Geburt, war ihm kein lebendiges Reichsgefühl mehr eigen, seitdem er am Kammergericht in Wetzlar in die verrotteten Zustände der Reichsgewalt hatte Einblick nehmen können und in Weimar zum kleinstaatlichen Fürstendiener geworden war. Er besaß, wie er selbst später Eckermann darlegte, die Gabe der „Phantasie für die Wahrheit des Realen". So sah er in dem Machtstreben etwas dem großen Staat Natureigenes und Schicksalhaftes, und die Träger großer Macht rückten deshalb für ihn immer in eine Sphäre des Außergewöhnlichen, der er sich nicht zugehörig fühlte, aber mit Respekt gegenüberstand. Nicht nur als Herrscher, sondern vor allem als königlicher Gebieter eines Machtstaates, dem er sogar eine eigne, über die des Philisters hinausgehende Moral zuerkannte, übte Friedrich von vornherein eine besondere Anziehungskraft auf ihn aus. Auch das Gegensätzliche, das er tief empfand und das in der Tat stark vorhanden war, sprach laut zu Goethe und keineswegs verneinend.

Erst recht aber natürlich das Verbindende, das zwischen den beiden großen Menschen bestand. Sie berührten sich in dem gemeinsamen Zug zum Universalismus, in der Herkunft von der klassischen Bildung und im Interesse an Literatur und geistigem Schaffen, sogar am romanischen Kulturstrom, denn wo der König mit seiner französischen Einseitigkeit zu weit ging, da kam ihm bei Goethe wenigstens die Anerkennung der kulturschaffenden Bedeutung des französischen Volkes entgegen. Auch im religiösen Empfinden waren sie eigentlich keine Gegensätze; denn mochten die Äußerungen ihrer Frömmigkeit noch so verschieden

sein, mochte der Dichter vor allem dem Skeptizismus des Königs fern stehen: in der Freiheit von aller christlichen Dogmatik und in der Betätigung einer idealistischen Sittlichkeit standen sie sich recht nahe.[1]) Und noch mehr in ihrem persönlichen Wesen. War Friedrich in allem Selbstherrscher, so besaß auch Goethe, freilich nur im Sinn seiner umfassenden geistigen Persönlichkeit, starke selbstherrliche Züge, und er selbst fühlte eine gewisse Verwandtschaft zwischen sich und dem aufgeklärten Herrscher. Aber noch näher brachte dem Dichter wohl den großen König all das, was er an erschütterndem Kampf im Innern dieses wunderbaren Mannes sich abspielen sah oder was er davon erahnte. Auch da klang etwas an, was ihn Friedrich verwandt erscheinen lassen mochte, was ihn beschäftigte und immer wieder zur innersten Anteilnahme führte. Und dabei machte auch die furchtbare Härte, die der König haben konnte und die manchmal kaum noch in dem dahinter stehenden unerbittlichen Gebot sittlicher Pflicht ihre Rechtfertigung hatte, keine Ausnahme. Als sich Goethe einmal (20. Februar 1821) mit dem Kanzler v. Müller über Knebels 'Lukrez' unterhielt, meinte er, dieser Römer komme ihm in seiner abstrus-ingrimmigen Art immer wie Friedrich II. vor, als er in der Schlacht von Kolin seinen Grenadieren, die zögerten, eine Batterie zu attackieren, zurief: „Ihr Hunde, wollt ihr denn ewig leben?"

Schließlich war es eben doch immer der heldische Willens- und Tatmensch, dem die Verehrung Goethes galt. Aber nicht nur der königliche Eroberer, der Macht begehrte und rücksichtslos handhabte, der das Schwert für sein hohes Ziel in die Wagschale warf und in blutigen Kriegen mit ungeheurer sittlicher Kraft über eine Welt von Feinden triumphierte, sondern in gleichem Umfang auch der aufbauende Landesherr, der in planvoller friedlich-kolonisatorischer Arbeit neues Kulturland schuf und seinen Untertanen Brot und Verdienst schenkte. Es machte auf den reifenden Dichter einen tiefen Eindruck, daß Friedrich seinen kriegerischen Ruhmestaten ein inneres Kolonisationswerk folgen

[1]) Ich sehe es nicht als meine Aufgabe an, mich hier im einzelnen über das Verhältnis zwischen dem Rationalismus Friedrichs des Großen und der Religiosität Goethes zu verbreiten.

ließ, das heute noch als die wirtschaftspolitische Musterleistung des aufgeklärten Staatsabsolutismus angesehen wird. Goethe scheint im besonderen durch die 1782 erschienene Schrift August Gottlieb Meißners über Friedrich Balthasar von Brenkenhof, den bedeutendsten Mitarbeiter des Königs auf diesem Gebiet, von den umfassenden kolonisatorischen Erschließungsarbeiten genauere Kenntnis erhalten zu haben.[1]) Vielleicht hat diese friedliche Aufbautätigkeit, die Friedrich zumal nach der ersten polnischen Teilung in den neu gewonnenen östlichen Provinzen geduldig und unermüdlich schaffend verrichtete, sogar stärker zu dem reiferen Goethe gesprochen als das wagemutige Antreten zu ungleichem Waffengang und das unerschütterliche Durchhalten in schwerer Kriegsnot. Hier war eine Saite berührt, die über das rein Sittliche hinaus den kleinstaatlichen Minister und Verwaltungsmann traf und seine Seele in Schwingung brachte.

Und der all das tat und leistete, war ein deutscher Fürst. Mochte Goethe in Friedrich dem Großen an erster Stelle, losgelöst von allem volklichen und staatlichen Hintergrund, immer den Inbegriff des königlichen Helden verehren: auch er sah schließlich das Wirken dieses Preußenherrschers im Rahmen der deutschen Geschichte. Im zwölften Buch seiner Selbstbiographie hat er auf den engen Zusammenhang, der da bestand, mit Nachdruck und unmißverständlich hingewiesen. Friedrich habe, so urteilt er, die Ehre eines Teils der deutschen Nation gegen eine Welt gerettet und es sei jedem Gliede der Nation erlaubt gewesen, durch Beifall und Verehrung des großen Königs teil an seinen Siegen zu nehmen. Zu denen, die so handelten, gehörte Goethe selbst, und wenn er auch nichts davon wissen wollte, daß Preußen dabei die geringste Rolle gespielt habe, so berührten die Ruhmestaten dieses Preußenkönigs doch seine deutsche Seele. Nicht nur äußerlich machte er sich den volkstümlichen Namen: „der Alte Fritz" zu eigen. Überall, wo er ihn verwendet, tritt das verstandesmäßige Urteil zurück und Friedrich wird zu einer Figur, die er mit Herz und Gemüt umfängt. Das gibt dem Verhältnis des Dich-

[1]) Dieser Nachweis dürfte von Hertz (vgl. S. 38 Anm. 1) erbracht sein.

ters zum großen König ein besonderes Gepräge. Daß Friedrich auch für Goethe zum „Alten Fritz“ wurde, kann nur auf dem Hintergrund der deutschen Lebens- und Kulturgemeinschaft verstanden werden. Auch der Weimarer Minister und Dichterfürst entrichtete damit seinen Tribut an ein emporwachsendes, von Friedrichs Persönlichkeit bestimmtes deutsches Nationalgefühl.

Es hätte nahe gelegen, daß Goethes Verehrung für Friedrich in einem großen dichterischen Werk Ausdruck suchte. Im Gegensatz zu Schiller, der sich auf Anregung seines Freundes Körner mehrere Jahre lang mit dem Plane eines Fridericus-Epos beschäftigte, um ihn dann schließlich doch aufzugeben, hat Goethe trotz aller Bewunderung niemals daran gedacht, sich zum Herold des großen Königs zu machen. Eine solche Aufgabe lag ihm nicht und konnte ihm nicht in den Sinn kommen. Mit so viel Verständnis er die historische Stellung der nationalen Dichter in der Entwicklung der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts zu würdigen vermochte: er selbst gehörte nicht zu ihnen. Sein dichterisches Schaffen ging von der menschlichen Seele aus und wandte sich nur ihr wieder zu. Friedrich lebte in ihm, aber niemals wäre er imstande gewesen, ihm für die Welt ein Denkmal zu setzen, das seine Taten in Jamben und Trochäen verherrlichte.

Und doch übte das Bild des großen Königs, zu einer Phantasie- und Idealgestalt von übermenschlichen Maßen gesteigert, in diesen Jahren nach Friedrichs Tod einen tiefen Einfluß auf Goethes Fühlen und Denken aus, und in seiner dichterischen Einbildungskraft verschmolz sich das Bild des königlichen Helden mit dem Helden der Dichtung, der er sich während seiner italienischen Reise wieder zugewandt hatte und die ihn bis nahe an seinen Tod beschäftigte, mit Faust. Die neue Faustforschung — es darf insbesondere auf Konrad Burdach und Wilhelm Hertz hingewiesen werden[1]) — hat die große Rolle klargestellt, die die Gestalt Friedrichs des Einzigen bei der Konzeption des gedankenreichsten und tiefsten Werkes Goethes gespielt hat. Seine Arbeiten am 'Faust' in den 90er Jahren lassen deutlich erkennen,

[1]) Konrad Burdach: 'Gesammelte Schriften' II. Halle 1925; G. W. Hertz: 'Natur und Geist in Goethes Faust'. Berlin 1931.

wie starke Anregungen die erlebte Persönlichkeit des genialen Herrschers und seine Ruhmestaten ausströmte. Noch in Italien dürfte die Verschmelzung der beiden Gestalten stattgefunden haben; jedenfalls war die Wendung des Helden zum handelnden Leben und zur Tat, an das vorgelebte Beispiel Friedrichs angelehnt, bei der Aufstellung des Planes wohl bereits vollzogen.

Wenn es auch nicht angebracht ist, diese Einschmelzung des großen Königs in die Faustgestalt der Dichtung in dem Sinne als eine bewußte Handlung Goethes zu verstehen, daß damit dem deutschen Helden ein Denkmal gesetzt sein sollte[1]), so bedeutet es doch Ruhm und Preis genug, daß Friedrich dieser Gestalt, in der sich ein großes Stück deutscher Gefühls- und Gedankenwelt niederschlug, wesentliche Züge lieh. Insbesondere das Bild des zerstörenden Kriegsfürsten und des von diesem abgelösten friedlich-schöpferischen Landesherrn ging als ein beherrschendes Motiv in die Dichtung über. Als Goethe nach einer kurzen Unterbrechung im Sommer 1797 seine Arbeiten am 'Faust' wieder aufnahm, war es bereits festgelegt, und daß es dann nur noch festere Formen annahm, lassen einige Verse des Achilleis-Fragments von 1799 erkennen. Die Klageworte, die der Dichter der Minerva in den Mund legt, daß dem Siegeslauf ihres Schützlings ein so frühes Ende bereitet sei und daß ihm die friedlich-schaffenden Jahre des Alters versagt seien, geben ein getreues Spiegelbild des Lebens und der Taten Friedrichs in der gekennzeichneten Zweiteilung.

Die geschichtliche, mit innerstem Anteil miterlebte Erscheinung des großen Königs war, zur Idealgestalt der ringenden und schaffenden Persönlichkeit gesteigert, für immer in Goethes geistigen Besitz übergegangen. In dichterischer Verklärung gab er sie seinem Volke zu eigen. Auch sonst wirkte sie auf seine Arbeiten am 'Faust' ein. In einer ursprünglichen Fassung trat Friedrich sogar als norwegischer König Fortinbras in der Szene am Kaiserhof auf. Als die sittliche Idee der Stelle, die auch nach der Streichung dieser Figur erhalten geblieben ist, erscheint die Erhebung der Tat über den Genuß, der Tat als reiner Auswirkung

---

[1]) So urteilt Hertz a. a. O. S. 40.

der Persönlichkeit, und aus den Worten des Geistes klingt der Ruf zu schaffender Tat. Ein andermal — auch diese Verse sind schließlich nicht in die Dichtung aufgenommen worden — läßt Goethe Mephisto sich in heftiger Verurteilung gegen das schnelle Vergessen und Herabsetzen großer Leistungen äußern, und mit der Kaiserin Katharina, die soeben (1796) gestorben war, steht wieder König Friedrich vor seinem Auge:

Nach kurzem Lärm legt Fama sich zur Ruh',
Vergessen wird der Held so wie der Lotterbube,
Der größte König schließt die Augen zu,
Und jeder Hund bepißt gleich seine Grube.

Das war gewiß keine Huldigung an Friedrich als den großen Deutschen, sondern das Einmalige des großen Tatmenschen bildete nach wie vor für alles den Ausgang. Aber wenn diese Einschmelzung des friderizianischen Erinnerungsbildes in die Faustdichtung mit einer Wendung gegen die Nörgler und Kritiker verbunden war, so hatte das auch wieder einen deutschen Hintergrund. Das Besserwissen einer jüngeren Generation, die nach dem Abtreten des harten und selbstherrlichen Königs überall ihr Haupt erhob und auch von seinen Ruhmestaten nur Abstriche machen wollte, erregte Goethes Unwillen, und ein Vergleich dieser Jahre deutscher Zerfahrenheit und nationalen Tiefstandes mit jenen früheren, da Fridericus Rex an der Spitze seines kraftvoll geführten preußischen Staats über eine Welt von Feinden triumphierte, konnte ihm wohl Recht geben. Diese Stimmung ließ ihn damals in einem Gedichtfragment, das nicht zur Ausreife gelangt ist, wahrhaft verherrlichende Worte für den großen König finden[1]), und es ist zu beklagen, daß er schließlich unterlassen hat, das großgesehene Bild dem kleinen Tagesstreit entgegen zu stellen.

Willst du aber die Meinung beherrschen, beherrsche durch Tat sie,
Nicht durch Geheiß und Verbot. Der wackre Mann, der beständige,
Der den Seinen und sich zu nützen versteht und groß dem Zufall gebietet,

[1]) Das kaum leserliche Stück ist von G. v. Loeper im 'Goethe-Jahrbuch' XIII (1892) S. 227 veröffentlicht worden; wieder abgedruckt in den Werken 5 II S. 371. Nach Loepers Meinung war das Gedicht zur Veröffentlichung in den 'Horen' bestimmt.

Der den Augenblick kennt, dem unverschleiert die Zukunft
In der stillen Zelle des hohen Denkers erscheint,
Der, wo alle wanken, noch steht:
Der beherrscht sein Volk, er gebietet der Menge der Menschen.
Einen solchen habt ihr gesehen vor kurzem hinaufwärts
Zu den Göttern getragen, woher er kam. Ihm schauten
Alle Völker der Welt mit traurigem Blick nach.

Aus dem gleichen Groll über ein „kleines Geschlecht" ist auch der Unwille geboren, mit dem sich Goethe einige Jahre später gegen die naturalistische Behandlung des für Berlin geplanten Denkmals Friedrichs wandte. Er nahm daran Anstoß, daß König Friedrich Wilhelm III. seinen großen Vorfahren in historisch einwandfreier Uniform dargestellt sehen wollte, bezeichnete Schadow gegenüber, dem die Herstellung zugedacht war, eine zeitlose Darstellungsform für eine solche Persönlichkeit von weltgeschichtlichem Ausmaße als allein angemessen, das hieß für ihn selbstverständlich: in klassischem Stil. Am liebsten hätte er es gesehen, daß von einer plastischen Darstellung Friedrichs gänzlich Abstand genommen wurde, und er wollte sich höchstens mit einer Wiedergabe des Herrschers im Bilde befreunden: ein König, der auf der Brunnenröhre sitzt und denkt! „Ja wenn Ihr seine Gedanken zeichnen könntet! Ein solcher König hat mit eurer bildenden Kunst nichts zu tun; er soll nur im Geist und in der Wahrheit verehrt werden." Und dem Dichter schien diese Aufzeichnung wichtig genug, in seine 'Maximen und Reflexionen' aufgenommen zu werden.[1])

Das alles ist von um so größerer Bedeutung, als in denselben Jahren, da Friedrich als die Idealgestalt kämpfenden und schaffenden Herrschertums in Goethes dichterische Einbildung einging, der Dichter für sich den endgültigen Bruch mit den Dingen des Staates und der staatlichen Atmosphäre vollzog. Das Erlebnis „Italien" gab ihm die Klarheit über seine persönliche Bestimmung, und fortan bewegte sich sein Leben in den Bahnen, die auf die Schaffung eines einheitlichen Reiches deutscher Bildung und die Formung eines deutschen Menschen wiesen. Mit

[1]) Max Heckers Ausgabe (Schriften der G.-G. XXI) Nr. 1064—1096. 1353—1356.

Bewußtheit stellte er der politischen Unreife und Zerspaltenheit des deutschen Volkes, unter der er litt und deren Überwindung ihm nicht weniger als andern Deutschen am Herzen lag, diese Aufgabe entgegen, deren Erfüllung ihm für die Erreichung des andern Ziels Voraussetzung war. Die Trennung vom Amt löste ihn von den Bindungen des Alltags, die seiner immer klarer erkannten Anlage widersprachen, und machte ihn frei für die große Mission, in deren Dienste er allein seine Genialität und sein unvergleichliches dichterisches Können voll entfalten konnte. Daß das aber durchaus keine grundsätzliche Ablehnung der politischen und kriegerischen Tat für Volk und Staat war und daß sich hier nur das persönliche Schaffensrecht und die tief sittlich erfaßte persönliche Lebensbestimmung eines genialen Menschen auswirkten, das läßt das Festhalten Goethes an der großen Erscheinung Friedrichs deutlich erkennen. Wo zahlreiche preußische Patrioten wankend wurden, hielt der Schöpfer und das Haupt des geistigen deutschen Reiches dem großen König die Treue, der von Preußen her schöpferisch deutschen Macht- und Geltungswillen verkörperte.

Oder — so fragen wir — ist dem doch nicht so? Reichte die verehrende Hingabe an die Idealgestalt Friedrichs nur so lange, bis diese durch einen andern geschichtlichen Stern verdunkelt wurde? Trat an die Stelle des Fridericus Rex nicht Napoleon Bonaparte, der dämonische Welteroberer, der die zweite Lebenshälfte Goethes überschattete, und lieh nicht statt des Preußenkönigs der französische Imperator schließlich auch der Faustgestalt des zweiten Teils wesentliche Züge? Das ist die noch heute vorherrschende Meinung, und selbst die Verfechter der These, daß das Erinnerungsbild Friedrichs des Großen die dichterische Einbildung Goethes bei der Konzeption seines Lebenswerkes tief befruchtet hat, sind geneigt zu glauben, daß der Korse den Hohenzollernherrscher in Goethes Phantasie tatsächlich abgelöst hat[1]) und daß der Dichter mehr Napoleon als Friedrich vor Augen hatte, als er am Abend seines Lebens das Faust-Mysterium wieder auf-

[1]) So in ausdrücklicher Formulierung Hertz. Auch bei Burdach erscheinen die Gestalten Friedrich und Napoleon im Sinne des Tatmenschentums von vornherein nahe aneinander gerückt.

nahm und zum Abschluß brachte. Besteht diese Auffassung zu Recht? Eine Antwort ist nicht zu erteilen, ohne daß zugleich Goethes Verhältnis zum französischen Soldatenkaiser ins Auge gefaßt wird.[1])

Es steht zunächst außer Zweifel, daß der große König seit der Jahrhundertwende aus der Gedankenwelt und dem Interessenkreis des Dichters auffällig zurücktrat. Die ungeheure Erscheinung Napoleons beherrschte bald sein Blickfeld, und während es bei Goethe über den königlichen Helden seiner früheren Jahre in Wort und Schrift stille wurde, häuften sich die Äußerungen schrankenloser Bewunderung über den neuen Herrschergenius, vollends seitdem er (1808) Napoleon gegenüber gestanden hatte und von diesem mit größter Auszeichnung behandelt worden war. Napoleon kam nun die besondere Art des geschichtlichen Interesses Goethes zugute, das auf die zeitbeherrschende große Herrschergestalt konzentriert war, und so bedeutete es grundsätzlich keinen Bruch der Gesinnung, wenn sich seine staunenden Blicke jetzt der neuen Sonne am politischen Firmament zuwandten. Es trat für Goethe ganz zurück, daß der korsische Welteroberer der Feind der nationalen Freiheit war; denn er sah diese Freiheit nicht als Wirklichkeit, sondern nur als Wunschgebilde. Napoleon war — um in seinen Ausdrücken zu sprechen — für ihn einfach der produktivste Tatmensch, der größte Verstand, den je die Welt gesehen, die höchste Erscheinung, die je in der Geschichte möglich war, ein menschliches Phänomen, eine Außerordentlichkeit, die aus der Moralität heraustrete und wie eine physische Ursache wirke, ein Mensch, der sich im Zustand einer fortwährenden Erleuchtung befunden habe. Der Übermensch, der die verhaßte Revolution bändigte, der ganz Europa zum Schlachtfeld machte und überall mit harter Hand in das Leben der Völker eingriff, verdrängte den Helden des Siebenjährigen Krieges und den friedlichen Eroberer neuer Provinzen aus dem Erinnerungsbild des Dichters.

---

[1]) Vgl. darüber das noch immer grundlegende Buch von Andreas Fischer: 'Goethe und Napoleon.' Frauenfeld 1899. Freilich hat der Verfasser gerade von dem Verhältnis Goethes zu Friedrich dem Großen eine ganz unklare und falsche Vorstellung.

Das entsprach der völlig unpolitischen Zuschauerhaltung, die Goethe dem Verlöschen des Reichs, dem Zusammenbruch des Staates Friedrichs des Großen wie der nationalen Erhebung des deutschen Volkes gegenüber einnahm. Was er in diesen Jahren sich abspielen sah, bestärkte ihn nur in seiner Haltung, zu der er sich vor, während und nach seiner italienischen Reise durchgerungen hatte. Nun erst recht, wo aller staatlicher Halt des deutschen Volkes um ihn auseinanderbrach, verfolgte er bewußt seinen Weg. Mit einer Beharrlichkeit, die im einzelnen wohl nicht frei von Selbstüberwindung war, blieb er den großen politischen Auseinandersetzungen fern, nur darauf bedacht, Weimar, den Mittelpunkt und das Sinnbild des neuen Reiches deutscher Bildung, unangetastet zu erhalten und mit den tagesfernen geistigen Mitteln, über die er selbst verfügte, diese Einheit unter seiner Führung zu bewahren.

Das war kein Bekenntnis zu Napoleon, nicht einmal eine bereitwillige Hinnahme der französischen Fremdherrschaft, wohl aber ein passives Gehenlassen mit der alleinigen Hoffnung auf eine spätere Änderung des bösen Zustandes, wenn die Menschen und Dinge dazu reif geworden wären. Es wird auch eine ganz ungoethische politische Bewußtheit in den Dichter hineingelegt, wenn man aus der Glorifizierung Napoleons die nationalerzieherische Absicht Goethes hat herauslesen wollen, dem deutschen Volk den großen Tatmenschen als Vorbild vor Augen zu stellen.[1]) Was den Dichter zum Franzosenkaiser hinzog, war keine innere Neigung, keine Verehrung oder gar Liebe. Seine Bewunderung galt nur dem Außer- und Ungewöhnlichen, das ihm in Napoleons Erscheinung entgegentrat, der Naturkraft, die sich in elementarem Sinn auch zerstörend geltend machen kann, dem souveräne Mann, wie er selbst einmal ein solches Absolutum nannte:

Wer ist denn der souveräne Mann?
Das ist bald gesagt:
Der, den man nicht hindern kann,
Ob er nach Bösem oder Gutem jagt.

[1]) Das nimmt Wolters an, mit dessen Ausführungen sich die meinigen sonst berühren.

In Goethes Verhältnis zu Napoleon schweigen Herz und Gemüt, und es herrschen nur Verstand und ästhetischer Sinn. Das gibt seiner Bewunderung für den großen Franzosenkaiser doch ein anderes Gepräge, als die er für den großen Preußenkönig gehabt hatte. Aber gerade weil das Naturgesetzliche, oder was dagegen verstieß, für den Dichter immer eine besondere Anziehungskraft besaß, konnte sich sein Staunen über diese Erscheinung um so naiver, man möchte sagen wissenschaftlich-objektiver äußern.

Für Goethes Verhältnis zu Friedrich dem Großen in den napoleonischen Jahren ist seine Stellungnahme zu der Rede, die der von ihm hochgeschätzte Historiker Johannes von Müller nach der Jenaer Schlacht zum Fridericustag 1807 in der Berliner Akademie der Wissenschaften hielt, besonders bezeichnend. An sich hatte sich Müller, der gebürtige Schweizer, der zu den begeisterten Verehrern Friedrichs gezählt hatte, der eine Geschichte des Königs vorbereitete und nicht ohne Zusammenhang damit zum Historiographen des preußischen Staates nach Berlin berufen worden war, aufrichtig bemüht, die geschichtliche Größe des Königs zu würdigen und die erzieherische Bedeutung seines Regiments nachzuweisen. Zur Entrüstung der zahlreichen Französlinge in deutschen Landen hatte er seine Zuhörer und Leser sogar gemahnt, die Erinnerung an den großen Herrscher wachzuhalten und im Unglück nicht zu verzweifeln. Aber am Schluß seiner Rede hatte er den verfehlten Versuch unternommen, den vergötterten Preußenkönig und den gefürchteten Franzosenkaiser im Zeichen weltbürgerlicher Gesinnung zu einer groteskungeschichtlichen Idealgestalt zu verschmelzen, indem er den „unsterblichen Friedrich" anrief und ihn aufforderte, den Blick auf sein Land zu lenken, in dem Bonaparte als Triumphator gebot: „so wirst du" — hieß es da — „Sieg, Größe und Macht immer dem folgen sehen, der dir am meisten gleicht; wirst sehen die unwandelbare Verehrung deines Namens; Franzosen, die du immer sehr geliebt, mit Preußen, deren Stolz du bist, sich vereinigen zu der Feier der ausgezeichneten Tugend, an die das Andenken deiner Taten erinnert."

Johannes von Müllers Rede ist nicht nur ein Schulbeispiel dafür, mit welcher Vor- und Rücksicht unter den Bajonetten der

Fremdherrschaft gesprochen zu werden pflegt, sondern auch ein Dokument der Wankelmütigkeit. Denn der Schweizer Historiker hatte viele Jahre Napoleon heftig geschmäht, bis eine Unterredung, die er kurz vor seiner Rede während des Kaisers Aufenthalt in Berlin mit diesem hatte, ihn aus einem Saulus zu einem Paulus machte. Müller hatte vor Jahrzehnten in Berlin auch mit Friedrich gesprochen und zog jetzt vom König zum Kaiser Vergleiche. Das Ergebnis war bezeichnend für eine ganze Richtung. „Ich redete einst mit Friedrich dem Großen und war entzückt: doch Napoleon ist mehr: bei ihm ist alles, was er spricht, als könnte nur er dies gedacht haben: bei Friedrich gerät man wohl auf eine leise Frage, woher der König diese schönen Gedanken haben möge." Sein Freund und Fachgenosse Karl Ludwig von Woltmann, dem er so berichtete[1]), war von diesem Eindruck wenig erbaut. Und ganz und gar hatte er Recht, wenn er zu dem Schlußwort der Fridericus-Rede Müllers meinte, der König würde das Schicksal, wenn er einen Blick aus den Wolken zur Erde hätte tun können und die Franzosen sein Reich zertrümmernd in Berlin gesehen hätte, den Himmel beschworen haben, Gewitternacht und Feuer um ihn zu verbreiten.[2])

Bekanntlich hat Goethe aus Freundschaft zu Müller mit kleinen Auslassungen eine Übersetzung der Rede in Cottas 'Morgenblatt' veröffentlicht. Er ging darin über die zutreffende Darlegung hinweg, daß der königliche Absolutismus Friedrichs keineswegs freiheitsfeindlich, sondern vielmehr wohltätig gewirkt habe, und hielt sich neben den mehr geschichtlichen Betrachtungen an die vorsichtigen Mahnungen, den Geist des großen Königs lebendig zu erhalten und sich nicht selbst aufzugeben. Das war lobenswert; aber ohne Anstoß zu nehmen, übersetzte er auch die schwere Entgleisung, die sich der Redner am Schluß hatte zuschulden kommen lassen. In einem Begleitwort nahm er den Angegriffenen noch ausdrücklich in Schutz: Müller habe in einer bedenklichen Lage trefflich gesprochen, so daß sein Wort dem Beglückten Ehrfurcht

---

[1]) Karl Ludwig von Woltmann: 'Johannes von Müller'. S. 306 bis 307.

[2]) Ebenda S. 312—313.

und Schonung, dem Bedrängten Trost und Hoffnung einflößen müsse. Das Ganze war eine Gefälligkeit, zu der Goethe durch einen zufälligen Anlaß gedrängt worden war. Aber wie er als hilfsbereiter Übersetzer die heikle Sache erledigte, ist für seine damalige Gesinnung sehr kennzeichnend. Mag man in der Wiedergabe dieser Rede, vor allem in der scharf herausgehobenen Mahnung an die Mitwelt, des großen Königs eingedenk zu sein, ein erneutes Bekenntnis zu Friedrich und seinen Ruhmestaten erblicken: mit der Übernahme der unglücklichen Verkoppelung des preußischen Heldenkönigs mit dem französischen Eroberer, der soeben den preußischen Staat niedergeworfen hatte, war der deutsche Dichter dem Schweizer Historiker auf einem gefährlichen Wege gefolgt. Mit dem früheren Enthusiasmus für Friedrich hatte dieses Bekenntnis wenig zu tun, am wenigsten mit dem deutschen Unterton, der der einstigen Verehrung beigemischt war.

Dem entsprachen Goethes sonstige Äußerungen zum Fridericus-Thema in diesen Jahren. Allerdings nannte er in dem Nachruf auf die Herzogin Anna Amalia vom April 1807, also wieder aus einem äußeren Anlaß, der zudem einen höfischen Beigeschmack hatte, Friedrich noch den „größten Mann seiner Zeit". Es wird ihm auch, nicht nur als Sammler, sondern mindestens ebenso als Verehrer des großen Königs, eine große Freude gewesen sein, daß er damals aus dem Nachlaß der Herzoginmutter, die eine Nichte Friedrichs gewesen war, einige Haare des bewunderten Herrschers zum Geschenk erhielt.[1]) Aber wenige Jahre später (1812) erfuhr jenes Urteil von 1807 in einer Bemerkung zu Knebel eine wesentliche Einschränkung, indem Goethe neben Friedrich auch Katharina von Rußland, Gustav von Schweden und den Erbprinzen von Braunschweig als „nordische Heroen" bezeichnete, die alle Zeitgenossen des Königs waren. Sicherlich ist bei dieser Verschiebung nicht unwesentlich, daß dazwischen die Begegnungen des Dichters mit dem französischen Imperator lagen, daß er mit der Vollendung des ersten Teils fast gleichzeitig seine Arbeiten am 'Faust' für längere Zeit

[1]) Nach einer freundlichen Mitteilung der Direktion des Goethe-Nationalmuseums.

einstellte und sich damit auch in seinen dichterischen Vorstellungen von der Gestalt Friedrichs abwandte. Die gewaltige Erscheinung Napoleons verschob die Maßstäbe zuungunsten der Herrscher von Geburt, und nichts bildet einen stärkeren Beweis dafür, wie losgelöst von dem Freiheitswillen seines Volkes Goethe den Glauben an die Unwiderstehlichkeit dieses Übermenschen in sich nährte, als der Zuruf an die Stein und Arndt, die nach der Katastrophe der großen Armee in Rußland die deutsche Befreiung ins Werk setzten: „Ja schüttelt nur an euren Ketten, der Mann ist euch zu groß."

Gewiß bedeutete diese Stellungnahme Goethes kein Herabsehen auf das, was in der Zeit der nationalen Erhebung oben an der Spitze des Staates wie unten in der Masse des Volkes die Patrioten bewegte und zu willensmäßiger Tat emportrug, wenn seine eigne Zurückhaltung und kritische Einstellung auch zu seiner Zeit wie später und noch heute vielfach dahin gedeutet wurde und wird. Gerade die Bewunderung Napoleons, des dämonischen Tatmenschen, beweist, wie hoch er die Tat stellte als das schlechthin Entscheidende geschichtlichen Wirkens. Nur stand eben für ihn fest: daß er selbst sich durch allen Wandel der Verhältnisse nicht von dem Wege ablenken lassen dürfe, den er im Sinne seiner Mission zu gehen sich entschlossen hatte. Er war in reinstem Gewissen davon durchdrungen, daß er damit dem deutschen Volke am besten diente, und es bedurfte nicht erst des glänzenden Plädoyers Ludens, des Jenaer Professors, dem er nach der Leipziger Schlacht sein Herz ausschüttete, um den Dichter vor der Geschichte gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Daß er in den Jahren der Knechtschaft sein Erlebnisbuch schrieb, das von einer deutschen Gesinnung ohne gleichen getragen ist und in dem er sich von höchster Warte zu den ewigen Werten seines Volkes bekennt, das auch der nationalen Rolle Friedrichs des Großen in vollem Maße gerecht wird, ist Beweis genug. Allerdings hatte neben der Zugehörigkeit zu einem Rheinbundstaat die betonte Fernhaltung von allem, was Politik hieß, zur Folge, daß Goethe für die Kraft der nationalen Bewegung in dem ihm unsympathischen Preußen das Augenmaß abging, und die einseitige Festlegung auf das Kulturelle ließ ihn „die ko-

sakische Gefahr" überschätzen. Das blieb die Grenze seiner universalen Veranlagung.

Der Sturz des Titanen und der Sieg der nationalen Idee machte Goethe zu keinem andern. Das allegorische Festspiel 'Des Epimenides Erwachen', das er auf Ifflands Aufforderung zur Heimkehr König Friedrich Wilhelms III. aus Frankreich verfaßte, darf nicht als ein nachträgliches Einrücken in die nationale Front angesehen werden, obschon leise Töne mitschwingen, die das Werk wie einen Versuch der Sühne seiner nationalen Zurückhaltung erscheinen lassen. Fehlt der Dichtung schon jedes nationale Pathos, so fehlt ihr auch jeder Haß gegen den besiegten Franzosenkaiser, und es herrschen nur tiefe Genugtuung über die Wiederherstellung des Friedens und Freude über die Möglichkeiten neuen kulturellen Schaffens. Das gab ihm eine sichere Position gegen Napoleon, der seinen Friedensappell vom Juli 1812 mißachtet hatte. Indessen, wie merkwürdig: bei dem Lob und Preis der wiedergewonnenen Freiheit tritt wie von selbst die Gestalt des großen Preußenkönigs vor des Dichters Auge. In der Szene, da nach Erscheinen der Einigkeit als Helferin am Befreiungswerk der Jugendfürst das Verdienst der jungen Generation, aufgebaut auf den Schultern der alten, rühmt, läßt Goethe den Epimenides sagen:

Und wir sind alle neugeboren,
Das große Sehnen ist gestillt;
Bei Friedrichs Asche war's geschworen,
Und ist auf ewig nun erfüllt.

Die ideelle Verbindung, die mit der Bezugnahme auf den großen König zwischen diesem und der nationalen Erhebung hergestellt wird, ist um so beachtenswerter, als Goethe damit bewies, daß er tiefer sah als die Träger der Erhebung selbst. Denn als diese ihr Reformwerk verrichteten und ihr Volk gegen den fremden Zwingherrn aufriefen, standen sie fast im Gegensatz zu Friedrich, dessen Regierungssystem sie für den Zusammenbruch des preußischen Staates verantwortlich machen wollten und dessen Geist doch den preußischen Kampfreihen voranschritt. Der Dichter hätte dem königlichen Helden seiner Jugend- und Mannesjahre kein ehrenderes Zeugnis ausstellen

können. Alle Verehrung für den Heros, alle Klarheit über seine Bedeutung für die deutsche Geschichte bricht hier wieder durch. Aber für diese Zeit geschah es nur in einmaligem Aufleuchten. Noch stand die andere Sonne am Firmament.

Denn auch nach 1813 und 1815, als die Weltdiktatur des französischen Imperators zerbrochen war, sah Goethe in Napoleon weiter den Inbegriff des Außerordentlichen, und zahlreich sind noch die Bekundungen eines wahren Sichbeugens vor dem elementaren Walten der Naturkraft, die er in ihm verkörpert fand. Zwar erregte Bonapartes Rückkehr aus Elba sein Mißfallen, weil sie neuen Krieg bedeutete, aber die Fesselung des Prometheus an die Felsen von St. Helena kehrte es wieder ins Gegenteil um. Vollends die eifrigen Bemühungen, den Gestürzten um jeden Preis herabzusetzen, brachten ihn in eine Stimmung, die fast etwas von Auftrotzen gegen diese patriotischen Verkleinerer an sich hatte, und daß die Versuche namentlich aus Preußen stammten, dessen Expansionsbestrebungen auf dem Wiener Kongreß zudem seinen höchsten Unwillen hervorriefen, vertiefte von neuem seine Abneigung gegen den Staat Friedrichs des Großen, die bis in die Niederschrift seiner 'Campagne von 1792' (1820/21) nachwirkte. Das führte den Dichter dazu, in Epigrammen, mündlichen und schriftlichen Äußerungen immer wieder für den geschmähten Kaiser einzutreten, und als der dämonische Mann schließlich sein ungestümes Leben auf der einsamen Insel im Atlantischen Ozean geendigt hatte, da legte er ihm als seinen Kranz die Übersetzung der Ode Alessandro Manzonis 'auf den 5. Mai' aufs Grab. Mag die Dichtung des italienischen Romantikers auch nichts mit den gleichzeitigen Verherrlichungen Napoleons in Frankreich zu tun haben und mag dank ihrer religiösen Grundstimmung das Schicksal des Titanen darin dem Walten des Himmels untergeordnet erscheinen[1]): vor der Welt war es eine Huldigung des deutschen Dichterfürsten an die Manen des „souveränen Mannes".

Auch in den Gesprächen des Greises mit seinem Vertrauten

---

[1]) Oskar Bulle: 'Die italienische Einheitsidee in ihrer literarischen Entwicklung von Parini bis Manzoni.' Berlin 1893. S. 242ff.

Eckermann taucht das Napoleon-Thema, stets im Sinne des Naturphänomens gedeutet, immer wieder auf, und tatsächlich hat bis in sein tiefstes dichterisches Schaffen hinein die meteorische Erscheinung Bonapartes auf Goethe gewirkt. Das hat er selbst bezeugt, als er im August 1815, nach dem endgültigen Zusammenbruch des napoleonischen Universalreichs, seinem Heidelberger Freunde Boisserée sagte: Faust bringe ihn dazu, wie er von Napoleon denke und gedacht habe. Daß sich der Dichter sogar in einem Zeitpunkt, wo er mit dem 'Faust' an sich nicht beschäftigt war, in dieser Weise geäußert hat, ist ein unwiderleglicher Beweis dafür, welchen starken Einfluß das Erlebnis- und Erinnerungsbild des korsischen Welteroberers nach wie vor auf die gedanklichen Grundlagen seines Lebenswerkes ausübte. Hat es aber das Bild des großen Preußenkönigs dauernd verdrängt? Das ist die Frage, die zu beantworten bleibt.

Vergebens sucht man in diesem Lebensabschnitt Goethes nach entsprechenden Äußerungen über Friedrich. Von Motiven, die zu einer zeitweiligen Zurückhaltung gegenüber dem Fridericus-Thema beigetragen haben könnten, war bereits die Rede. Es mag bei der verhältnismäßig seltenen Erwähnung seines Namens auch mitgesprochen haben, daß die Generation der Restaurationsperiode durch die zahlreichen Veröffentlichungen und Enthüllungen über die napoleonischen Jahre, deren ungeheure, in tiefem Sturz und ruhmvoller Wiedererhebung vollzogene Umwälzung sie erlebt hatte, in ihrem Bann gehalten wurde und daß das leidenschaftliche Interesse, das Fridericus Rex und seinen Paladinen einst entgegengebracht worden war, erst in einem späteren Zeitpunkt wieder aufkam. Nur einige wenige gelegentliche Äußerungen gewähren vereinzelte Einblicke in die geistigen Beziehungen, die Goethe in dieser Zeit zum Helden seiner jüngeren Jahre unterhielt. Aber sie reichen hin, um die bedeutsame Entwicklung erkennen zu lassen, die sie durchlaufen haben.

Es war eine Anknüpfung an Jugenderinnerungen, wenn der Dichter einmal (29. Januar 1815 an Eichstädt) gelegentlich einer rühmenden Bemerkung über Gleims Kriegslieder das Bedauern zum Ausdruck brachte, daß der ruhmvolle Befreiungs-

kampf auf deutscher Seite keine überragende Herrscherpersönlichkeit habe erstehen lassen, an der sich die deutsche Poesie — an sich selbst dachte Goethe natürlich dabei wieder keinen Augenblick — hätte aufranken können wie einst im Siebenjährigen Kriege an der Heldengestalt Friedrichs; denn der gestürzte Gegner sei nur als eine Nachtfigur gegen eine poetisch strahlende zu brauchen. Die kühle Haltung, die in dieser Äußerung dem Naturwunder Napoleon gegenüber zu erkennen ist und dem großen König zugute kommt, ist nicht ganz bedeutungslos; denn es kündet sich darin ein leises Zurücktreten in die deutsche Umwelt an. Aber die Stellungnahme hatte im Grunde nur einen literarisch-technischen Sinn und betraf gar nicht den Dichter selbst. Dagegen sprechen andere Worte, die Goethe drei Jahre später (20. Januar 1818 an Zelter) niederschrieb, als ihm alte, auf Friedrich bezügliche Papiere in die Hände kamen, eine um so lautere Sprache: „Wie versetzt uns das in eine andere Welt! Und wie nimmt sich ein altes Weltgeschichts-Inventarienstück von einem König so gar wunderlich aus. Ich sage alt, und er ist noch nicht vierzig Jahre tot, doch ist sein Tun und Lassen schon veraltet."

Eine solche Äußerung wäre zwei Jahrzehnte früher, als die Gestalt des königlichen Helden so tief auf die Formung des 'Faust' einwirkte, unmöglich gewesen. An sich bedeutet sie keinesfalls eine Herabsetzung Friedrichs. Wohl aber beweist sie, wie groß damals der Abstand geworden war, der sich im Wandel der Zeit zwischen den Dichter und seine Idealgestalt gelegt hat. Eine wichtige Rolle spielte dabei „eine historische Wendung", die Goethe selbst für sich in seinem Alter festgestellt hat (10. Mai 1812 an Jacobi) und die sich in manchen Zügen und Handlungen seiner Spätjahre nachweisen läßt. Zu diesem Wechsel seiner Gedankenrichtung, wie er sich zumal seit der Beschäftigung mit seiner eignen Entwicklung ständig wachsend geltend machte und augenfällig in seiner Lektüre [1]) und Sammlertätig-

[1]) So las Goethe auch die 'Denkwürdigkeiten meiner Zeit', die der preußische Staatsmann Christian Wilhelm von Dohm in den Jahren 1814—1819 veröffentlichte und die eigentlich nur eine Geschichte Friedrichs des Großen darstellen.

keit zum Ausdruck kam, gehört es auch, daß er im März 1816 einen deutschen Brief Friedrichs an seinen Kammerdiener Fredersdorff erwarb und bereit war, dafür zwei eigenhändige Xenien-Urschriften Schillers, zwei Quartblätter aus seinem eignen 'Großkophta', eine vierseitige Reinschrift der ersten Auftritte seiner 'Nausikaa' und einen 'Divan'-Vierzeiler zu opfern.[1]) Dieser überraschend ungleiche Tausch läßt doch die hohe Wertschätzung erkennen, die der große König auch unter den veränderten Verhältnissen bei Goethe genoß.

In der gleichen Richtung ist eine Handlung des Dichters vom August 1822 zu verstehen. Als er damals dem Großvater Ulrike von Levetzows einen beschädigten Patenbrief, der den Namenszug des Königs trug, wieder fachmännisch in Ordnung brachte, sandte er das Schriftstück dem Besitzer mit den bekannten Versen zurück:

Das Blatt, wo Seine Hand geruht,
Die einst der Welt geboten,
Ist herzustellen fromm und gut.
Heil Ihm, dem großen Toten!

Hier klingen wieder die alten herzlichen Töne der Verehrung an; Töne, die einem Bonaparte gegenüber für Goethe zu keiner Zeit möglich gewesen wären. Freilich zu dem königlichen Tatmenschen, von dem er einst erfüllt war, bleibt auch in dieser Äußerung ein gewisser Abstand zu spüren. Friedrich war hier mehr „der Alte Fritz". Noch stand die dunkle Gestalt des Korsen hemmend und trennend zwischen dem Dichter und dem Herrscherideal seiner Jugend- und Mannesjahre. Fridericus Rex blieb Goethe auch in dem Dezennium nach dem Sturz des französischen Imperators einigermaßen fern gerückt.

Dann jedoch vollzog sich im Urteil des greisen Dichters über die beiden großen geschichtlichen Erscheinungen, die sein Leben

---

[1]) Hans Wahl: 'Ur-Xenien' S. 5. Wie mir die Direktion des Goethe-Nationalmuseums freundlichst mitteilte, befindet sich dieses Stück merkwürdigerweise nicht mehr in den Beständen. Dagegen sind ein Brief Friedrichs an seine Braunschweiger Schwester in Versen und ein ablehnender Bescheid des Königs an den preußischen General Constantin von Zaremba vorhanden.

überschatteten, eine Wandlung von tiefer Bedeutung. Mehrere Ursachen wirkten dabei zusammen. Der Historisierungsprozeß, den Goethes Vorstellungswelt in diesen letzten Jahren durchmachte, schritt weiter, und der Dichter zeichnete sich selbst nur wieder richtig, wenn er wenige Monate vor seinem Tode (1. Dezember 1831 an Wilhelm von Humboldt) äußerte, er gestehe gern, daß ihm in seinen hohen Jahren alles mehr und mehr historisch werde. Diese Vergeschichtlichung seines Urteils über Menschen und Dinge wirkte sich allmählich auch Napoleon gegenüber aus und ließ neben dem ästhetischen Staunen über das Naturphänomen auch andere Empfindungen zu Worte kommen, die bis dahin stark zurückgetreten waren. Gewiß beschäftigte er sich bis an den Schluß seines Lebens weiter mit der außerordentlichen Gestalt Bonapartes. Im Anschluß an seine Lektüre kehrte das Napoleon-Thema in den Gesprächen mit Eckermann immer wieder, und auch jetzt wehrte er sich gegen die einfache Verkleinerung und Herabsetzung. Aber es mischten sich in diese Äußerungen des Staunens auch einschränkende kritische Bemerkungen, nicht nur im Sinne des platonischen Eintretens für die Genien des Friedens wider die Dämonen des Krieges, wie es schon in 'Des Epimenides Erwachen' geschehen war, sondern auch im Sinne der Auffassung, daß wahre geschichtliche Schöpferkraft auf sittlicher Grundlage ruhen müsse.

In Sprüchen der Spätzeit, die sich auf den Franzosenkaiser beziehen, deutet sich diese Wendung zuerst an. Auch im persönlichen Verhalten des Dichters tritt sie entgegen, so wenn er nicht mehr an die Begegnung mit Napoleon erinnert sein wollte und es ablehnte, irrige Behauptungen Talleyrands darüber richtig zu stellen (18. Januar 1830 zu Soret). Das sprechendste Zeugnis für Goethes Abwendung von einer Haltung, die den „souveränen Mann" auch nach seinem bösen Wirken als groß hinzunehmen bereit war, ist eine Bemerkung, die er im Februar 1830 machte, als er mit Eckermann das neu erschienene Rechtfertigungsbuch des britischen Gouverneurs Hudson Lowe besprach, der den Verbannten auf St. Helena so wenig großmütig behandelt hatte. Er erkannte das Tragische dieses Lebensabschlusses auch jetzt noch voll an, fügte aber nunmehr bedeut-

sam einschränkend hinzu: „Und doch, wenn man bedenkt, daß ein solches Ende einen Mann traf, der das Leben und Glück von Millionen mit Füßen getreten hatte, so ist das Schicksal, das ihm widerfuhr, immer noch sehr milde; es ist eine Nemesis, die nicht umhin kann, in Erwägung der Größe des Helden immer noch ein wenig galant zu sein."[1])

Es war gewiß keine historische Würdigung, wenn Goethe in weiter Rückschau am Abend seines Lebens der Gestalt Bonapartes mit den ethisch-dichterischen Argumenten Schuld und Sühne beikommen wollte: in ihrem starken Abrücken von dem früheren Ideal, das nur von dem Walten der Naturkraft ausging, bedeutete die neue Stellungnahme trotzdem nicht wenig. Neben der Stärkung des geschichtlichen Bewußtseins spielte die Beschäftigung mit ethischen Problemen, in die sich der Dichter in seinen Altersjahren versenkte und die damals in 'Wilhelm Meisters Wanderjahren' eine klassische Gestaltung erhielten, eben doch eine große Rolle, und geschichtliches Urteil und sittliche Bewertung gingen geradezu Hand in Hand. Die dunklen Züge der gewaltigen Erscheinung Napoleons traten nun auch in seinen Augen schärfer hervor und ließen sie in geschichtlichem Sinn wirklich zu der Nachtfigur werden, von der er vor Jahren in literarischem Sinne gesprochen hatte. Er sah in dem Imperator nur noch den großen Menschen, der Kriegsgott und Zerstörer geblieben war, ohne seine Schuld durch ein aufbauendes Werk zu sühnen.

Hatte bei dieser Wendung das Anwachsen des historischen Gefühls Goethes mit der Zunahme des zeitlichen Abstandes wohl

[1]) Nach dem heutigen Stand der Goethe-Eckermann-Forschung ist es eigentlich mißlich, mit den Aufzeichnungen Eckermanns als gesicherten Quellenzeugnissen zu arbeiten. Aber da weniger in Frage steht, was Goethe gesprochen hat, als zu welchem Zeitpunkt es geschehen ist, konnte die obige Aufzeichnung, die durch das Erscheinen des Buches Lowes zeitlich annähernd genau festgelegt ist, ohne Kommentar übernommen werden. Dagegen würde ich nicht wagen, auf dem sehr strittigen Gespräch vom 11. März 1828, das sich in Eckermanns Überlieferung besonders eingehend mit dem Napoleon-Thema beschäftigt, dessen Wortlaut jedoch erst 14 Jahre später nach wenigen Stichworten rekonstruiert worden ist, zuverlässige Feststellungen aufzubauen.

die Führung, so dürfte auch die gleichzeitige Rückwendung des Dichters in die Welt des deutschen Volkstums nicht ohne Einfluß darauf gewesen sein. Bei der Beschäftigung mit diesen Stoffen, die an die Ideale seiner Jugendjahre anknüpfte, trat er in Zusammenhänge zurück, innerhalb deren der korsische Welteroberer wie ein Fremdkörper wirkte. Mußten sich die Blicke Goethes damit aber nicht der andern Herrschergestalt, die ihn erfüllte, mit aller einstigen Verehrung und Liebe wieder zuwenden? Mußte nicht das Erinnerungsbild Friedrichs in ihm wieder gewinnen, was das Napoleons verlor?

In der Tat trat in der gleichen Zeit, da der Franzosenkaiser für Goethe in einschränkende Perspektiven rückte, der Hohenzollernkönig in die unmittelbare Lebensnähe des Dichters zurück, und wie von selbst kehrte damit das Verhältnis wieder, das zwischen ihm und dem Herrscherideal seiner Jugend- und Mannesjahre bestanden hatte. Aber der Weg, auf dem sich die Rückwendung vollzog, war gewundener, als die Gegenüberstellung Friedrich—Napoleon andeutet. Mochte der große König im Sinne der geschichtlichen Wendung für Goethe das „alte Weltgeschichtsinventarienstück“ bleiben, von dem er 1818 gesprochen hatte: unter dem sittlichen Gesichtspunkt konnte er vor dem Dichter bedingungslos bestehen. Aber von da her läßt sich die Wiedererhebung der Gestalt Friedrichs auf ihr altes Piedestal nicht erklären; trat doch in diesem Punkt keinerlei Änderung ein. Näher liegt es, an eine Beeinflussung Goethes durch das neuerwachte Interesse am deutschen Volkstum und an dessen Überlieferungen zu denken. Aber es muß fraglich bleiben, ob ein Zusammenhang auf dieser Basis anzunehmen ist; denn die Romantik, der der Dichter mit der Rückkehr zu den Volkstumsidealen seiner Jugendzeit seinen Tribut entrichtete, beobachtete der Gestalt Friedrichs des Großen gegenüber eine auffällige Zurückhaltung. Freilich ist es bei der ganz selbständigen Haltung, die Goethe stets zum großen König eingenommen hatte, trotzdem nicht ausgeschlossen, daß er über seinem neu erstandenen Interesse an der deutschen Vergangenheit dem Herrscher wieder nahegekommen ist, den er auch als Verkörperung deutscher Größe verehrt hatte.

Mit größerer Bestimmtheit kann dem Unbehagen, das dem Dichter die Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse jener Jahre bereitete, ein Anteil an dem Rückbildungsprozeß beigemessen werden. Zwar vermied Goethe, seine Unzufriedenheit mit der politischen Entwicklung in den deutschen Bundesstaaten unter dem Zeichen des Liberalismus laut zu äußern. Aber der 70- und 80-Jährige hatte an der Gegenwart wenig Freude, und seine Blicke wandten sich sehnsüchtig zu den Zeiten zurück, da aufgeklärte Herrscher in ungeteilter Verantwortung ihre Völker regierten und mit Hilfe von Dienern, wie er selbst einer gewesen war, für Zucht und Ordnung sorgten. Da konnte wohl zumal die Heldengestalt des Preußenkönigs in hellem Glanz neu aufleuchten und in seinem Innern wieder lebendig machen, was einst an Begeisterung darin gewohnt hatte.

Der entscheidende Anstoß zur Wiederherstellung des alten Verhältnisses zwischen dem Dichter und seinem früheren Herrscherideal dürfte jedoch auch hier noch nicht zu suchen sein. Vielmehr kam er, wenn auch in engem Zusammenwirken mit dieser Rückwendung in die Welt des 18. Jahrhunderts, erst von der Wiederaufnahme der Arbeiten an der Faustdichtung seit 1825. Indem sich Goethe den Phantasiegestalten seiner Mannesjahre wieder zuwandte, erstand die geistige Welt neu zum Leben, die ihn damals erfüllt hatte, und mit ihr verschoben sich die Erinnerungsbilder, die ihn zuletzt begleitet hatten, und die Werte, die mit ihnen verknüpft waren. Von der erlebten geschichtlichen Erscheinung Friedrichs war so viel in die Gestalt seines dichterischen Helden eingeflossen, daß nun bei der erneuten intensiven Beschäftigung mit dem Stoff ihm alles wieder ins Bewußtsein trat, was er an friderizianischen Anregungen dafür einstmals in sich aufgenommen hatte. So durchlebte Goethe in seinen letzten Jahren eine wahre Fridericus-Renaissance. Sie äußerte sich mehr innerlich als laut nach außen, aber in Leben wie Dichtung leuchtete Friedrichs Gestalt nun wieder in hellem Glanze als das Vorbild des königlichen Helden, der in Kriegstaten ohnegleichen höchsten Ruhm erntete und ein kampferfülltes und opfervolles Leben durch eine großartige schöpferische Kulturarbeit im Dienste seines Volkes und Staates krönte.

Der vertrauliche briefliche Austausch mit seinem Freund Zelter half wesentlich dabei mit, das Bild des großen Königs in Goethes Vorstellung wieder herzustellen. In immer neuen Erinnerungen und Beleuchtungen tauchte das Fridericus-Thema in dem Zwiegespräch der beiden Männer auf. Die Auslegung ist unangebracht, daß Goethe bei den Äußerungen seiner Verehrung für den Herrscher dem Freunde, der selbst zu den begeisterten Bewunderern Friedrichs gehörte, nur gleichsam nach dem Munde geredet habe. Denn auch das Napoleon-Thema kam in völlig übereinstimmendem Sinne zwischen ihnen zur Sprache. Wie in vielen andern Fragen nahmen die Freunde eben auch den beiden großen Herrschererscheinungen gegenüber die ganz gleiche Stellung ein, und zu ihrer gegenseitigen Freude und Anregung schlugen sie immer wieder an die Glocke ihrer Erinnerung. Welche Saiten da bei Goethe mitklangen, zeigt die Wirkung, die Zelters Bericht (vom 18. August 1826) über seinen Gang mit dem Gartendirektor Lenné durch den Park von Sanssouci am 40. Todestag Friedrichs auslöste. Seine Antwort beschränkte sich auf Andeutungen, die die Scheu erkennen lassen, Gedanken, die aus der Tiefe seiner Seele emporstiegen, vorzeitig in Worte zu fassen. So viel ist jedoch sicher, daß Goethe, der damals mit der biblischen Gestalt Moses beschäftigt war, in seiner dichterischen Einbildung eine Verbindung zwischen den drei großen Erscheinungen herstellte, die ihm bei seinen Arbeiten am 'Faust' nahe waren; er sah, von der Gestalt des königlichen Einsiedlers in Sanssouci weitergleitend, vor seinem inneren Auge die Szene, da Faust, gleich Moses, von der Höhe das ersehnte Zukunftsland schaut.[1])

Aber auch in der Welt der Wirklichkeit trat Goethe das Erinnerungsbild Friedrichs wieder gegenwartsnahe entgegen. So bezog er sich einmal (13. November 1829) darauf, daß der König, „den man wohl mit Recht groß genannt hat", als „ein recht eingefleischter König" alles bei sich im Lande besitzen wollte, auch das Steinsalz, und im Anschluß daran teilte er Zelter mit, daß jetzt solches hinter dem Ettersberg gefunden

[1]) Nach dem Hinweis Burdachs in seinem Aufsatz 'Faust und Moses' a. a. O.

worden sei. Der Dichter bezeichnete es dann als verwunderlich, daß die majestätische Wünschelrute das voraus befehlen konnte, und gab unter rühmenden Worten über die Fortschritte der Technik der Freude Ausdruck, daß sie erlebten, „was Friedrich der Herrliche wünschte und befahl". Das war wieder ganz die tief vom Herzen kommende Stimmung, die Goethe vor dem Eingreifen Napoleons in sein Leben dem großen König gegenüber beherrscht hatte. Kein Wunder deshalb, daß er jetzt (Juli 1830) nochmals seine auf Friedrich bezüglichen Sammlungen vermehrte, indem er bei Weigel-Leipzig zwei farbige Kreidezeichnungen Chodowieckis erwarb, die Studienköpfe des Leutnants von Zieten und des Majors von Tempelhof zur bekannten Radierung: 'Zieten sitzend vor seinem König' darstellten.[1])

Sogar mit dem unsympathischen preußischen Staat söhnte sich Goethe am Abend seines Lebens aus. Geschah es nur, weil er zu dessen großem Repräsentanten den Weg zurückgefunden hatte oder weil er ahnte, daß das Schicksal des deutschen Volkes an seinen Aufstieg geknüpft war? Jedenfalls kehren die Äußerungen der Hochschätzung für Preußen in diesen Jahren zahlreich wieder. Sie beziehen sich vor allem auf die geordnete Staatstätigkeit, die Pflege von Kunst und Technik und andere kulturelle Leistungen, die zu beobachten dem einstigen Verwaltungsmann Befriedigung bereitete, die ihn aber auch an die staatliche und wirtschaftspolitische Arbeit der friderizianischen Zeit erinnerten. Und nicht einmal die Mitwirkung an den Teilungen Polens wollte der Dichter noch Preußen und seinem König zum Vorwurf machen. Wenige Wochen vor seinem Tode verteidigte er zum Entsetzen des Kanzlers v. Müller die preußische Polenpolitik und meinte, Polen hätte in jedem Falle untergehen müssen. War diese Bemerkung auch stark gegen die damalige sentimentale Polenschwärmerei in Deutschland gerichtet, so bekundete sie doch zugleich ein Verständnis für das Großmachtinteresse Preußens, das er früher nicht besessen hatte.

Auch in seinem dichterischen Denken und Schaffen griff

[1]) Nach einer freundlichen Mitteilung der Direktion des Goethe-Nationalmuseums.

Goethe gern auf die aufklärerischen Bestrebungen zurück, die mit der Wirksamkeit Friedrichs des Großen verbunden waren, und selbst die zukunftweisenden realistischen Ideen, die sich in 'Wilhelm Meisters Wanderjahren' und im Zweiten Teil des 'Faust' andeuten, die Blicke auf die innere Kolonisation und den Bau von Kanälen und Weltstraßen, auf die Einigung Deutschlands durch die Wirtschaft: all das bewegte sich in der Richtung der Bahnen, die der König an der Spitze seines aufgeklärten Preußischen Staates betreten hatte, nur daß der Dichter nicht mehr wie Friedrich vom Staate ausging, sondern den Fortschritt seines Volkes und der Menschheit im Auge hatte. Die Herrscherauffassung, die Goethe in seinen Spätjahren erfüllte, war, wenn auch der aufklärerischen Fundierung entkleidet und religiöser gefärbt, ein klares Bekenntnis zu den tief sittlichen Idealen, die der große König gelehrt und gelebt hatte, und stand einem Herrscherberuf, wie ihn Napoleon betätigt hatte, auf das entschiedenste entgegen. Ein Bekenntnis zum Preußentum, zur preußischen Staatsgesinnung und zum preußischen Pflichtbegriff war das freilich auch jetzt nicht. Wenn der Dichter (20. Oktober 1830 zu Eckermann) es als seine Überzeugung entwickelte, ein jeder müsse erst sein eignes Glück machen, damit das Glück des Ganzen entstehe, so war das ein Beweis dafür, daß Weimar und Potsdam immer noch getrennte Wege gingen. Goethes Rückwendung zum 'Homme de Prusse' knüpfte sich im Grunde nur wieder an das erste Wort.

Aber daß sich die Gestalt Friedrichs in der Ideenwelt des greisen Goethe ganz ihren alten Platz zurückeroberte, das bezeugt über alles andere hinaus ein Bericht, der der Feder des Lyrikers Friedrich von Matthisson entstammt und der Vergessenheit entrissen zu werden verdient.[1]) Als Bewunderer Goethes suchte er gelegentlich seiner zahlreichen Reisen den Dichterfürsten von Zeit zu Zeit auf. So kam er auch Ostern 1826 nach zweijähriger Pause wieder nach Weimar. In dichtem Schneegestöber erschien er am Frauenplan und der Gegensatz zwischen

[1]) Friedrich von Matthisson: 'Schriften'. Ausgabe letzter Hand, Band 8 S. 19. 20.

dem ungewöhnlichen Winterwetter dieses Ostertags und dem Frühlingszauber, in dem Goethe den Ostermorgen seines 'Faust' gemalt hat, gab zunächst das Gesprächsthema. Sodann zog Matthisson zwei kleine Eisenfiguren Friedrichs des Großen und Napoleons hervor, die in den württembergischen Eisenwerken zu Wasseralfingen gegossen waren und die er sich aus Stuttgart mitgebracht hatte. Das veranlaßte Goethe zu einer Äußerung, die in einem Vergleich der beiden großen Männer gipfelte. Hören wir den Bericht unseres Gewährsmannes.

„Er hatte Freude an den kleinen Eisenfiguren . . . Sie wurden von ihm zuerst nebeneinander, und zwar Friedrich zur Rechten, dann aber einander gegenübergestellt, indem er sagte: 'Der Kleinere muß doch zu dem Größeren hinaufblicken'. In der Tat ist auch die Figur von Napoleon um ein paar Linien kleiner als die von Friedrich. Kaum ward er gewahr, daß ich die Heroen frei in der Tasche trug, als er ein Briefkuvert nahm und ihnen daraus bedächtig und sorgsam eine Hülle bereitete, während dem Einwickeln sprechend: 'Wir müssen säuberlich verfahren mit solchen Helden'."

Was sich am Ostertag 1826 in einem scheinbar belanglosen Vorgang abgespielt hat, beweist nicht mehr und nicht weniger, als daß der große Preußenkönig im Urteil Goethes schließlich vor den französischen Welteroberer gerückt ist. Auch jetzt noch war Napoleon für den Dichter ein Heros des Menschengeschlechts, aber das Einschränkende seiner Größe ließ nun den dämonischen Franzosenkaiser vor dem großen Hohenzollernherrscher zurücktreten, dem von Kindheit an sein Herz gehört hatte. Fridericus Rex behauptete als die klassische Verkörperung reinen Herrschertums in Goethes Vorstellung das Feld: der geniale königliche Tatenmensch, in dem kraftvolles Handeln für Volk und Staat und sittliche Schaffensenergie im Dienst des Kulturfortschritts in einziger Harmonie verbunden waren. Man darf vielleicht noch mehr sagen: daß nämlich neben allem andern den Dichter auch der Instinkt des Deutschen dazu geführt hat, die Besonderheit der deutschen Genialität des heldisch-harten, aber tief sittlich gebundenen Preußenkönigs, im Gegensatz zum ganz romanischen zügellosen Übermenschentum

des Franzosenkaisers, zu erfassen oder wenigstens zu erahnen. Goethe selbst ist das sicherlich nicht bewußt geworden, aber der Nachlebende glaubt diese instinktive Verbundenheit von Dichter und König auf der Grundlage des gemeinsamen Volkstums deutlich zu erkennen.

Damit aber kann die Frage, inwieweit das Erinnerungsbild Napoleons und Friedrichs des Großen seine Strahlen in die Faustdichtung entsandt hat, klar beantwortet werden. Goethe hat sich mehrere Male zu Eckermann darüber ausgelassen, was „die weltlichen Dinge", ihr Erleben und ihr Durchdenken, für ihn und sein dichterisches Schaffen bedeuteten. Solche Äußerungen gehören mit dem Wort von 1815 zusammen, daß 'Faust' ihn dazu bringe, wie er von Napoleon denke und gedacht habe. Die „Produktivität der Taten", von der Goethe einmal zu seinem Vertrauten (11. März 1828) in Gleichsetzung mit Genialität als der entscheidenden Kraft in der menschlichen Entwicklung sprach, hatte den Dichter zu Friedrich und Napoleon geführt. Jetzt, am Abend seines Lebens, als er das Werk seiner Vollendung abschloß, in dem es galt, Voraussetzung und Inhalt der produktiven Tat zu deuten, schieden sich die beiden großen Erscheinungen in ihren Einflußströmen. Im Sinne der selbsterlebten großen Herrschergestalt ist die dunkle Figur Napoleons als die Verkörperung elementarer und dämonischer Kräfte aus der dichterischen Konzeption des Faustmysteriums nicht wegzudenken. Aber das Helle, das Aufwärtsweisende und Sittlich-Schöpferische, das in dem letzten und gewaltigsten Werk Goethes mit der Lebensweisheit, Gefühlstiefe und Sprachkunst eines gottbegnadeten Dichters dargestellt und verherrlicht wird, knüpft sich nicht an sie, sondern an die Heldengestalt Friedrichs des Großen.

Welcher Deutsche wollte sich dessen nicht wie einer wunderbaren Symbolik freuen?

Neue Beobachtungen und Gedanken über die Entstehungsgeschichte des 'Urfaust' und des 'Fragments'

Von Heinrich Spieß (Wiesbaden) †

Der mächtige Anstoß, den die Faustforschung in dem letzten Jahrzehnt durch Roethes Akademieabhandlung 'Die Entstehung des Urfaust' (1920) erhielt, hat zwar unsere Erkenntnis in mancher Hinsicht gefördert und dem Scharfsinn der Gelehrten ein weites Feld für ihre Kombinationen eröffnet, aber zu sicheren, unbestrittenen Ergebnissen bezüglich der Chronologie des 'Urfaust' ist man nicht gekommen. Der Grund liegt darin, daß alle in Betracht kommenden Untersuchungen auf einer sehr kühnen, aber unbeweisbaren und meiner Überzeugung nach irrigen Hypothese aufgebaut sind, nämlich jener auf Scherer zurückgehenden Annahme von der zeitlichen Priorität aller Prosaszenen im 'Urfaust'. Wir müssen meines Erachtens uns wieder der bewährten Methode und den Prinzipien zuwenden, die der glückliche Finder und Herausgeber der Urfausthandschrift und deren besonnener Erklärer, Erich Schmidt, in der Vorrede zu seiner Ausgabe des 'Faust in ursprünglicher Gestalt' mit sicherer Hand vorgezeichnet hat. Außerhalb Deutschlands hat schon der dänische Forscher Sarauw diese Richtung eingeschlagen in den beiden Schriften: 'Zur Entstehungsgeschichte des Goetheschen Faust' (1917) und 'Zur Faustchronologie' (1925), die, letztere in scharfer Polemik gegen Roethe, Schmidts erfolgreiche Urfaustuntersuchungen auf dem Gebiet der Fragmentdichtung fortzuführen bestimmt waren. Allerdings scheint es fraglich zu sein, ob nach einer fast fünfzigjährigen Beschäftigung mit der Entstehungsgeschichte des 'Urfaust' es noch möglich sei, neue Gesichtspunkte oder neues Material zur Förderung der Lösung des chrono-

logischen Problems heranzubringen. Petsch, einer der energischsten Fortführer des Roetheschen Lösungsversuchs, sagt einmal: „Was sich in den alten Geleisen der historisch-philologischen Interpretation zur Erklärung des 'Faust' beibringen ließ, dürfte so gut wie geleistet sein"; aber auch von der anderen Seite bekundet Sarauw: „Ich glaube nicht, daß man über die besonnenen, mehr oder weniger wahrscheinlichen Aufstellungen Erich Schmidts hinaus zu wirklich gesicherten Ergebnissen gelangen wird, und bescheide mich gern. Der 'Urfaust' ist eine sehr bunte, auch sehr lückenhafte Einheit, die, wie wir wissen, nicht in einer Folge entstand, deren Entstehung wir aber nicht im einzelnen verfolgen können." Wenn ich trotzdem die Untersuchung über die Entstehungsgeschichte des 'Urfaust' noch einmal aufnehme, so geschieht es, weil ich bei sorgfältiger Durchforschung des einschlägigen Materials und Überprüfung der gewonnenen Resultate in einzelnen Punkten zu andern Feststellungen als E. Schmidt gelangt bin, die, wie ich glaube, wesentlich genug sind, um der Öffentlichkeit vorgelegt zu werden. Wenn ich dabei, wie es in der Natur der Sache liegt, gerade dem Manne, dem die Forschung am meisten verpflichtet ist und den ich als erste Autorität auf diesem Gebiete anerkenne, mehrfach entgegentreten muß, so tue ich es in dem Gefühl, ihm eben dadurch die gebührende Dankesschuld abzustatten, daß ich seine Arbeit um ein kleines weiterzuführen suche. Ähnlich ist mein Verhältnis zu Sarauw in dem Teil der folgenden Untersuchung, der sich mit der Fragmentdichtung beschäftigt; nur wird sich hier die Opposition insofern stärker geltend machen, als dieser bedeutende und sehr unterrichtete Forscher seine scharfsinnigen Schlüsse zuweilen mit allzu großer Sicherheit zieht.

Vor Beginn meiner Ausführungen weise ich noch kurz auf die von den beiden genannten Forschern aufgestellten Leitsätze hin. Sie sind eigentlich selbstverständlich, aber man hat ihrer nicht immer geachtet. Vor allem darf der sehr verschiedene Wert gleichzeitiger und späterer Zeugnisse nicht vergessen werden. Nur erstere, gleichgültig, ob solche des Dichters selbst oder anderer zuverlässiger Personen, haben urkundlichen Wert. Sie „ergeben die Grundlage für das chronologische Gerüst, dessen Herstellung

vor allen freieren Kombinationen unerläßlich ist. Der Forscher hat sich über Eintritt und Dauer der produktiven Epochen möglichst genaue Kunde zu verschaffen." „So gewinnt er den Aufzug, der dann den Einschlag aufnehmen wird."

Erst kurz vor der Übersiedlung nach Weimar hat Goethe in den uns erhaltenen Briefen seiner Beschäftigung mit dem 'Faust' gedacht. Am 17. September 1775 berichtet er in einem Schreiben an die Gräfin Stolberg, von dem noch später die Rede sein wird, er habe eine Szene am 'Faust' gemacht, und am 7. Oktober an Merck, er habe am 'Faust' viel geschrieben. Es war also der Herbst dieses Jahres eine Epoche erhöhter Tätigkeit an der Dichtung. Dementsprechend hatte er Zimmermann Ende September, als dieser auf der Durchreise bei ihm zu Besuch war, einige Fragmente davon vorgelesen, die denselben nach Mitteilung an Reich „bald entzückten und dann wieder halbtot lachen machten", woraus sich allerdings keine sicheren Schlüsse auf die Wahl der Szenen ziehen lassen, außer etwa, daß die Katastrophe mit ihrer erschütternden Wirkung nicht zu den vorgelesenen Stücken gehörte. Aber bereits ein Jahr früher, Mitte Oktober 1774, hatte Goethe gleichfalls einem Besucher, dem bekannten Kritiker des Hainbundes Boie, viel aus seinem 'Faust' vorlesen müssen, den der kompetente Beurteiler laut Reisetagebuch für fast fertig hielt und als die größte und eigentümlichste von Goethes Produktionen bezeichnete. So enthielt denn Goethe auch den Weimarern, als sie im Dezember nach Frankfurt kamen, die Dichtung nicht vor; ja, er überließ das Manuskript für mehrere Wochen seinem neuen Freunde Knebel. Wann das alles zustande gekommen war, wissen wir nicht. Gewiß ist nur, daß der Dichter in den Monaten vor Boies Besuch, also nach der Rückkehr von der Rheinreise — am 13. August war er wieder in Frankfurt — am 'Faust' arbeitete. Denn Lavater sprach während dieser Zeit zweimal, Mitte September und am 1. Oktober, Goethe bescheiden, aber dringlich um Mitteilung von Faustszenen an. Woher er von Goethes neuer Arbeit Kenntnis erhalten, ist nicht bekannt. Gräf meint, er sei bei dem Zusammensein auf seiner Emser Reise von Goethe selbst über dessen Vorhaben unterrichtet worden. Das ist aber wenig wahrscheinlich. Goethe sprach mit

Lavater über alles, was ihn damals dichterisch beschäftigte. Er erzählte ihm viel vom 'Ewigen Juden', gab ihm die Wertherhandschrift zu lesen, sprach von 'Clavigo', 'Erwin und Elmire', sogar von 'Julius Caesar', und Lavater verfehlte nicht, jede Äußerung des bewunderten Dichters sogleich sorgfältig in sein Tagebuch einzutragen; von 'Faust' aber ist niemals die Rede. Wie sollte er die so interessante Mitteilung von dem Plane eines neuen großen Dramas desselben vergessen haben? Dazu kommt, daß Goethe in dem bekannten, im Verlauf des Juni an Schönborn geschriebenen Briefe, worin er dem in Algier weilenden Freund über die literarischen Neuerscheinungen in Deutschland Nachricht gibt und dabei auch über seine eigenen Produktionen seit Schönborns Besuch im Oktober 1773 Rechenschaft ablegt, genau dieselben Dichtungen aufzählt, nur daß er an Stelle der Operette die Farce 'Götter, Helden und Wieland' anführt. Von 'Faust' aber schweigt er auch hier, wenn man nicht in den Worten: „Noch einige Plane zu großen Dramas hab' ich erfunden, d. h. das interessante Detail dazu in der Natur gefunden und in meinem Herzen" einen versteckten Hinweis auf dieses Werk sehen will. Jedenfalls aber darf man danach annehmen, daß der 'Faust' in den Sommermonaten 1774 in Goethes Gedanken ganz zurücktrat, mochte er nun überhaupt noch nicht greifbare Gestalt gewonnen haben oder von anderen Entwürfen verdrängt worden sein. Lavaters Wissen von der Aufnahme der Faustdichtung nach Goethes Rheinreise wird also späteren Ursprungs sein. Vielleicht sprach Goethe in einem bald nach seiner Heimkehr im August nachweislich an den Züricher Freund geschriebenen, aber uns nicht erhaltenen Briefe selbst davon. Doch ist damit die Frage, ob Goethe die Niederschrift des 'Faust' nicht vor August 1774 begonnen habe, noch nicht entschieden. Wir besitzen ein Zeugnis, und zwar von Goethe selbst, wonach der 'König in Thule' bereits vor seiner Rheinreise muß gedichtet sein.

Im 14. Buch von 'Dichtung und Wahrheit' erzählt er, wie er in einer Stunde der Aufgeschlossenheit und erhöhter Stimmung den neuen Düsseldorfer Freunden zwei seiner neuesten und liebsten Balladen, die ihm damals noch ans Herz gewachsen waren und selten über die Lippen kamen, den 'König in Thule' und

„Es war ein Buhle frech genung", rezitiert habe.[1]) Freilich dürfen die Erzählungen in 'Dichtung und Wahrheit' nicht, wie oben berührt, einer historischen Quelle gleich, auf unbedingte Zuver-

[1]) Die beiden in jener Stunde der Aufgeschlossenheit vorgetragenen Balladen gehören in der Tat zusammen. Als Lieder der Treue und Untreue gegensätzlich nach Inhalt und Behandlungsart (hier herrscht feierliche Pracht und schwungvoller Ernst, dort das Element des Schauerlichen, Gespensterhaften), sind sie doch von dem gleichen Ethos, dem Grundgefühl von der Unverbrüchlichkeit auch der Manneslieb erfüllt. Mit dem naiven Anfang: „Es war ein ..." stellen beide die Träger der Handlung sogleich in Romanzenart in ihrer grundverschiedenen Gesinnung und dem dieser entsprechenden, ihren Lebensablauf bedingenden Verhalten gegen die Geliebte uns vor Augen. Das prächtig geschilderte Mahl im Mittelpunkt der Königsballade, neben dem das grausige Totengelage als letzter Akt des über den Schuldigen verhängten Strafgerichts dort wie ein blasses, fast entbehrliches Gegenstück erscheint, läßt den 'König in Thule' als das ältere der beiden Gedichte uns erkennen, was auch die aus ihm entnommene, in einem abgeleiteten, erweiterten Sinne gebrauchte Bezeichnung „Buhle" für den untreuen Knaben bestätigt.

Wäre die umgekehrte chronologische Reihenfolge erweisbar, so würde das unserer Untersuchung nicht günstig sein. Kein Kundiger kann die formelle Abhängigkeit der Ballade vom untreuen Knaben von der Bürgerschen 'Lenore', an die sie sich auch im Versmaß anlehnt, verkennen. Das bezeugt ja in der 'Claudine' Crugantino, der das Lied vorträgt, selbst. „Der allerneueste Ton ist's wieder, solche Lieder (Gespenstergeschichten) zu singen und zu machen." 'Lenore' erschien im Göttinger Musenalmanach auf 1774, wurde also Goethe um die Michaelismesse 1773 bekannt. Danach dürfte dessen Gedicht nicht vor November dieses Jahres entstanden sein. Daß die Ballade von Anfang an für das genannte Singspiel bestimmt war, erhellt aus ihrem jäh abgebrochenen Schluß, der in der Handlung seine Erklärung findet. Zwar ist die Operette erst im Jahre 1775 vollendet und veröffentlicht worden, aber aus der Briefnotiz Goethes an die Fahlmer vom 10. April 1775, er habe die 'Claudine' wieder ausgegraben, geht hervor, daß bereits vor längerer Zeit das Stück angefangen und dann beiseitegelegt worden war.

So steht der Annahme, daß der 'König in Thule' bereits im Jahre 1773 gedichtet worden, nichts entgegen. Es sei aber auch darauf hingewiesen, daß der 'Untreue Knabe' nicht nur mit der von Gretchen gesungenen Ballade, sondern auch mit dem durch ihr Erscheinen veranlaßten Zwiegespräch zwischen Faust und Mephistopheles in Verbindung zu stehen scheint. Da heißt es: „Ihr sprecht schon fast wie ein Franzos", und in der Ballade ist der Buhle „erst aus Frankreich kom-

lässigkeit Anspruch machen. Vorsicht ist geboten. Und in der Tat hat die Zweifelsucht schon ihre Bedenken geltend gemacht. Man hat auf den bekannten Brief hingewiesen, den Fritz Jacobi am 28. Dezember 1812 an den alten Freund gerichtet hat, zu der Zeit, als er diesen mit der Vorbereitung des dritten Teils seiner Selbstbiographie beschäftigt wußte, in dem auch seiner „im Guten gedacht werden" sollte. „Ich hoffe," schreibt er, „du vergissest in dieser Epoche nicht des Jabachschen Hauses, des Schlosses zu Bensberg und der Laube, in der du über Spinoza, mir so unvergeßlich, sprachst; des Saals in dem Gasthofe zum Geist, wo wir über das Siebengebirg den Mond heraufsteigen sahen, wo du in der Dämmerung auf dem Tische sitzend uns die Romanze: 'Es war ein Buhle frech genug' — und andere hersagtest ... Welche Stunden! Welche Tage!" Diese Briefstelle, meint man, habe Goethe erst zu seiner eingehenden Darstellung jenes denkwürdigen Tages veranlaßt. Das mag sein. Soll man aber annehmen, daß der Verfasser, für den jene Zeit sich erschließender Herzensfreundschaft doch auch ein Erlebnis war, das sich seinem Geiste tief einprägte, seine Erzählung mehr phantasievoll ausgeschmückt als aus treuestem Gedächtnis wahrheitsgemäß gestaltet habe? Dazu haben wir keinerlei Anlaß. Nun besitzen wir freilich noch eine dritte und zwar gleichzeitige Aufzeichnung jener Kölner Begebenheiten von einem weiteren Teilnehmer, Jacobis Bruder Georg, in dessen Tagebuch. Es wird

men". Faust droht Mephisto: „Wenn nicht das süße, junge Blut Heut nacht in meinen Armen ruht, So sind wir um Mitternacht geschieden", wie es in der Ballade von jenem heißt: „Er hat ein armes Maidel jung Gar oft in Arm genommen". Also Ähnlichkeit im Gedankenkreis und Wortgebrauch. Ja, man könnte die Vermutung aussprechen, daß nicht nur der 'Untreue Knabe' unter dem Einfluß jener Fauststelle stand, sondern daß auch der Held der 'Claudine' Crugantino eine Differenzierung des jugendlichen Faust, so wie er damals vor der Phantasie des gestaltenreichen schaffensfrohen Dichters stand, und seine Weiterführung in Singspielmanier war. Wenn Pedro von den Tränen von ihm verführter, verlassener Mädchen spricht und die Anklage gegen ihn erhebt, er habe das innerste Heiligtum der Menschheit entweiht, da er Liebe und Treue so schändlich mit Füßen trat, so ist hier wieder das Thema angeschlagen, das sich gerade um jene Zeit Goethen immer wieder von neuem zur Darstellung aufdrängte.

dort keine der beiden Goethischen Balladen genannt, sondern nur von altschottischen Romanzen gesprochen, die Goethe vorgetragen habe. Dieser Bericht kann aber nicht gegen die Darstellung in 'Wahrheit und Dichtung' geltend gemacht werden, weil er sich ebensowohl gegen die Fritz Jacobis richten würde, deren Zuverlässigkeit doch keinem Zweifel unterliegt. Georgs Notiz ist allgemein gehalten und zudem ungenau.

So erkennen denn auch die meisten Forscher die Glaubwürdigkeit der Goethischen Erzählung an, ohne jedoch die daraus für die Faustchronologie allem Anschein nach sich ergebenden Folgerungen zu ziehen. Denn, sagen sie, die Ballade könne sehr wohl erst nachträglich der Fausthandlung einverleibt sein. Dies ist an sich möglich, widerspricht aber der Gepflogenheit Goethes ganz und gar. Alle lyrischen Drameneinlagen sowie die Lieder in seinem großen Roman sind, soviel wir wissen, fast ausnahmslos durch jene Dichtungen, d. h. die durch sie in dem Autor erweckten Stimmungen, hervorgerufen. Der 'König in Thule' zumal als das Lied der bis in den Tod getreuen Liebe ist ganz wie für Gretchen gemacht. Wer kann sich dem verschließen? Aber man sucht mit noch einem andern Argument die ursprüngliche Selbständigkeit der Ballade zu erweisen. Seit Kögel (Vierteljahrschr. f. LitG. 2) gezeigt hat, daß außer der endgültigen Redaktion des Liedes für die 'Schriften' noch eine dritte, von der Fassung im 'Urfaust' abweichende Version besteht, die sich in Seckendorffs 'Volks- und andern Liedern' (Dessau 1782) befindet, ist dessen allerdings etwas zaghaft vorgetragene Vermutung, in ihr habe man die älteste Gestaltung der Ballade zu sehen, die bei der Aufnahme in das Drama eine erste Umarbeitung erfahren habe, zur herrschenden Auffassung geworden. Und das, obwohl in Seckendorfs Sammlung ausdrücklich bemerkt ist, das Lied sei Goethes 'Faust' entnommen. Selbst Erich Schmidt ist diesem Irrtum anheimgefallen, was sich nur dadurch erklären läßt, daß die Seckendorfsche Fassung ohne Zweifel die wenigst gute ist und die Gestaltung im 'Urfaust', worauf Kögel besonders aufmerksam macht, auch, ganz äußerlich betrachtet, zwischen den beiden andern mitten inne steht. Trotzdem ist es ausgeschlossen, daß jene die älteste ist, weil sie überhaupt

nicht von Goethe herrühren kann. Wie wäre es möglich, daß irgendein Dichter, der dieses Namens wirklich wert ist, nachdem er das schöne Bild ersonnen, wie der alte König, umgeben von seinen Getreuen, in wehmütigem Gedenken den heiligen Becher in das Meer wirft und sein Fallen bewegten Herzens verfolgt, den Vorgang also ausgemalt hätte: „Er sah ihn sinken und trinken Und stürzen tief ins Meer", wo doch die natürliche Folge die ist, welche die Variante des 'Urfaust' darbietet: „Er sah ihn stürzen, trinken Und sinken tief ins Meer". Darf man einen solchen Verstoß nun gar einem Goethe zutrauen, zu dessen vornehmsten Dichtereigenschaften anschauliche Klarheit gehört, wie er sie ja auch gerade hier in dem einen Worte „trinken" glänzend bewährte?[1])

Nach diesen Darlegungen wäre es unverzeihlich, wenn wir nicht jeder Spur sorgsam nachgehen wollten, die uns eine Beschäftigung Goethes mit seinem 'Faust' schon vor der Rheinreise wahrscheinlich zu machen verspricht. Nun wissen wir freilich bereits, daß unser Dichter im Sommer 1774 seinem Freunde Schönborn zwar alle möglichen Dichtungen als seine neuesten Produktionen aufzuzählen wußte und nur von seinem 'Faust' nichts zu sagen hatte. In der Tat war die erste Hälfte des Jahres 1774 nachweislich mit andern Arbeiten ganz ausgefüllt: vor und nach der Jahreswende beschäftigte ihn die Operette 'Erwin und Elmire', von Februar bis April entstanden die 'Leiden des jungen Werthers' und im Mai 'Clavigo' und das Fragment vom 'Ewigen Juden'. Wir müssen also mit unseren Nachforschungen in das Vorjahr zurückgehen. Aber auch da findet sich zunächst noch keine auf den 'Faust' führende Spur. Am Christtage kommt

[1]) Seckendorfs Lesart beruht wohl auf Gedankenlosigkeit bei unsicherer Erinnerung des Wortlauts des Goethischen Gedichtes. Auch die verschiedene Version der vierten und fünften Strophe ist offenbar daraus zu erklären, daß der Dichterkomponist das Lied aus dem Gedächtnis niedergeschrieben hat. — Nun besitzen wir noch eine handschriftliche Überlieferung desselben von der Goechhausen, die bis auf ganz geringfügige Varianten mit dem Seckendorffschen Text übereinstimmt. Für mich ist es nicht zweifelhaft, daß dieselbe nicht auf ein Goethisches Original, sondern auf den Druck in den 'Volks- und anderen Liedern' zurückgeht.

Goethe in einem nach längerer Pause an Kestner geschriebenen ausführlichen Brief auch auf seine dichterische Tätigkeit zu sprechen: „Ich bin auch zeither fleißig gewest, hab' viele kleine Sachen gearbeitet, und ein Lustspiel mit Gesängen ist bald fertig, auch einige ansehnlichere Stücke in Grund gelegt, und nun wird drüber studiert.“ Also auch hier, wie in dem Briefe an Schönborn, nur eine ganz unbestimmte Bemerkung, die man auf 'Faust' mitbeziehen kann, wenn man dazu Anlaß zu haben meint. Wie können wir aber zu einer solchen Überzeugung gelangen?

Als das einfachste, allerdings etwas scheel angesehene, weil oft mißbrauchte Mittel der Zeitbestimmung bietet sich die Suche nach Parallelen dar.[1]) Eine solche finden wir nun auf dem Gebiete

[1]) In der Einleitung zu 'Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt' hat Erich Schmidt nicht ohne Spott der Parallelensuche mancher sogar namhafter Goetheforscher zum Zweck chronologischer Untersuchungen gedacht. Er hat, um das Mißliche zuweitgehender Schlußfolgerungen auf diesem Gebiet zu kennzeichnen, eine Fülle auffallender Parallelstellen vor dem Leser ausgeschüttet, die sich in zeitlich weit auseinanderliegenden Goethischen Schriften finden. Diese Sammlung könnte noch leicht vermehrt werden. Gleichwohl war Erich Schmidts Absicht nicht, bei den Forschern dieses Hilfsmittel für chronologische Feststellungen als gänzlich wertlos zu diskreditieren; er wollte nur warnen und von eilfertigen Schlüssen zurückhalten. Es liegt in der Beschränktheit der menschlichen Natur, daß sich der einzelne zeitweise bestimmter Ausdrücke, Redewendungen und Gedanken mit Vorliebe bedient, die dann später wieder aus seinem bevorzugten Gebrauch verschwinden. Auch Goethe war trotz seiner unerschöpflichen Gedankenfülle und seinem nie versagenden Ausdrucksvermögen von dieser menschlichen Begrenztheit nicht ganz frei. Das weiß jeder, der den Lebensäußerungen in seinem Briefwechsel und seinen Schriften zu verschiedenen Zeiten nachgegangen ist. Dafür sei hier nur ein vielleicht weniger bekanntes, aber sehr prägnantes Beispiel aus seinen Jugendjahren aufgeführt. Im Volke gelten kräftige Waden als besonders charakteristisches Zeichen der Männlichkeit. Dieser Gedanke muß unsern Dichter zu der Zeit, wo der junge Mensch auf seine körperliche Entwicklung stolz zu sein pflegt, angelegentlich beschäftigt haben. Als er nach seiner Rückkehr aus Leipzig in der Vaterstadt lange Wochen krank darniederlag, dichtete er in einem Anflug übermütigster, an Galgenhumor grenzender Laune in einem Neujahrslied: „Mir Jüngling, jetzt der Mädchen Spott, Mir helfe doch der liebe Gott Zu meinen Waden. Da wär' ich wohl nach Seel' und Leib In künft'gen Jahren für ein Weib Ein fetter Braten.“ Das Gedicht

Goethischen Wortgebrauchs in der poetischen Epistel an Lotte Kestner vom 15. September 1773: „Wenn einem seligen Biedermann, Pastorn oder Ratsherrn lobesan." Das altertümliche, der Knittelversdichtung angepaßte Attribut begegnet uns bei Goethe m. W. nur noch einmal in Fausts spöttischer Anrede an Mephisto: „Mein Herr Magister Lobesan, Lass' Er mich mit dem Gesetz in Frieden." Das ist doch beachtenswert; denn solche seltenen, wohl auch seltsamen Wörter tauchen gar oft in den Werken unseres Dichters plötzlich kurz nacheinander auf, um dann rasch wieder zu verschwinden. Gleichwohl würde ich auf diese Parallele kein allzu großes Vertrauen setzen, wenn es mit ihr nicht eine besondere Bewandtnis hätte. Am 6. November 1773 schrieb nämlich Fritz Jacobis Gattin Betty einen von Humor und rheinischem Frohsinn sprudelnden Brief an Goethe, der mit der Apostrophe: „Herr Doktor Goethe Lobesan" beginnt und schließt. Es handelt sich hier ohne Zweifel um die Auffrischung einer Neckerei zwischen den beiden jungen Leuten zu der Zeit, als die liebenswürdige Rheinländerin — es war im Spätsommer des Jahres — in Frankfurt mehrere Wochen zu Besuch weilte und die Bekanntschaft des „bösen Menschen mit dem guten Herzen" gemacht hatte. Offenbar war die Veranlassung zu der scherzhaften Anrede der Gebrauch des altfränkischen Ausdrucks als schmückenden Beiworts in einem der Goethischen Gedichte. Nun reiste Betty am 10. September wieder von Frankfurt ab. Sie kann also kaum von der Epistel an Lotte Kenntnis gehabt haben. Denn wenn

---

entstand Ende Dezember 1768. Zu derselben Zeit arbeitete Goethe an der ersten Fassung der 'Mitschuldigen'. In dem dritten Auftritt dieses Lustspiels in einem Akt ruft Söller als unfreiwilliger Augen- und Ohrenzeuge des Stelldichein seiner Gattin mit Alcest dem Publikum zu: „Sie lügt! Ein Mann von Stroh wär' ich! Da seht ihr mich, Ihr Herren, hat er denn so Waden stehn wie ich?" Und damit nicht genug, schreibt er am 31. Januar 1769 an Käthchen Schönkopf bezüglich seines Freundes Horn, das galante Leipzig persiflierend: „Unglücklicher Horn! Er hat sich immer so viel auf seine Waden eingebildet. Jetzt werden sie ihm zum Unglück gereichen. Laßt ihn nur lebendig weg!" Also in wenig mehr als einem Monat dreimal der gleiche scherzhafte Gedanke.

Darum halte ich es nicht für angebracht, auf den Gebrauch der Parallelen als chronologisches Hilfsmittel prinzipiell zu verzichten.

man auch aus dem Begleitschreiben des Dichters an Kestner zur Not herauslesen könnte, daß die Verse ein paar Tage früher gedichtet worden seien, eine zeitliche Möglichkeit der Kenntnisnahme also bestünde, so ist es doch ganz unwahrscheinlich, daß Goethe ihr das Gedicht mitzuteilen Gelegenheit oder auch nur den Wunsch gehabt habe. Wieviel näher liegt es also anzunehmen, Bettys Anrede sei den Worten Fausts: „Mein Herr Magister Lobesan" nachgebildet; geht sie doch auch in demselben Jambenschritt wie diese einher.

Ich muß gestehen, daß diese Kombination für mich etwas Überzeugendes hat, um so mehr, als sich bei näherem Zusehn eine weitere, für sich allein freilich nicht viel bedeutende Parallele zu ihrer Stütze darbietet. Gretchen, nach der Begegnung mit Faust in ihrem Zimmer diesem Erlebnis nachsinnend, kommt zu dem Ergebnis: „Er sah gewiß recht wacker aus Und ist aus einem edlen Haus, Das konnt' ich ihm an der Stirne lesen." Derselben Redewendung begegnen wir nun wiederum in der poetischen Epistel an die Wetzlarer Lotte, nur dem Charakter dieser Dichtart gemäß ins Scherzhafte verändert: „Seht seine Augen und seine Stirn! Aber sein verständig Gehirn, So manch Verdienst ums gemeine Wesen Könnt ihr ihm nicht an der Nase lesen." Dürften wir danach die ersten Auftritte des Gretchendramas dem Jahre 1773 zuweisen, so hat Goethe doch den verheißungsvollen Anfang nicht weit fortgeführt, sondern ihn bald, wie es mit so vielen Dichtungen dieses an Entwürfen und Fragmenten überreichen Jahres geschah, fürs erste liegenlassen. Schon in der zweiten Szene findet sich ein Auftritt, der, wenn nicht alles trügt, erst nach der Rheinreise gedichtet ist. Wer sich der Schilderung Goethes in 'Dichtung und Wahrheit' von dem mit den beiden Jacobi in Köln verlebten Tage und der Besichtigung des Jabachschen Hauses erinnert, wird sich schwer des Gedankens entschlagen können, daß Fausts Monolog: „Willkommen, süßer Dämmerschein", besonders aber die Worte: „O nimm mich auf, der du die Vorwelt schon In Freud' und Schmerz in offnen Arm empfangen", die dichterische Auswirkung dieses eindrucksvollen Erlebnisses sei. Goethe selbst scheint das zu bestätigen, wenn er acht Tage nach seiner Ankunft in Frankfurt, am

21. August, an Fritz Jacobi schreibt: „Oft wohn' ich mit Jappachs Geist.“ Wir dürfen vermuten, daß er sich gleich nach der Heimkehr seinem 'Faust' wieder zugewandt und als erstes in die Szene 'Abend', in der Gretchen das Lied vom 'König in Thule' singt, vielleicht durch Ideenassoziation sich des Kölner Tags erinnernd, Fausts Monolog eingedichtet habe. Daß die dritte Szene 'Allee' noch bei der ersten Inangriffnahme des Gretchenstoffs entstanden sei, halte ich für wahrscheinlich, wenn auch keineswegs für sicher. Als eine Dublette — sie wiederholt das Geschenkmotiv — ist sie für die Entwicklung der Handlung belanglos, im Gefüge des Ganzen dient sie nur zur Charakteristik der Mutter Gretchens, die zwar im Drama nicht leibhaft auftritt, aber doch von größter Bedeutung ist. Im übrigen ist es bei ihr nur auf die stark komische Wirkung abgesehen, die Mephistos Ingrimm über den Verlust des ersten Geschenks und sein belustigender Zornesausbruch über den habgierigen Pfaffen hervorrufen. Ob bei der Wiederaufnahme der Arbeit am Drama dem Dichter der Gedanke zu einer derartigen Nebenszene gekommen sei, bezweifle ich. Allerdings könnte man auch argumentieren, dieselbe sei als Übergang zur nächsten Szene 'Nachbarin Haus' ersonnen.

Die Annahme einer früheren Niederschrift dieser Anfangsszenen erklärt uns ihre auffällige Verschiedenheit von der folgenden Szenenreihe. Diese Verschiedenheit ist doppelter Art. Zunächst betrifft sie die Form. Anfangs herrscht der Knittelvers unumschränkt, außer in dem nach meiner Vermutung später eingedichteten Monolog des Faust, in dem den vierhebigen Versen so zahlreiche jambische Fünffüßler (sogar ein Alexandriner) beigemischt sind, daß dadurch dem Versmaß ein ganz anderer Charakter aufgeprägt ist. Die in den übrigen Teilen der zweiten und in der dritten Szene hier und da, aber ganz sparsam, eingestreuten kürzeren oder längeren Verse können die Eigenart des Knittelversmaßes in keiner Weise beeinträchtigen. Dagegen hat die spätere Szenenfolge nicht nur wie Fausts Gefühlserguß in Gretchens Zimmer durch zahlreiche eingemischte Fünffüßler, sondern vor allem auch durch das häufige Auftreten des Alexandriners, wie das Morris (G. J. 29 S. 166) zuerst gezeigt hat,

eine völlig neue Form erhalten. Diese Entwicklung erscheint nach unsrer Darlegung sehr natürlich. Im Jahre 1773 erst hatte Goethe sich des Knittelverses bemächtigt und sich seiner zunächst in kleineren Scherzgedichten, dann auch zu umfangreicheren dramatischen Dichtungen satirischer Art bedient. Als er ihn dann auch für seinen 'Faust' benutzte, stand er dem neuen Versmaß zunächst noch unfrei gegenüber. Erst allmählich trieb ihn das Bedürfnis, die ihm zu eng anliegende Fessel, wenn auch nicht wieder abzustreifen, so doch wesentlich zu lockern, und so schuf er sich — auf dem Wege zu dieser Neuschöpfung lag der 'Ewige Jude' — mit der veränderten Versform ein passendes Instrument für die viel größer angelegte und sich immer reicher entfaltende Dichtung, um allen Stimmungen gerecht zu werden und jedem Gefühl seinen adäquaten Ausdruck zu verleihen.

Hand in Hand mit dieser formellen Änderung ging so, sie bedingend und durch sie bedingt, auch eine inhaltliche Wandlung. Die Wertherische Luft zarter Empfindung, die uns aus Fausts gefühlvollem Monolog in Gretchens Kammer entgegenströmt, durchdringt nun auch die weitere Szenenfolge. Besonders in der Darstellung des Hauptthelden macht sich das fühlbar; Faust, in der ersten Szene ganz Don Juan, seiner Leidenschaft rücksichtslos nachgehend, wird zum „übersinnlich sinnlichen Freier". Der dort den dienenden Begleiter angeherrscht hatte: „Hör', du mußt mir die Dirne schaffen" und auf dessen Einwendung das frivole Wort gesprochen: „Ist über vierzehn Jahr' doch alt", fühlt nun beim Gedanken an sein Vorhaben sein Herz beschwert und möchte sich reuig dem Liebchen zu Füßen legen. Mephisto, der ihn zuvor mit Hans Lüderlich verglichen, hat nun Gelegenheit genug, ihn mit seinem ätzenden Spott zu übergießen. Auch *sein* Charakter wandelt sich. Anfangs fast Spaßmacher, der, wie schon berührt, derb-komische Wirkungen erzielt, freilich auch schon in seinem Ausfall auf die habsüchtige Kirche zu echter Satire sich erhebt, wächst er in der Szene 'Nachbarin Haus' zum geistreichen Ironiker, der die Schwächen der Menschen nur zu gut durchschaut und mit der heiratslustigen Witwe sein übermütig-belustigendes Spiel treibt.

Was Gretchen betrifft, so hat man oft gesagt, sie trage Züge

von Lotte Buff, und mit Recht auf ihre dem nachgeborenen Schwesterchen zugewandte mütterliche Pflege hingewiesen. Aber im übrigen scheint mir das in ihrer Einfalt und Unschuld rührende Kind mit der selbstvergessenen Hingabe und dem demütigen Aufblick zu dem bewunderten und geliebten Mann doch mehr der Friderikentypus zu sein als ein Abbild der bei aller Herzensgüte doch mehr selbstbewußten, lustiger angelegten und zu allerlei Neckereien und Plänkeleien geneigten Lotte. Nur an einer Stelle gleicht Gretchen Goethes Wetzlarer Freundin: bei ihrem ersten Auftreten, wo sie den zudringlichen fremden Kavalier mit den allbekannten Worten abfertigt und Faust den Eindruck ihrer Erscheinung begeistert in dem Ausruf zusammenfaßt: „Sie ist so sitt- und tugendreich Und etwas schnippisch doch zugleich . . . Wie sie kurz angebunden war, Das ist nun zum Entzücken gar." Daß diese Charakterisierung auf Lotte zutrifft, bezeugt Goethe selbst, wenn er noch am 28. Januar 1778 von Weimar aus Kestner fragt: „Apropos, ist denn Lotte immer noch so schnippisch?" Auch bei der literarischen Lotte vergißt er diesen Zug nicht ganz. Als Werther diese zum erstenmal im Kreise ihrer Geschwister sieht und sie dem jüngsten Brüderchen gebietet, dem „Herrn Vetter" die Hand zu geben, worauf dieser verbindlich fragt: „Vetter? Glauben Sie, daß ich des Glückes wert sei, mit Ihnen verwandt zu sein?" antwortet sie „mit einem leichtfertigen Lächeln": „Ach, unsere Vetterschaft ist sehr weitläufig, und es wäre mir leid, wenn Sie der schlimmste darunter sein sollten". — Auch diese unterschiedliche Charakteristik Gretchens ist sehr natürlich, wenn man bedenkt, daß Lotte im Spätsommer 1773 den Gedanken Goethes noch viel näherstand. Damals trug er sie noch „ganz im Herzen". Als er im Februar des nächsten Jahres begann, die ‚Leiden des jungen Werthers' niederzuschreiben, befreite er sich nach seiner Art endgültig von seiner Leidenschaft, und schon läßt er in Werthers schwärmerische Tiraden die schwarzen Augen der Maxe hineinspielen. — Nur einmal noch, in der ersten der neuen Szenenfolge, ‚Nachbarin Haus', vernehmen wir aus Gretchens Munde eine ähnliche Abweisung nach Mephistos frechem Wort: „Ist's nicht ein Mann, sei's derweil ein Galan." „Das ist des Landes nicht der Brauch," erwidert sie kurz, um

auf eine weitere Anzüglichkeit des Zynikers doch hilflos zu verstummen.

Nicht unbeachtet darf in diesem Zusammenhang bleiben, daß in der Szene 'Allee', wo Gretchen zum erstenmal im Dialog genannt wird, und zwar von Mephistopheles, dieser sich des vollen Taufnamens bedient, im Wiederholungsfalle spöttisch in der Verkleinerungsform „Margretlein", während von da ab immer, auch von Mephisto, die Koseform angewendet wird. Faust macht damit, bereits in der genannten Szene, den Anfang.

Meine Annahme, die Anfänge des Gretchendramas reichten bis in das Jahr 1773 zurück, steht im Gegensatz zu Erich Schmidts Ansicht, der aus bestimmtem Grunde sogar dessen Konzeption erst in die Zeit der Arbeit am 'Werther' setzt. Aus der Beobachtung einer Verwandtschaft zwischen einzelnen Szenen des Dramas mit gewissen Stellen jener episodenhaften Erzählung Werthers von dem „guten, jungen Geschöpf", das in Verzweiflung über die Untreue des Geliebten den Tod im Wasser sucht, schloß der hochverdiente Forscher, damals „sei Goethe die Gretchentragödie als Ganzes aufgegangen". Aber so gern ich ihm sonst folge, in diesem Falle kann ich Schmidts Schlußfolgerung nicht als zwingend anerkennen. Der Schritt von der Erfindung dieses Menschenschicksals, deren der Dichter für die Entwicklung des Selbstmordgedankens bei seinem Helden benötigte, bis zu der einer Kindesmörderin, die nach furchtbarem Leidensweg auf dem Blutgerüste endet, ist doch recht groß. Auch erinnert die Schilderung des armen Mädchens, zu dessen bescheidenen Vergnügungen es gehörte, des Sonntags im zusammengesparten Putz mit ihresgleichen um die Stadt spazieren zu gehen, nur wenig an Gretchen, die, so einfach sie auch erzogen ist, offenbar einer höherstehenden Gesellschaftsschicht angehört, deren Vater „ein hübsch Vermögen hinterließ", dazu „ein Häuschen und ein Gärtchen vor der Stadt". Aber freilich, das läßt sich nicht leugnen, daß jenes im 'Werther' entworfene Lebensbild einer Unglücklichen Züge enthält, die danach im Drama ihre Ausführung erhalten haben, mögen sie nun schon vorher in den Gedanken des Faustdichters gelegen und so ihren Eingang in die Episode gefunden haben oder erst aus dieser dem Drama zugewachsen sein. Die

Schilderung der Leidenschaft des Mädchens für den Mann, „zu dem ein unbekanntes Gefühl sie unwiderstehlich hinreißt, auf den sie alle ihre Hoffnungen wirft, die Welt rings um sich vergißt, nichts hört, nichts sieht, nichts fühlt als ihn, den Einzigen, sich nur sehnt nach ihm, dem Einzigen“, ist nichts anderes als die prosaische Umschreibung der in dem Lied am Spinnrocken von Gretchen unruhevoll ausgesprochenen Gefühle. Sogar das Erotische, das in der Wertherepisode stärker betont ist: „deren feurige Natur fühlt nun endlich innigere Bedürfnisse (auch hierin zeigt sich eine völlige Abweichung von Gretchens Charakter), die durch die Schmeicheleien der Männer vermehrt werden“, „sie will die seinige werden ... die Vereinigung aller Freuden genießen, nach denen sie sich sehnte“ — das alles kommt in einem bei Gretchen vielleicht etwas fremd erscheinenden Maße in der Schlußstrophe des Gedichts zum Ausdruck: „Mein Schoß, Gott, drängt Sich nach ihm hin“ usw. Allerdings steht diese Strophe unmittelbar vor der Verführungsszene, gewissermaßen als Vorbereitung, nachdem, um mit Mephisto zu reden, „das Püppchen geknet und zugericht“ ist. Doch hat Goethe später das „Schoß“ als anstößig empfunden und in „Busen“ geändert. Die zweite Faustszene, die ihre Keimzelle in der Wertherepisode hat, ist ‘Am Brunnen’. Zu den harmlosen Vergnügen der armen Verlassenen hatte es gehört, „mit aller Lebhaftigkeit des herzlichen Anteils manche Stunde über den Anlaß eines Gezänks, einer üblen Nachrede mit einer Nachbarin zu verplaudern“. Nur birgt in diesem Falle die harmlose „Plauderei“ für das arme Gretchen einen schmerzhaften Stachel: „Wie konnt’ ich sonst so tapfer schmälen, Wenn tät ein armes Mädchen fehlen! Und segnet’ mich und tat so groß Und bin nun selbst der Sünde bloß.“

Man wird nicht fehlgehen in der Annahme, daß diese beiden schon länger erdachten Szenen in unmittelbarem Anschluß an die vorausgehenden gedichtet seien. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß auch der große, Gretchens Schicksal entscheidende Auftritt ‘Marthens Garten’, welchen sie vorbereitend und abschließend umrahmen, derselben Zeit seinen Ursprung verdanke. Vielmehr machen viele Gründe eine spätere Entstehung wahrscheinlich. Zeitlich wird durch die neue Szenengruppe die Handlung ein

gutes Stück vorgerückt. Das zeigt sogleich zu Beginn der Hauptszene der traute Umgangston zwischen den Liebenden. Das Sehnsuchtslied Gretchens, das die Lücke zwischen 'Garten' und 'Marthens Garten' ausfüllt, spricht ja auch weniger ein einmaliges momentan aufsteigendes Gefühl als einen dauernden Zustand innerer Zerrissenheit und Liebesqual aus. Dieser Fortschritt in der Handlung hat natürlich mit der Entstehungszeit an sich nicht das geringste zu tun. Eher ließe die in 'Marthens Garten' ersichtliche Entwicklung des formellen Elements auf einen größeren Zeitunterschied der Abfassung schließen. Die berühmte lange Rede Fausts in freier rhythmischer Prosa, in der er seine hohe Auffassung vom Wesen Gottes verkündet, erscheint als etwas Neues, wozu die Liebeserklärung in der Szene 'Garten' doch nur erst einen Ansatz zeigt. Übrigens ergibt sich in beiden Stellen noch eine weitere Übereinstimmung. Beidemal zeigt der Dichter uns Faust tiefergriffen von der Unschuld Gretchens und ihrem unwiderstehlichen Liebreiz, die sich dort im Blumenorakel, hier in ihrem frommen Kinderglauben rührend offenbaren. Beidemal läßt er ihn in der Anrede an Gretchen zu demselben sehr bezeichnenden, aber keineswegs gewöhnlichen Kosewort greifen. „Du holdes Himmelsangesicht" apostrophiert er sie das eine, „Mißhör' mich nicht, du holdes Angesicht" das andere Mal. Rasch urteilende Kritiker könnten vielleicht von dieser Übereinstimmung auf eine zeitlich nahe Entstehung der beiden Auftritte zu schließen geneigt sein. Allein das Umgekehrte ist richtig. Daß der ausdrucksfähige, an Sprachmitteln so reiche Dichter zweimal kurz nacheinander seinem Helden in einem Augenblick zärtlicher Wallung dieselbe seltene und darum auffällige Form der Anrede in den Mund gelegt habe, ist wenig wahrscheinlich. Erscheint sie gleichwohl in der Dichtung (dem 'Urfaust') in zwei nur durch eine Liedeinlage getrennten Szenen, so wird man annehmen müssen, daß er sich dieses Umstandes bei der Wiederholung nicht bewußt war. Das ist aber nur denkbar, wenn eine längere Zeit darüber vergangen und inzwischen wohl noch weitere Bestandteile der Dichtung entstanden waren. — Doch das alles sind nur Vermutungen, keine Beweise. Auf einen festeren Boden führt uns die Prüfung des Urfausttextes. Dieser zeigt

eine auffallende, im 'Fragment' später berichtigte Abweichung von der sonst üblichen Namensform der dramatischen Heldin. Während sie bisher in den Überschriften des Dialogs stets „Margarethe" genannt ist, tritt in 'Marthens Garten' dafür (mit nur einer Ausnahme) „Gretchen" ein. Diese nicht zu übersehende, durch die immer inniger gewordene Teilnahme Goethes an seiner Lieblingsfigur zu erklärende plötzliche Änderung weist schon an sich auf eine wahrscheinliche Unterbrechung der Arbeit an der Dichtung hin, wird aber dadurch noch bedeutungsvoller, daß in der Kerkerszene die ursprüngliche Gepflogenheit wieder zur Geltung kommt. Ist das ein Rückfall in die frühere Gewohnheit? Oder sollte etwa die Kerkerszene älter als 'Marthens Garten' sein? Wie von allen Forschern heute angenommen wird, sind die drei Prosaschlußszenen nicht auch die von den Bestandteilen des 'Urfaust' zuletzt gedichteten. Hat man sie doch sogar für die zeitlich ersten erklärt. Dem ist freilich Sarauw mit Recht entgegengetreten. Ist aber weder das eine noch das andere richtig, so muß einmal dem Dichter während seiner Arbeit, als ihm bereits der ganze Ablauf der Handlung klar vor Augen stand, der Wunsch gekommen sein, die furchtbare Tragik des Gretchenschicksals in der Katastrophe zusammenzufassen und dann erst die einzelnen Stadien, die zu ihr hinführen, für sich in ergreifenden Bildern darzustellen. So schuf er jene drei Schlußszenen, die alles, was der armen schuldig Gewordenen von einem unsäglich harten Schicksal auferlegt ward, wenigstens andeutungsweise enthalten: Schande, Verlassenheit, Kindesmord, in Verdüsterung und Verzweiflung begangen, dazu den fahrlässig verschuldeten Tod der Mutter und den Totschlag des für ihre Verführung Rache heischenden Bruders. Das wird nach der Brunnenszene geschehen sein in schneidendem Kontrast zu Gretchens Worten: „Doch alles, was mich dazu trieb, Gott, war so gut, ach, war so lieb!" Dann dürfte die Vollendung der drei Prosaszenen noch im Spätherbst 1774 erfolgt sein. Goethe war damals mit seinem dichterischen Schaffen nicht unzufrieden. Er schreibt am 15. September an Sophie von La Roche: „Ich bin geschäftig, ohne fleißig zu sein, bringe aber doch was vor mich", und im Oktober an Johanna Fahlmer: „Ich habe sonst wohl noch allerlei

Gutes, sitze aber wieder drachenartig drüber", was wir auf 'Faust' mitzubeziehen hinreichenden Grund haben. Die Vollendung der Schlußszenen konnte Boie, als er am 15. Oktober Goethe besuchte, zu der Notiz in seinem Reisetagebuch veranlaßt haben: „Sein 'Dr. Faust' ist fast fertig. Er scheint mir das Größte und Eigentümlichste von allen." — Ich weiß nicht, ob man schon beachtet hat, eine wie enge gedankliche Verbindung zwischen 'Marthens Garten' und den folgenden Szenen besteht. Gretchens naive Frömmigkeit, wie sie, „von ihrem Glauben voll, der ganz allein ihr selig machend ist", sich um des Geliebten Seelenheil ängstigt, kurz, ehe sie sich entschließt, ihrerseits diesem alles zu opfern, erscheint hier zuerst als einer ihrer konstitutiven Charakterzüge, um dann in immer neuer Form rührend hervorzutreten: in der Domszene in Erinnerung an die Gebete ihrer unschuldigen Kinderjahre, im 'Zwinger', wie sie in windender Todesangst Erbarmen erfleht von der Schmerzenreichen, und zuletzt im 'Kerker', wenn sie sich zur Sühne ihrer Missetat dem Gericht Gottes übergibt und seine heiligen Scharen anruft. Solcher Fäden laufen aber noch mehr zwischen jenen Szenen hin und her. Das Entsetzen, das Gretchen beim Erscheinen Mephistos im Kerker packt: „Der! der! Laß ihn, schick' ihn fort! Der will mich! Nein! nein!" wird durch das Grauen der noch Schuldlosen vor Fausts diabolischem Begleiter, dessen Anwesenheit ihr „das Innere zuschnürt", hinlänglich vorbereitet. Ja auf das erschütternde: „Heinrich, mir graut's vor dir" (im 'Urfaust': „Mir graut's vor dir, Heinrich") leiten schon Gretchens Worte leise hin: „Das übermannt mich so sehr, Daß, wo er nur mag zu uns treten, Mein' ich sogar, ich liebte d i c h nicht mehr." So erkennen wir überall am Schluß des Dramas ein Sicherfüllen banger Befürchtungen, die schon in dem die Katastrophe herbeiführenden Zwiegespräch der beiden Liebenden wach wurden. Wer Goethes sorgsam motivierende Arbeitsweise kennt, weiß, daß das nicht zufällig ist. Natürlich braucht aber nicht das in der Handlung früher Erscheinende auch das zuerst Gedichtete zu sein. Vielmehr setzt eigentlich das Vorbereitende bereits die Kenntnis des Kommenden voraus. Auf Grund der Indizien, die sich aus unseren Betrachtungen ergeben haben, nehme ich an, daß, als Goethe

'Marthens Garten' dichtete, ihm bereits die Schlußszene ausgeführt vorlag.

Dies dürfte auch eine weitere Beobachtung bestätigen. Nur in 'Marthens Garten' und 'Kerker' wird Fausts Vorname genannt. Dieser ist Goethen nicht durch die Sage überliefert, er hat ihn frei erfunden. Man wird fragen, für welche der beiden Szenen. Liegt in einer von ihnen eine besondere Veranlassung dazu? In 'Marthens Garten' wird der Name zweimal verwandt, das erstemal gleich zu Beginn: „Sag mir doch, Heinrich!" Dadurch wird in kürzester Form die zwischen den Liebenden seit ihrem zuletzt geschilderten Beisammensein erblühte Vertrautheit erwiesen. Der Dichter hatte mithin guten Grund, Gretchen hier den Geliebten also anreden zu lassen. Aber man könnte doch nicht sagen, daß geradezu eine Nötigung zur Erfindung des Namens vorlag. Anders im 'Kerker', wo Gretchen, dem Tod im nackten Elend entgegensehend, nach den furchtbarsten Erlebnissen und einem in geistiger Umnachtung begangenen Verbrechen, den Mann ganz unerwartet wiedersieht, den sie, ob er sie gleich in all dies Unglück gebracht, noch immer mit der ganzen Macht treuester weiblicher Liebe umfaßt. In solcher Lage ist die einfachste, die unter einander nahestehenden Menschen übliche Benennung die natürlichste: der Rufname. Goethe hat das Bedürfnis zu dessen Verwendung so stark empfunden, daß er ihn in dem kurzen Zwiegespräch nahezu ein dutzendmal gebraucht hat, eine Überfülle, die der gereifte Dichter in der Versredaktion auf die Zahl drei zu beschränken für gut fand. Aber auch noch in dieser tritt der Name mächtig und jedem unvergeßlich hervor. Mit dem leise verhallenden: „Heinrich, Heinrich!" schließt der erschütternde Auftritt. Soll man da nicht annehmen, daß für ihn der Name erfunden sei?

Dann wäre erst später bei der Dichtung von 'Marthens Garten' der bereits vorhandene Name zweckmäßig verwandt worden. Ich getraue mir mit einiger Sicherheit zu sagen, wann dies geschehen ist: in Zürich beim Besuche Goethes im Juni 1775. Bekanntlich hat in der genannten Szene des Dichters von Lavater angeregtes Interesse für die physiognomischen Bestrebungen der Zeit seinen Niederschlag gefunden. Nachdem Gretchen in ver-

traulichem Gespräch dem Geliebten ihren Abscheu vor dem widrigen Gesicht und dem Gebaren seines unheimlichen Begleiters und ihr instinktives Angstgefühl bei dessen Anwesenheit bekannt hat, rühmt Mephisto, der gelauscht, ironisch das Treffende der Zeichnung: „Und die Physiognomie versteht sie meisterlich. In meiner Gegenwart wird's ihr, sie weiß nicht wie! Mein Mäskchen da weissagt ihr borgnen Sinn, Sie fühlt, daß ich ganz sicher ein Genie, Vielleicht wohl gar ein Teufel bin." Nun könnte dieser physiognomische Exkurs an sich freilich ebensogut in Frankfurt wie in Zürich verfertigt worden sein. Lavater hatte schon vor seiner Emser Reise Goethes Aufmerksamkeit auf seine physiognomischen Liebhabereien gelenkt und bei ihrem persönlichen Zusammensein ihn für solche Studien erwärmt, so daß er in entgegenkommender Freundschaft im November 1774 zu Lavaters großem Werk der 'Physiognomischen Fragmente' Beiträge zu liefern versprach, ja zu einer Art Mitarbeit sich bereitfinden ließ in der Weise, daß er alle Stücke vor der Drucklegung einer Durchsicht unterzog. Danach konnte von Ende des Jahres 1774 an Goethen jederzeit der Gedanke kommen, sein vielumfassendes Drama auch durch einen dieser Gedankensphäre entnommenen Versuch zu bereichern. Nun steht aber noch eine zweite Stelle in 'Marthens Garten' in naher Berührung mit Lavaters Physiognomik. Man hat herausgefunden, daß zwischen den Schlußworten in Fausts Religionsbekenntnis: „Nenn' das dann, wie du willst, Nenn's Glück, Herz, Liebe, Gott! Ich habe keinen Namen dafür" und einem Passus aus den 'Physiognomischen Fragmenten', und zwar dem Kapitel 'über das Genie', eine auffallende formelle Ähnlichkeit besteht, was die Abhängigkeit einer dieser beiden Stellen von der andern unabweisbar erscheinen läßt. Es geht die Auffassung im allgemeinen dahin, daß Goethe eine von Lavater in ermüdender Breite vorgetragene Definition in seiner großen Weise für den 'Faust' kurz zusammengefaßt und klassisch formuliert habe. Dagegen hat Roethe den Einwand erhoben, jene Stelle stehe im vierten Band der 'Physiognomischen Fragmente' (Fragm. 56), der erst 1778 erschienen sei, woraus folge, daß nicht Goethe von Lavater, sondern dieser von jenem abhange, Lavaters Ausführungen also eine Ver-

wässerung der genialischen Apostrophe des Faustdichters seien. Aber dann muß man doch fragen, wann und wo denn Lavater Kenntnis von Goethes 'Faust' gewonnen habe. M. W. war dazu nur bei jenem Besuch des Dichters in Zürich, wohin er die Fausthandschrift mitgenommen hatte, Gelegenheit. Doch gibt Roethe auch die Möglichkeit zu, daß Goethe jenes Kapitel 'über das Genie' handschriftlich könne eingesehen haben. Aber auch das ist für die Zeit vor dem Züricher Besuch ganz unwahrscheinlich. Gedruckt wurde bis zu Goethes Übersiedlung nach Weimar nur der erste Band und vielleicht ein Teil des zweiten. Schwerlich hat aber Lavater von seinem Werke dem Freunde mehr zugesandt, als was für den Druck weiterzugeben war. Erst in Zürich wird Lavater ihm alles mitgeteilt haben, was er an Material für sein Werk liegen hatte. Daß dazu auch die erst soviel später veröffentlichte Abhandlung 'über das Genie' gehörte, darf man bei der Arbeitsweise Lavaters wohl annehmen. Führen also beide Annahmen uns nach Zürich als dem Ort, wo die Befruchtung eines der beiden Freunde durch den andern stattfand, so steht es in jedermanns Belieben, sich für die Möglichkeit zu entscheiden, welche ihm zusagender erscheint.

Die Annahme, daß Goethe damals das Kapitel 'über das Genie' gelesen, erklärt vielleicht auch die oben angeführte ironische Bemerkung Mephistos, wonach Teufel eine Steigerung des Begriffes „Genie“ ist. Zwar bedarf es einer solchen Erklärung nicht unbedingt bei Goethe, der bekanntlich an Menschen seiner Bekanntschaft von hoher Geisteskraft und durchdringendem Verstand, wie Herder und Merck, mephistophelische Züge wahrnahm; aber in unserm Zusammenhang, wo Gretchen in ihrer Beschreibung Mephistos doch wesentlich widrige, menschenfeindliche, also satanische Züge hervorgehoben hatte, mag die frische Lektüre der Abhandlung Lavaters eingewirkt haben, wo sich Sätze fanden wie: was nicht von Menschen, sondern von Gott oder dem Satan gegeben wird, sei der Charakter des Genies.

Der von mir versuchte Nachweis, daß der physiognomische Exkurs in 'Marthens Garten' gerade in Lavaters Vaterstadt Zürich niedergeschrieben sei, hat gewiß etwas Ansprechendes. Nicht weniger zusagen dürfte die aus diesem Nachweis sich er-

gebende Folgerung, daß die Einfügung des Religionsgespräches in jene Szene ihren letzten Grund gleichfalls in der Atmosphäre des Lavaterschen Hauses, in dem Goethe zu Besuch weilte, gehabt habe. Jeder weiß, daß Fausts Antwort auf Gretchens Gewissensfrage des Dichters eignes Gottesbekenntnis darstellt. Nicht weniger bestimmt darf man aber auch aussprechen: Gretchens kindliche Frömmigkeit und ihr Kirchenglaube entsprechen ganz der Stellung Lavaters und seiner Umgebung zu dem religiösen Problem, und an einer leisen Einwirkung auf den genialen Besucher mag es auch nicht gefehlt haben. Goethe sah diese strenge Gläubigkeit der Schweizer Gastfreunde damals noch mit Freundesaugen und verstehender Toleranz an; später ist bekanntlich bei zunehmender Abneigung Goethes gegen das christliche Dogma die Freundschaft mit dem immer einseitiger werdenden Lavater gänzlich erkaltet. Ein beredtes Zeugnis für die Entstehung der Szene zur Zeit des Züricher Besuches sind die Worte Gretchens: „Wie lang bist du zur Kirch', zum Nachtmahl nicht gegangen?" Denn während sonst überall im Drama die mittelalterlich-katholische Form des Christentums als gegeben vorausgesetzt wird, begegnen wir hier dem Ritus der evangelischen Kirche. Goethe hat dies denn auch später bemerkt und dafür schon im 'Fragment' die Worte eingesetzt: „Zur Messe, zur Beichte bist du lange nicht gegangen." Die ursprüngliche Fassung enthält aber noch ein anderes Beweisstück für den Züricher Ursprung der Stelle. Der Ausdruck „Nachtmahl" für das in Frankfurter Mundart gebräuchliche „Abendmahl" ist die in der Schweiz und der reformierten Kirche übliche Bezeichnung des Sakraments. Diesem der Sprache entnommenen Argument kann ich noch ein zweites beifügen. Mephisto fragt nach Gretchens Abgang: „Der Grasaff', ist er weg?" Goethe hat sich dieses Scherzwortes in den ersten Weimarer Jahren öfters neckend in Briefen zur Bezeichnung von jungen Mädchen und Kindern bedient. So spricht er in einem Briefe an Frau von Stein (26. 9. 1779) von Lili als dem schönen Grasaffen. Im 'Urfaust' erscheint der Ausdruck zum erstenmal. Der Frankfurter Mundart ist er nicht eigentümlich. Indem ich seiner Herkunft nachging, fand ich zu meiner Genugtuung meine Vermutung bestätigt, daß er dem

Schweizer Dialekt angehöre (Fischer, Schwäbisches Wörterbuch). Danach habe ich auch kein Bedenken, Mephistos Worte „borgnen Sinn“ (später geändert in: „verborgnen Sinn“) aus der alemannischen Volkssprache zu erklären. Während dem Frankfurter Dialekt bei diesem Worte die Stammform im Sinne des Kompositums fremd ist, kann man sie wiederum aus Fischers Wörterbuch 1, 870 belegen. In der Zimmerischen Chronik 2, 539 findet man: „andern haimlichen borgnen Sachen“.

Ist es nach dem Gesagten mehr als wahrscheinlich, daß ‘Marthens Garten’ auf der Schweizer Reise gedichtet ist, so darf von den drei noch übrigen kurzen, aber überaus wirksamen Szenen behauptet werden, daß sie erst nach dieser in Frankfurt, wohin der Dichter am 22. Juli zurückgekehrt war, entstanden seien. Ob bei der Niederschrift die im Drama eingehaltene Reihenfolge auch befolgt sei, läßt sich nicht entscheiden. Man könnte vermuten, daß ‘Dom’ die erste wieder in Frankfurt verfaßte Szene sei, weil sie sich am engsten an ‘Marthens Garten’ anschließt. Gretchen hatte, als ihr Faust das Fläschchen mit dem Schlaftrunk aushändigte, in einem Anflug kindlicher Besorgnis gefragt: „Es wird ihr hoffentlich nicht schaden?“ ‘Dom’ („Exequien der Mutter Gretchens“) gibt die unsäglich grausame Antwort auf ihre Frage. „Betest du für deiner Mutter Seel’, Die durch dich sich in die Pein hinüberschlief?“ flüstert hinter ihr die Stimme eines jener bösen Geister, denen sie nach Fausts Worten in der Streitszene übergeben ist, der durch dichterische Phantasie personifizierten Mächte des Gewissens. Die Szene zeigt die gleiche Wucht der Darstellung wie ‘Kerker’; wie Keulenschläge fallen auf das arme Gretchen die Anklagen des bösen Geistes. Doch hat sie eine viel kunstvollere, ja einzigartige Komposition. Auch die freien Rhythmen, zu denen im ‘Kerker’ nur kaum wahrnehmbare Ansätze vorhanden sind, erreichen eine bemerkenswerte künstlerische Höhe.

Um die Zeit, in die wir die Entstehung dieser wunderbaren poetischen Schöpfung setzen, war Goethes Gemütszustand für die Darstellung einer solchen Seelennot hinlänglich vorbereitet, da die Nähe Lilis wieder Stunden qualvoller innerer Zerrissenheit in ihm hervorrief, wie wir aus seinem aufschlußreichen Brief-

wechsel mit Gustchen Stolberg erkennen. Am 3. August 1775 schrieb er in aufgewühlter Seelenstimmung an sie einen Brief, in dem, wenngleich des Dichters Schmerzen anderen Ursprungs sind, sich Stellen finden, die an solche im 'Dom' anklingen. Er klagt sein unseliges Schicksal an, das seinen Geist über den ganzen Erdboden ruhelos treibe und ihm keinen Mittelzustand erlaube, wie andern Menschen, deren in sich ruhende, abgeklärte Zufriedenheit er preist. „Selig seid ihr, verklärte Spaziergänger," ruft er aus, „die mit zufriedener anständiger Vollendung jeden Abend den Staub von ihren Schuhen schlagen und ihres Tagwerks göttergleich sich freuen." In gleicher Gegenüberstellung peinigt der böse Geist das arme Gretchen. „Ihr Antlitz wenden Verklärte von dir ab. Die Hände dir zu reichen, Schauert's ihnen, Den Reinen." Und wie diese klagt: „Mir wird so eng, Die Mauernpfeiler Befangen mich, Das Gewölbe Drängt mich! — Luft!", so ruft der Dichter: „Alles wirrt sich in einen Schlangenknoten, und ich finde nicht Luft zu schreiben."

Der mitverschuldete Tod der Mutter hat des Schaurigen genug, um Gretchen bis ins Tiefste zu erschüttern. Aber der böse Geist unterläßt nicht, die Gewissenspein der Ärmsten noch zu erhöhen, indem er sie mit den schon fühlbaren Folgen ihres Fehltritts ängstigt. „Und unter deinem Herzen Schlägt da nicht quillend schon Brand-Schande-Malgeburt! Und ängstet dich und sich Mit ahndevoller Gegenwart?" Das später als allzu kraftgenialisch getilgte Wort trägt schon in sich die Ahnung schwerer Missetat, die als der Sünde Frucht dereinst erwachsen wird.

Indes der furchtbaren Gewißheit, die Gretchen niederwirft, ging eine Zeit immer mehr sie bedrängenden Zweifels voraus, der das fromme Kind zur gnadenreichen Gottesmutter treibt und in dem Notschrei am Andachtsbild seinen so herzbewegenden Ausdruck findet. Die Zwingerszene ist gewissermaßen die Weiterführung des Monologs am Brunnen, wie 'Dom' dem Auftritt 'Marthens Garten' sich anschließt. Wie hier das mittellateinische Kirchenlied 'Dies irae' mit seinen erschütternden Klängen die Handlung beherrscht, so dort das weichere 'Stabat mater'. Gewiß war dieses Lied Goethe von Jugend an bekannt, aber gerade um jene Zeit wurde es ihm wieder nahegebracht — von ge-

wichtiger Seite. Nach längerer Entfremdung hatte ihm unmittelbar vor der Schweizer Reise im Mai 1775 Herder seine neueste Schrift 'Briefe zweener Brüder Jesu' zugeschickt. Dort standen zu Beginn des zweiten Abschnitts die Worte: „Die Mutter hatte an ihrem Sohn mit ihrem ganzen Herzen gehangen; sie verlor ihn jetzt und unter welchen Umständen; es ging ein Schwert durch ihre Seele. Da stand sie" usw. Dies Bild haftete damals dauernd in Goethes Gedanken. In einem der letzten uns erhaltenen Briefe aus Frankfurt vom 11. Oktober 1775 an die von schwerem Leid in ihrer Familie betroffene Sophie von La Roche lesen wir: „Daß das Schicksal den Müttern solche Schwerter nach dem Herzen zuckt in den Momenten, da sie all der kleinlichen Sorgen Lohn im Großen einernten sollten." — Auch hier scheint das unvergleichliche Lied Gretchens, das aus den Tiefen ihres gepeinigten Herzens hervordringt, genährt von des Dichters eigensten Schmerzen bei dem notwendig gewordenen gewaltsamen Ausreißen festgewurzelter Gefühle. Tiefst empfundene Gedichte, das Frankfurter 'Herbstgefühl' und das Weimarer Harfnerlied: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß" klingen in ihm schon voraus: „Die Scherben vor meinem Fenster Betaut' ich mit Tränen, ach, Als ich am frühen Morgen Dir diese Blumen brach. Schien hell in meine Kammer Die Sonne früh herauf, Saß ich in allem Jammer In meinem Bett schon auf."

Was mit Zuversicht über die nachschweizerische Entstehung von 'Zwinger' und 'Dom' behauptet werden konnte, gilt mit fast objektiver Gewißheit von der dritten Szene 'Nacht', die Valentins Monolog und das sich anschließende Gespräch Fausts mit Mephistopheles umfaßt. Der in letzterem angewandte Vergleich mit dem von Fels zu Fels brausenden Wassersturz und dem Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld spricht eine zu beredte Sprache, und so begegnen wir hier einmal vollkommener Einhelligkeit in dem Urteil der Faustforscher. In der heftigen Selbstanklage Fausts „des Unbehausten, Gottverhaßten, des Unmenschen ohne Zweck und Ruh" spiegelt sich wiederum der eigne Seelenzustand des Dichters, der sich damals in schweren Kämpfen von Lili losrang. Sarauw sieht in unsrer Szene das letzte in Frankfurt gedichtete Stück des Dramas. Denn da ihr Ausgang, meint er, feststand

und der Ausführung keine Schwierigkeiten bieten konnte, müsse man annehmen, daß die Arbeit daran durch äußere Störungen unterbrochen und liegengeblieben sei. Das klingt überzeugend, läßt aber doch vielleicht eine Einwendung zu. Fausts Erguß Vers 1411 ff. ist an dieser Stelle doch nicht so durchsichtig klar, wie man es wünschen möchte. Goethe hat das später wohl selbst gefühlt, als er im 'Fragment' das Stück an eine andere Stelle des Dramas versetzte. Aus dem gleichen Grunde eines gewissen Unbefriedigtseins könnte er schon damals die Szene fürs erste unvollendet gelassen haben.

Der Gang der Untersuchung hatte uns zunächst zu dem zweiten Teil der Dichtung geführt. Erst jetzt wenden wir uns den drei großen, dem Gretchendrama vorangehenden Szenen zu. Daß sie auch ihrer Entstehung nach die früheren sind, darf man bei Goethes Produktionsweise nicht ohne weiteres annehmen. Aber darin hat Sarauw wohl recht, daß Fausts Monolog das zuerst bearbeitete Stück der Dichtung sei, da Goethe ja um der Eingangsszene willen den Stoff gewählt habe. Wie alle Knittelversdichtungen jener Zeit: 'Pater Brey', 'Satyros', der 'Ewige Jude', das 'Neueröffnete moralisch-politische Puppenspiel', mit einem Monolog oder Prolog in Holzschnittmanier beginnen, so auch der dem Puppenspiel entwachsene 'Faust'. Setzte also der 'Urfaust', wie ich nicht zweifle, mit Fausts Monolog ein, so gilt das doch keineswegs für die ganze erste Szene, die, wie bekannt, aus drei engverbundenen Teilen besteht: außer dem Monolog Vers 1—64 aus der Beschwörung des Erdgeistes und Fausts Gespräch mit Wagner. Man bezweifelt ja sogar, daß der ganze Monolog in einer Folge entstanden sei. Das zu beweisen ist schwer und soll uns hier nicht bekümmern. Aber daß derselbe erheblich älter ist als die Erdgeistszene, das läßt sich aus mehr als einem Grunde folgern. Wenn wir die Anfänge des 'Faust', wie unsre frühere Untersuchung ergeben hat und wie im folgenden noch näher dargetan werden soll, in das Jahr 1773 setzen müssen, so weisen hingegen Stellen der Beschwörungsszene auf das Jahr 1774 als frühesten Termin hin. Scherer hat zuerst, worin ich ihm ganz beistimme, darauf aufmerksam gemacht, daß die Worte: „Flieh!

Auf! Hinaus ins weite Land!", mit denen die Aktion beginnt, und das angebliche Zitat: „Auf, bade, Schüler, unverdrossen Die ird'sche Brust im Morgenrot" an bestimmte Worte und Gedanken in Herders 'Ältester Urkunde des Menschengeschlechts' (I, 3 und 4) anklingen, jenem „mystisch weitstrahlsinnigen" Werke, dessen Lektüre Goethe im Sommer 1774 lebhaft beschäftigte und ihm in einem Briefe an Schönborn vom 8. Juni 1774 Worte der Bewunderung eingab. Scherers Hypothese ist allerdings bei einigen Forschern etwas in Mißkredit gekommen, seit man dem Einfluß Swedenborgs auf Goethe näher nachgegangen ist. Es ist mir daher von hohem Wert, daß auch ein so besonnener Forscher wie Burdach Scherer ohne Vorbehalt beipflichtet ('Faust und Moses', Berichte d. Akad. d. Wissensch., 1912, S. 644). Burdachs Meinung, Goethe werde schon vor dem Erscheinen der 'Ältesten Urkunde' irgendwie Kenntnis von jener Stelle erhalten haben, ist mir freilich nicht wahrscheinlich; aber für meine Beweisführung erübrigt sich ja auch eine solche Annahme. Des weiteren liegt der Beschwörung des Erdgeistes eine andere Auffassung von der Herkunft Mephistos zugrunde, als die noch im Jahre 1773 zweifellos obwaltende. Da steht er noch im Dienste des Fürsten der Finsternis und nach altem Volksglauben im Widerstreit mit dem Bezwinger der Hölle, dem Gekreuzigten. In dem kleinen, später getilgten Auftritt 'Landstraße', der, als Übergang zu dem Schauplatz des Gretchendramas gedacht, sicherlich zu den ältesten Bestandteilen des 'Faust' gehört, lesen wir folgende Zwiesprache zwischen Faust und Mephistopheles Vers 453—456: „Was gibt's, Mephisto, hast du Eil'? Was schlägst vorm Kreuz die Augen nieder?" „Ich weiß es wohl, es ist ein Vorurteil; Allein genung, mir ist's einmal zuwider." Die gleiche Anschauung spricht aus den ebenfalls in der Folge gestrichenen Worten Mephistos zu Anfang der Gretchenhandlung Vers 526—529. Halb belustigt, halb ärgerlich über Fausts unbekümmerte Verschwendungssucht bei seiner Werbung um Gretchen ruft er aus: „Er tut, als wär' er ein Fürstensohn. Hätt' Luzifer so ein Dutzend Prinzen, Die sollten ihm schon was vermünzen; Am Ende kriegt' er eine Kommission."

Wenn wir von der Beschwörung des Erdgeistes absehen, so

tritt die Wandlung in der Auffassung von der Sendung Mephistos erst in der Prosaszene 'Faust, Mephistopheles' zutage. Da ruft Faust aus: „Großer, herrlicher Geist, der du mir zu erscheinen würdigtest, der du mein Herz kennst und meine Seele, warum mußtest du mich an den Schandgesellen schmieden, der sich am Schaden weidet und am Verderben sich letzt!" Und man darf nicht einmal sagen, daß, als der Dichter diese Worte niederschrieb, die Erdgeistszene schon müsse gedichtet gewesen sein. Jener Prosaauftritt enthält, wie wir schon früher andeuteten, wiederholt Hinweise sozusagen programmatischer Art auf Faustszenen, die noch ungeschrieben waren, die erst später, zum Teil nicht einmal mehr in Frankfurt, ausgeführt wurden. So ist die Valentinszene dort nicht zum Abschluß gekommen, und die Begegnung Fausts mit Mephisto in Hundsgestalt hat später eine ganz andere Ausführung erhalten, als die Worte in seiner Auseinandersetzung mit dem Schandgesellen erwarten lassen. Es ist daher wahrscheinlich, daß auch Fausts Apostrophe an den großen, herrlichen Geist auf ein Stück der Dichtung hindeutet, das Goethe in Umrissen vorschwebte, aber noch der Ausführung bedurfte. Das ließe auf eine ziemlich späte Abfassung der Erdgeistszene schließen.

Dahin führt nun auch die Betrachtung ihrer formellen Gestaltung. Eine so freie Handhabung des Versmaßes, wie sie hier waltet, wäre im Anfang der Knittelversperiode unmöglich gewesen. Der Auftritt enthält alle die metrisch-rhythmischen Elemente, welche erst allmählich im Jahre 1774 dem Dichtwerk zugewachsen sind: neben den vierhebigen, zum Teil verschränkten Reimpaaren kürzere und längere gereimte Verse, auch Alexandriner, dem Inhalt angepaßt; ja, es tritt noch als neues Moment in den Reden des Erdgeistes eine den Dialogpartien des Gretchendramas fehlende lyrische Form hinzu, die in den Weimarer Aufführungen durch Gesang hervorgehoben wurde. Danach können wir die Szene nicht für älter halten als irgendeines der dem Fall Gretchens vorangehenden Stücke des zweiten Teils des 'Urfaust'.

Nun könnte ein unlängst veröffentlichter Brief Knebels ('Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft' Bd. XIV [1928] S. 80) zum Beweis herangezogen werden, daß um die Wende 1774/75 die

Erdgeistszene bereits gedichtet gewesen sei. Goethe hatte im Dezember 1774 Knebel das Faustmanuskript für einige Zeit überlassen; dieser konnte der Versuchung nicht widerstehen, ohne Wissen, ja gegen den Wunsch des Verfassers den Weimarer Freunden eine Probe daraus vorzulegen. Er schrieb an Einsiedel am 11. Januar 1775: „Um Ihnen noch den Inbegriff von meiner und unser aller Weisheit mitzuteilen, so hab' ich Ihnen den Anfang der ersten Szene aus Goethens Dr. Faust abgeschrieben, den Sie sogleich Wieland mitteilen müssen." Aus dem Worte Anfang möchte man den Schluß ziehen, daß die erste Szene des Faust damals nicht bloß den Monolog enthielt. Aber bei genauer Prüfung ist das doch keineswegs sicher. Knebel wird für die Freunde kaum mehr als die ersten 16 Reimpaare abgeschrieben haben. Sie geben einen Begriff von der Art der Knittelversdichtung Goethes und enthalten auch das, was Knebel ihnen scherzend mitteilen zu wollen erklärt hatte. Doch der Monolog enthält noch weitere 16 Reimpaare, und darum konnte das abgeschriebene Probestück immerhin als Anfang der Szene bezeichnet werden, wenn diese auch noch nicht die Beschwörung des Erdgeistes mit enthielt. Es bleibt demnach die Möglichkeit, daß diese erst im Verlauf des Jahres 1775 hinzugedichtet wurde.

Die Entscheidung der Frage ist aber nicht allein von den aus der Erdgeistszene selbst sich ergebenden Beweisgründen abhängig, sie wird auch von der Datierung des dritten Bestandteils, der Unterredung Fausts mit Wagner, wenigstens nach einer Richtung hin mitbestimmt. Denn diese beiden Teile sind durch wechselseitige Bezugnahme fest miteinander verbunden, und zwar hat die Wagnerszene die andere zur Voraussetzung, sie ist die später entstandene. Darum sei von vornherein bemerkt, daß in ihr nichts auf eine frühere Abfassung schließen läßt, als sie für die Erdgeistszene als wahrscheinlich angenommen wurde. Daß sie jünger ist als der 'Ewige Jude', würde ich schon aus der einen Stelle folgern: „Die wenigen, die was davon erkannt, Die törig gnug ihr volles Herz nicht wahrten, Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten, Hat man von je gekreuzigt und verbrannt." Denn das ist die klassische und darum endgültige letzte Form für einen dort schon lässig ausgesprochenen, aus dem Geschichtsver-

lauf sich ergebenden niederdrückenden Gedanken: „Es waren, die den Vater auch gekannt. Wo sind denn die? Eh, man hat sie verbrannt." Da der 'Ewige Jude' bereits im Sommer 1774 gedichtet wurde, hat unsre Feststellung nicht allzuviel zu bedeuten. Weiter kommen wir schon, wenn wir die Klage Wagners Vers 205f.: „Ach Gott, die Kunst ist lang, Und kurz ist unser Leben!" in gleicher Weise auf ein früheres Wort des Dichters zurückführen dürften, da wir alsdann auf den 15. November 1774 als terminus a quo für den Wagnerauftritt kommen würden. Damals bediente sich Goethe in einem Briefe an Johanna Fahlmer, unter Hinweis auf eine Menge „nichts bedeutenden Zeugs", die auf ihm laste, des alten Spruchs des Hippokrates: „Die Tage sind kurz, und die Kunst ist lang." Allein man kann die Priorität der Briefstelle wohl vermuten, aber nicht beweisen. Auf einen festeren Boden führt uns die Beobachtung eines bisher noch nicht bemerkten bedeutsamen Zusammentreffens. Im Jahre 1775 hatte Herder seine neuesten Schriften, die 'Erläuterungen zum Neuen Testament' und, wie schon erwähnt, 'Briefe zweener Brüder Jesu' Goethe übersandt. Dieser hatte für das in ihnen behandelte Thema keinen Sinn und verhehlte es dem Verfasser auch nicht, würdigte aber den Genius Herders in der Art seiner Behandlung des Stoffes wohl. Wenige Tage vor Beginn der Schweizerreise schrieb er ihm: „Ich habe deine Bücher kriegt und mich dran erlabt. Gott weiß, daß das eine gefühlte Welt ist! Ein belebter Kehrichthaufen." Dann, nachdem er seinem Unmut über das Objekt Luft gemacht, führt er das Bild vom Kehricht noch weiter aus: „Deine Art zu fegen — und nicht etwa aus dem Kehricht Gold zu sieben, sondern den Kehricht zur lebenden Pflanze umzupalingenesieren, legt mich immer auf die Knie meines Herzens." Hier sind Gedanken ausgesprochen, die in unsrer Szene ihre poetische Ausgestaltung erhalten haben, wenn Faust über Wagners Ergötzen spottet, sich in den Geist der Zeiten zu versetzen Vers 224ff.: „Was ihr den Geist der Zeiten heißt, Das ist im Grund der Herren eigner Geist, In dem die Zeiten sich bespiegeln," und dann fortfährt: „Da ist's denn wahrlich oft ein Jammer, Man läuft euch bei dem ersten Blick davon: Ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer Und höchstens eine Haupt-

und Staatsaktion." Haben wir also hier die künstlerische Formgebung eines in des Dichters Briefwechsel erscheinenden spontanen Gedankens, so dürfen wir die Wagnerszene nicht vor Ende der Schweizerreise oder, da der August anderweitig in Anspruch genommen war, nicht vor September datieren. Dieses Ergebnis scheint nun durch e ne weitere Beobachtung aufs glücklichste bestätigt zu werden. Sie betrifft die Worte Fausts: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen." Ihnen entspricht ein Satz, der sich in Goethes Vorrede zu dem aus dem Französischen des Mercier von H. L. Wagner übersetzten 'Neuen Versuch über die Schauspielkunst' findet. Goethe spricht da von der inneren Form der Dichtung, die alle äußeren Formen in sich begreife und die gefühlt sein wolle. Unser Kopf müsse übersehen, was ein anderer Kopf fassen, unser Herz empfinden, was ein anderes Herz fühlen möge. Diese innere Form sei das Glas, wodurch wir die Strahlen der Natur in das Herz des Menschen zum Feuerblick sammeln. „Aber das Glas! Wem's nicht gegeben wird, wird's nicht erjagen." Nicht nur die sprachliche Übereinstimmung dieses Ausspruchs mit dem obigen überrascht, sondern viel mehr noch die gedankliche, die erst jene hervorgerufen hat. Es ist klar, daß die in dem Buche über die Schauspielkunst für die Dichtung verkündete Erkenntnis im Zwiegespräch Fausts mit Wagner auf die Redekunst angewendet wird, über welche dieser bei ihm Belehrung sucht. — Der 'Neue Versuch über die Schauspielkunst' trägt auf dem Titelblatt die Jahreszahl 1776. Angekündigt mit „Anmerkungen von Goethe" war die Schrift in den 'Frankfurter Gelehrten Anzeigen' schon im Januar 1775. Aber der Druck verzögerte sich, erst Ende November war sie unter der Presse, die Anmerkungen unterblieben und wurden durch „Beiträge aus Goethens Brieftasche" ersetzt. Die Vorrede wird zuletzt geschrieben sein, wohl erst im Herbst. Wir wissen, daß Goethe Mitte Oktober zwei Briefe an Wagner nach Höchst geschrieben hat. Sie werden mit der Herausgabe des Buches zusammenhängen. — Nehmen wir an, daß die Wagnerszene erst um jene Zeit gedichtet sei, so gibt das zu einer weiteren Erwägung Anlaß. Goethe hätte alsdann Fausts Famulus erst in die Dichtung eingeführt, als er bereits die unliebsame Erfahrung gemacht hatte, daß der ano-

nym erschienene 'Prometheus', der, weil er ganz seine Manier zeigte, ihm allgemein zugeschrieben worden war und ihn stark kompromittiert hatte, von H. L. Wagner herrührte. Das Zusammentreffen der Namen wäre dann natürlich auch Goethe aufgefallen, falls es nicht gar die Anregung zu der Eindichtung gegeben haben sollte, und es würde nicht wundernehmen, wenn sich in der Dichtung eine Anspielung auf jenes Erlebnis fände, nicht gehässig, dazu war des Dichters Gesinnung zu vornehm, aber großmütig-überlegen. Ich sehe eine solche in Wagners Lauschen auf des Meisters Wort, sein heißes Bestreben, etwas von dessen Welt- und Menschenkenntnis für seinen Wissensdrang zu profitieren. Klingen nicht wie eine Parodie auf Wagners 'Prometheus' die Worte: „Sitzt ihr einweil und leimt zusammen, Braut ein Ragout von andrer Schmaus Und blast die kümmerlichen Flammen Aus eurem Aschenhäufchen aus." Doch lassen wir diese Kombination dahingestellt sein. Wichtiger sind zur Erzielung fester chronologischer Ergebnisse einige Briefstellen aus Goethes letzter Frankfurter Zeit. So die zu Anfang meiner Studie herangezogene Briefnotiz vom 7. Oktober 1775 (an Merck): „An 'Faust' habe ich viel geschrieben." Denn da um diese Zeit die gleich nach der Schweizerreise gedichteten letzten Szenen der Gretchentragödie schon weiter zurücklagen, ferner 'Auerbachs Keller', dessen Niederschrift Erich Schmidt und andere auf den 17. September 1775 verlegen zu müssen glaubten, sich uns als früher entstanden erweisen wird, so müssen wir für dieses letzte angestrengte Arbeiten am 'Faust' die Wagner- und vermutlich auch die mit ihr fest verankerte Erdgeistszene als Gegenstand geradezu fordern. Das wird, wie es scheint, auch durch einen in seiner Bedeutung noch nicht hinreichend gewürdigten Brief Mercks an Nicolai vom 19. Januar 1776 bestätigt. Merck läßt sich in demselben über seinen jungen Freund rühmend aus und bemerkt: „Ich erstaune, so oft ich ein neu Stück zu Fausten zu sehen bekomme, wie der Kerl zusehends wächst und Dinge macht, die ohne den Glauben an sich selbst und den damit verbundenen Mutwillen ohnmöglich wären." Das ist kein ästhetisches Werturteil vom künstlerischen Standpunkt aus, welches etwa Szenen der Gretchentragödie beträfe, die uns teils durch einfache Schön-

heit entzücken, teils durch ihre Tragik erschüttern, sondern Merck denkt an speziell Faustische Szenen, an die starken Lebensgefühle, die er ausspricht, an die erhabene Weltanschauung, zu der er sich bekennt, an alles das, was dem Drama seinen hohen ideellen Gehalt gibt. Er wird denken an die Erdgeistszene und Worte darin, wie: „Ich habe Mut mich in die Welt zu wagen, All Erdenweh und all ihr Glück zu tragen, Mit Stürmen mich herumzuschlagen Und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen." Er denkt aber vielleicht auch an Fausts Gottesbekenntnis in dem ebenfalls einer späteren Zeit angehörigen Religionsgespräch. Denn was der Dichter Faust in den Mund legt, sind ja seine eigenen Gefühle. Auf das, was Merck mit dem aus dem Glauben an sich entspringenden Mutwillen im Auge hat, werde ich noch zurückkommen. —

Über die zweite große Szene, Mephistos Unterweisung des Studenten, kann ich mich kürzer fassen. Sie bezieht sich auf das Universitätsleben und ist durchweg satirisch gehalten. Aber die Satire in ihr ist nach Art und Gegenstand sehr verschieden. Drei Abstufungen sind deutlich zu erkennen. Das erste Stück, das Spritzbierlein-Kapitel, behandelt die Ausbeutung der Studenten durch Philister und — Professoren. Die Satire ist hier eine niedrige Komik, sie bewegt sich in volksmäßigen Derbheiten, der Hans-Sachs-Ton ist übertrieben, obsolete, seltsam anmutende Wörter werden geflissentlich verwandt, die altertümelnde Sprache zeigt mehrfach unklare, unbeholfene Wendungen, es herrscht ein Bestreben, Dinge, die im Leben anstandshalber verschwiegen werden, geradeheraus zu sagen und selbst bildliche Ausdrücke der wortbildenden Sprache in nackte Deutlichkeit zu übersetzen: „Will einer an unserm Speichel sich letzen, Den tun wir zu unsrer Rechten setzen." Auf der zweiten Stufe hat die Satire ein höheres Ziel, das Universitätsstudium. In der Verspottung der einengenden Kathederweisheit erhebt sie sich zu der geistigen Höhe des Faustmonologs und gibt diesem eine Art von Begründung. Demgemäß ist die Behandlung höchst geistreich, wenn auch noch in Hans Sachsens Art und Form. Dagegen verläßt in der dritten Phase die Satire gänzlich den bisherigen Weg. Mephisto, des Professortons satt, zeigt sich als echter Teufel. Bei Besprechung

der Medizin geht er vom Studium zum Beruf und Leben über und treibt mit dem strebsamen, aufgeweckten Schüler ein frivoles Spiel, indem er ihm zynisch seelenvergiftende Lehren als aller Weisheit Schluß zu empfehlen weiß.

Bekanntlich hat Goethe später bei der Drucklegung das erste Stück ausgeschieden. Es steht nicht auf der Höhe der gewaltigen Dichtung. Offenbar reicht es bis in den Anfang der Arbeit an ihr zurück, ist vielleicht gar der älteste Bestandteil. Ich zögere nicht, es der ersten Hälfte des Jahres 1773 mit Bestimmtheit zuzuweisen. Selbst wenn keine Anzeichen vorhanden wären, daß auch das Gretchendrama bis auf dieses Jahr zurückgeht, würde mich das in keiner Weise beirren. Wir sehen, daß der Dichter dem Knittelvers, den er ausschließlich verwendet, noch unfrei gegenübersteht. Vielleicht sind sogar die erwähnten Unklarheiten in der Diktion nicht absichtliche Nachahmungen des Hans-Sachs-Stils, sondern auf ein gewisses Ungeschick in der Handhabung der neuen Versform zurückzuführen, wie sich auch später in Weimar bei den ersten Versuchen mit dem Hexameter noch mancherlei Härten zeigen. Die Szene mutet wie ein launiger Einfall des Dichters an, den es reizte, einen solchen in dem neuen, auf komische Wirkung eingestellten Knittelvers auszuführen. Völlig unvorbereitet erscheint Mephisto als Professor in Fausts Studierzimmer. Man wird vielleicht nicht einmal sagen dürfen, Goethe sei mit dieser fast knabenhaft unreifen Arbeit hinter seiner Aufgabe zurückgeblieben; denn er war sich damals noch gar nicht der Größe der Dichtung bewußt, in die er diese Szene hineinstellte. Sie war ihm eine Nebenarbeit wie das Knittelversdrama im 'Jahrmarktsfest' oder wie 'Pater Brey', die mit ihr im Tone viele Ähnlichkeit haben und ihr gewiß zeitlich sehr nahestehen.

Die zwingende Macht innerer Gründe hat uns den Anfang der Schülerszene in die Zeit der plötzlich einsetzenden Verwendung des Hans-Sachs-Verses zu stellen genötigt. Unsere Überzeugung wird durch ein äußeres Zeugnis zur Gewißheit, und zwar ein erstklassiges Zeugnis, aus eben der Zeit, die für die Datierung in Frage kommt. In jenem ergötzlichen poetischen Briefwechsel zwischen Goethe und Gotter, der durch die Übersendung des 'Götz' veranlaßt wurde, endigt letzterer Juni 1773

seine Epistel mit den Versen: „Schick' mir dafür den Doktor Faust, Sobald dein Kopf ihn ausgebraust." Man hat allerdings der Beweiskraft dieses Zeugnisses die Spitze dadurch abzubrechen gewußt, daß man Gotters Kenntnis von Goethes Arbeit am 'Faust' auf frühere Mitteilungen desselben in Wetzlar zurückgeführt hat. Aber sein Wunsch ist viel zu bestimmt ausgesprochen, um auf bloße vor fast Jahresfrist geführte Gespräche über Goethes dichterische Absichten gegründet werden zu können. Warum sollte Gotter seine Informationen nicht auf anderem Wege, wahrscheinlich von Goethe selbst, erhalten haben? Ist uns denn beider Korrespondenz so vollständig aufbewahrt, daß wir eine derartige Mitteilung wissen müßten? Es liegt hier eine Frage vor ganz ähnlich der früher erörterten, als von Lavaters nicht näher begründeter Bitte um Faustszenen die Rede war.

Ob der zweite Teil der Schülerszene in unmittelbarer Folge oder in einem gewissen zeitlichen Abstand von dem ersten gemacht sei, ist eine Frage, die ich aus sich heraus nicht zu entscheiden wage. In ersterem Falle müßte der Genius des Dichters während seiner Arbeit mit dem höheren Gegenstand gewachsen sein wie der Hermes im Mythus.

Dagegen ist es gänzlich ausgeschlossen, daß die Schlußpartie von „Verzeiht, ich halt' Euch auf mit vielen Fragen" an das Erzeugnis einer so frühen Stufe der Arbeit am 'Faust' sei. Alles weist auf späteren Ursprung hin: die zu voller Freiheit entfaltete Versform, die in keiner Weise mehr an den Nürnberger Meistersinger erinnernde, ganz dem Leben der Gegenwart entnommene Sprache, endlich die Veränderung in der Auffassung Mephistos, der vom derben Spaßmacher der ersten Stufe auf dem Wege über den Ironiker in der zweiten Phase zum geistreichen Zyniker geworden ist. Ich stehe nicht an, dieses Stück, entsprechend den späteren Teilen der ersten Szene, für eine Arbeit der letzten Frankfurter Monate zu erklären. An Mercks Urteil über Goethes Dichterpersönlichkeit klingen geradezu die Worte an: „An Kühnheit wird's Euch auch nicht fehlen, Und wenn Ihr Euch nur selbst vertraut, Vertrauen Euch die andern Seelen", und was der mit dem Glauben an sich verbundene Mutwille, von dem Merck spricht, bedeuten soll, zeigt dieser Schluß der Schülerszene zur Genüge.

Daß auch 'Auerbachs Keller' der letzten Arbeitszeit in Frankfurt angehöre, wird, wie bemerkt, von Erich Schmidt mit Sicherheit angenommen. Er legt sogar die Abfassung auf einen bestimmten Tag fest, den 17. September 1775. Zu diesem Termin schrieb nämlich Goethe, wie gleichfalls schon erwähnt, an Gustchen Stolberg, er habe eine Szene an seinem 'Faust' gemacht, und da im weiteren Verlaufe des Briefes eine Stelle vorkommt, die ganz unverkennbar an das Rattenlied erinnert, so wurde dieses Zusammentreffen als vollgültiger Beweis angesehen, daß 'Auerbachs Keller' an jenem Tag niedergeschrieben sei. Und nicht nur von Schmidt; auch Forscher, die aus andern Gründen die Entstehung der Szene in so später Zeit glauben bestreiten zu müssen, wie Pniower und Roethe, stehen so sehr unter dem Eindruck des Zwanges dieser Schlußfolgerung, daß sie sie wenigstens für das Rattenlied gelten lassen und dieses für einen späteren Einschub erklären. Trotzdem haben sich mir bei näherer Prüfung erhebliche Zweifel an der Notwendigkeit des Schlusses ergeben. Wir müssen die Briefstelle genau ins Auge fassen. Goethe schreibt aus Offenbach an einem Sonntagabend über die Erlebnisse des Tages an seine Freundin, der gegenüber sich in seiner Seelennot auszusprechen ihm Erleichterung gewährte: „Ist der Tag leidlich und stumpf herumgegangen; da ich aufstund, war mir's gut, ich machte eine Szene an meinem 'Faust'. Vergängelte ein paar Stunden, verliebelte ein paar mit einem Mädchen, davon dir die Brüder erzählen mögen, das ein seltsames Geschöpf ist. Aß in einer Gesellschaft ein Dutzend guter Jungens, so grad wie sie Gott erschaffen hat. Fuhr auf dem Wasser selbst auf und nieder, ich hab' die Grille selbst fahren zu lernen. Spielte ein paar Stunden Pharao und verträumte ein paar mit guten Menschen. Und nun sitz' ich, dir gute Nacht zu sagen. Mir war's in alldem wie einer Ratte, die Gift gefressen hat, sie läuft in alle Löcher, schlurpft alle Feuchtigkeit, verschlingt alles Eßbare, das ihr in Weg kommt, und ihr Innerstes glüht von unauslöschlich verderblichem Feuer." Es ist ein vollbesetzter Tag, von dem der Dichter berichtet, ein Vergnügen folgt dem andern. Aber als er in der Stille des Abends sich und seiner Freundin Rechenschaft gibt von seinem Erleben, kommt ihm der Gedanke, daß ihn die

ganze Zeit über sein Liebesleid heimlich begleitet — wie es später in dem Lied 'An Mignon' geschildert ist — und er alle die Zerstreuungen eigentlich nur aufgesucht habe, um der Qual seines Innern zu entrinnen. Nach seiner Art in Bildern zu denken und sich auszudrücken, bedient er sich jenes Vergleichs, dem in dem bekannten Rattenlied poetische Gestalt gegeben ist. Man könnte meinen, hier den Keim zu Froschs burschikosem Kneiplied aufgefunden zu haben. Dann müßte 'Auerbachs Keller' in gar später Zeit gedichtet sein. Aber es kann sich natürlich auch um eine dem Briefschreiber sich aufdrängende Reminiszenz an das bereits vorliegende Gedicht handeln, das dann einer ähnlichen Stimmung entsprungen sein würde. Derartige Zitate aus seinen Werken finden sich bei Goethe nicht selten. So schrieb er einst an Herder: „Der Junge im Küraß wollte zu früh mit"; so redete er die Demoiselle Delph mit den berühmten Sätzen aus 'Egmont' an: „Kind, Kind! Nicht weiter!" usw., wie wir am Schlusse von 'Dichtung und Wahrheit' lesen. Ist diese Auffassung richtig, so braucht das Gedicht, auf das Bezug genommen ist, nicht erst vor wenigen Stunden gemacht zu sein. Die Gedanken und Empfindungen, die Goethe am Abend für seine Freundin niederschrieb, haben sich ganz spontan gebildet, waren nicht bedingt von dem, was er am Morgen geschaffen, und anderseits, als er sich in der Frühe, weil „es ihm gut war", d. h. er zur Produktion sich aufgelegt fühlte, an den 'Faust' machte, wußte er schwerlich, wie sich der Tag für ihn äußerlich gestalten, und ganz gewiß nicht, welche Gefühle sich während der Zerstreuungen, die seiner warteten, bei ihm einstellen würden. Man kann bei solcher Betrachtungsweise gar keine Vermutung darüber aufstellen, welche Faustszene es war, die er am 17. September ausarbeitete. Ausgeschlossen ist es natürlich nicht, daß Erich Schmidts Vermutung zutrifft, aber es ist nicht einmal wahrscheinlich, geschweige denn, daß von Gewißheit die Rede sein könnte.

Unter diesen Umständen gewinnt eine andere Anspielung Goethes auf eine Stelle in 'Auerbachs Keller' erhöhte Bedeutung. In seinem Schweizer Tagebuch begegnen wir einer Reihe von Versen, die auf einem Ausflug als Ergebnis eines Reimspiels niedergeschrieben wurden. Goethes Reime lauten: „Ohne

Wein kann's uns auf Erden Nimmer wie dreihundert werden. Ohne Wein und ohne Weiber Hol' der Teufel unsre Leiber." Natürlich hat Erich Schmidt diese Verse gekannt und nicht bestritten, daß sie aus dem „Chorus der nassen Knaben" zu ergänzen seien. Aber als Beweismittel für die Abfassungszeit der Kellerszene hat er sie geschickt zu beseitigen gewußt, indem er in jenem Ausruf kannibalischen Wohlbefindens ein damals in übermütiger Weinlaune gebildetes Scherzwort sieht, das Goethe später seiner Dichtung einverleibt habe. Man könnte das gelten lassen, wenn die für den 17. September sprechenden Gründe wirklich so zwingend wären, wie Schmidt meint, obwohl man es einem Goethe ungern zutraut, einen im Freundeskreise gemachten Spaß bald darauf noch einmal — wenn auch unter dem Zwang gegebener Endreime (bouts rimés) — aufgewärmt zu haben. Ganz anders, wenn er bei solcher Improvisation auf eine den Freunden bekannte Kraftstelle in seinem Drama Bezug nahm. Dann lag an jenem 15. Juni 'Auerbachs Keller' bereits vor. Aber wie lange schon? Um es geradeheraus zu sagen, ich vermute, daß die Szene eben auf der Schweizerreise gedichtet ist. Schmidt selbst stützt diese Vermutung, wenn er den Sang der trunkenen Studenten als eine behagliche Potenzierung des alemannischen Kraftwortes „sauwohl" erklärt. Es ist im höchsten Grade beachtenswert, daß dieses sich im Reisetagebuch zweimal an verschiedenen Stellen findet, als ein neues Beispiel, wie bei Goethe in gewissen Zeiten bestimmte Lieblingswörter plötzlich sich einstellen, um bald wieder ganz zu verschwinden. Offenbar hat unser Dichter das Wort erst auf der Reise kennengelernt und sich seiner gleich bemächtigt, wie er auf Eigentümlichkeiten der Mundart ja stets wohl achtete (vgl. an Sophie von La Roche, 12. Juni 1775). Weder vorher noch später — außer einmal am 5. Januar 1776 in einem Briefe (bezeichnenderweise) an Merck — begegnet man dem Kraftwort wieder. Die oberdeutsche Mundart scheint auch noch andere Spuren im Dialog, unmittelbar vor dem Weinzauber, also in der Nachbarschaft des „Chorus der nassen Knaben", hinterlassen zu haben. Mit den Worten: „Nun, was schafft Ihr?" (d. i. was beliebt Euch?) wendet sich Faust an Brander. Und Frosch gibt auf eine Frage Fausts Bescheid: „Der Wirt

hat so ein Körbel (Körble?) mit Werkzeug in der Ecke stehn", wofür später im Druck das übliche „Körbchen" eingesetzt ist. Das erhöht die Wahrscheinlichkeit meiner oben vorgetragenen Vermutung.

Man wird zugeben müssen, daß die Annahme, der Dichter habe auf der an Extravaganzen aller Art und lärmender Fröhlichkeit reichen Reise mit gleichgesinnten, genialischen Altersgenossen diese von tollem Übermut sprudelnde Szene nach und nach geschaffen, viel für sich hat, während eine solche Schöpfung in die qualvolle Zeit der Lösung seines Verhältnisses mit Lili nicht recht passen will. Die ganze Atmosphäre, die ihn umgab, entsprach der Stimmung, aus der heraus jene burschikosen, oft in niedriger Komik sich ergehenden Auftritte entstanden sein müssen, die man als „überjugendlich", „allzu studentisch" bezeichnet hat und deshalb einer so späten Zeit nicht zutrauen möchte. Aber man bedenke, daß die Redeweise trunkener Studenten realistisch darzustellen war, zugleich aber auch, daß der Unterhaltungston zwischen den vier Reisegenossen reichlich burschikos gewesen sein muß, wie der Brief beweist, den Goethe am 4. Oktober von Frankfurt aus an seine drei einstigen Begleiter schrieb. Es ist an dieser Stelle besonders der „übertriebenen, unsinnigen Quibbels" zu gedenken, die wir am Anfang der Szene finden. Goethe hatte sich ihrer mit seinen Kameraden einst in Straßburg in Nachahmung Shakespeares gern bedient. Sollte die Lust daran ihn im Gedenken an die frühere Gepflogenheit wieder angewandelt haben, als er nach Straßburg zurückkam und Bekannte aus der ehemaligen Tafelrunde, darunter Lenz, wiedersah? In der klassischen Stadt der Gänseleberpasteten könnte dem Dichter auch der Einfall gekommen sein, dem erregten Siebel das lästerliche Wort in den Mund zu legen: Dem Liebchen „eine Hammelmauspastete mit gestopften dürren Eichenblättern vom Blocksberg durch einen geschundnen Hasen mit dem Hahnenkopf überschickt, und keinen Gruß von der Nachtigall!" In den grimmigen oder höhnischen Scherzen über Siebels Liebesnot hat, woran Erich Schmidt erinnert, Kuno Fischer fein die Selbstironie des glücklich-unglücklichen Bräutigams aufgespürt. Das trifft aber gewiß nicht weniger für die Zeit zu, als dieser vor dem geliebten und ihn doch innerlich so bedrängenden

Mädchen floh, als da er die letzten schweren Herzenskämpfe vor dem Bruch bestand. Man vergesse aber auch nicht, daß damals Goethe in Fritz Stolberg einen Leidensgefährten hatte, der gleich ihm die Reise nach dem Hochgebirge machte, um eine Geliebte zu vergessen, der „noch elender" war als er selbst, da ihn am 25. Mai auf der Reise in Straßburg deren Absage erreichte. Konnte nicht auch dieses die weiberfeindlichen Ausfälle erzeugen, durch die Siebel seinen Liebeskummer zu ersticken sucht? Auch das Lied von der vergifteten Ratte, mit der Siebel ein so rührendes Mitleid hat, ist offenbar der gleichen Seelenstimmung entsprungen und soll den Zwiespalt der Empfindungen der innerlich zerrissenen und doch allen Reisefreuden sich ausgelassen hingebenden beiden Freunde darstellen. Ebenso verdankt das Flohlied mit seiner Satire auf das Hofleben, diese Umbildung von Schubarts 'Hahn und Adler', wohl seine Anregung dem Verkehr mit den beiden Reichsgrafen, sicherlich aber hat es eine Resonanz bei ihnen gefunden. Denn sie, Angehörige des Hainbundes, waren damals, wie bekannt, noch sehr liberal gesinnt und ließen ihren Tyrannenhaß bei mancher Gelegenheit, besonders aber in erhöhter Weinstimmung, in heftiger Rede überströmen. Wenn ferner Mephistos Bemerkung, sie kämen aus Spanien, dem Land der Gesänge, nach Erich Schmidt auf die 'Claudine von Villa Bella' hindeutet, so wird man dem noch lieber beipflichten, wenn man bedenkt, daß wirklich damals gerade der Dichter aus jenem poetischen Lande heimgekehrt war; hatte er doch das neue Singspiel eben auf der Reise, von Emmendingen aus, Knebel für den Herzog zugesandt. Der Spott Branders über die kleinen Mädchen, die sich des Abends am Geklimpere ergötzen und Mondscheinkühlung einsuckeln, ist gleichfalls ein Hinweis auf Claudinens schmachtenden Gesang: „Hier im stillen Mondenscheine" usw. in der ironischen Beleuchtung des Pessimisten.

Die aus den Notizen in Goethes Schweizer Reisetagebuch von uns gezogene Folgerung für die Abfassungszeit von 'Auerbachs Keller' hat sich bei näherer Prüfung des Inhalts der Szene in jeder Hinsicht bewährt. Auch deren formelle Gestaltung, die in ihrer Zusammensetzung aus Prosa und vier dieser vorausgehenden Reimpaaren der Forschung große Schwierigkeit gemacht

hat, findet durch sie, wie ich glaube, eine einleuchtende Erklärung. Die Knittelverse als Zudichtung oder Umdichtung aufzufassen, wie es die Verfechter der Roetheschen Theorie von der zeitlichen Priorität aller Prosastücke tun, ist nur ein Notbehelf. Man kann weder einen Grund für jene angeben, noch eine ausreichende Erklärung, warum diese schon nach wenigen Versen zum Stillstand gekommen sei. Eignete sich der Stoff nicht für eine Behandlung in Knittelversen? Sarauw sagt, die Prosa sei „für die schreiende Fröhlichkeit, für das kannibalische Wohlsein, für die niedrigen Späße", die in der Szene herrschen, „gerade gut genug" gewesen. Dem widerspricht der Eingang durch acht lebensprühende, den Ton, der das Ganze beherrschen soll, unübertrefflich anschlagende Verse. Ich halte den Knittelvers gerade für dies Milieu besonders geeignet. Dies beweist auch die spätere Versredaktion, in der der Knittelvers vorwaltet. Sie hat nach Erich Schmidt „ihres Amtes meisterlich gewaltet, Albernes und Rohes ausgetrieben, Dialog, Charakteristik und Aktion ungemein bereichert und belebt, ungeschlachte, nüchterne Prosa zu geistreichen, geflügelten Reimen umgeprägt". Es muß also wohl ein äußerer Anlaß sein, der den Dichter nach der glänzenden Introduktion in Versen in die Prosa übergehen ließ. Diesen finde ich in der Unruhe der Reise, die ihm keine rechte Sammlung zum Durcharbeiten des Stoffes und Ausarbeiten der Form erlaubte, so daß er seine Gedanken hinwarf, wie sie ihm gerade kamen. Hatte er sich doch schon früher in einigen Szenen, wenn auch mehr aus künstlerischem Instinkt, der Prosa bedient.

Zu der langen Reihe sich gegenseitig ergänzender und stützender innerer Gründe, auf die ich meine Hypothese aufgebaut habe, bin ich so glücklich auch ein äußeres Zeugnis aus jener Zeit hinzufügen zu können. In einem Briefe Bodmers an Schinz vom 15. Juni 1775, also der Zeit von Goethes Anwesenheit in Zürich, heißt es: „Man sagt, Goethe wolle bei uns an einem Trauerspiel von Doktor Faustus arbeiten." Wie hätte ein solches Gerede ohne tatsächliche Unterlagen aufkommen können! Zum mindesten wird man annehmen dürfen, daß er seine Fausthandschrift bei sich hatte. Wenn Fritz Stolberg in einem Brief an seine Schwester Katharina (20. Juni 1775) bezeugt, Goethe habe

der Reisegesellschaft viel aus seinen Manuskripten vorgelesen, und bemerkt, daß alle würdige Brüder des 'Götz von Berlichingen' seien, so wird der Dichter den Freunden vor allem Faustszenen vorgetragen haben. Dann erklärt sich bestens, was Scherer zuerst behauptet hat, daß des Briefschreibers 'Lied in der Abwesenheit', das 1775 in der Schweiz entstand, eine Nachahmung des Liedes Gretchens am Spinnrad oder besser dessen Übertragung ins Männliche sei: „Ach, mir ist das Herz so schwer, Traurig irr' ich hin und her, Suche Ruh' und finde keine, Geh' ans Fenster hin und weine" usw. Vielleicht geht auch die Improvisation des Grafen Christian in dem Spiel mit „bouts rimés": „Dem Wolf, dem tu ich Esel bohren" auf eine Reminiszenz aus der Schülerszene zurück: „Bohrt sich selbst einen Esel (später: „Spottet ihrer selbst") und weiß nicht wie".

Beim Eintritt in Auerbachs Keller sagt Mephisto zu Faust: „Nun schau', wie sie's hier treiben! Wenn dir's gefällt, dergleichen Sozietät verschaff' ich dir nachtnächtlich." Wer auf die im 'Urfaust' herrschenden Formen des Verkehrs zwischen den beiden Partnern geachtet hat, dem muß diese vertrauliche Anrede auffallen. Denn ohne Zweifel hatte Goethe ursprünglich die Absicht, das Dienstverhältnis Mephistos zu Faust schon äußerlich zum Ausdruck zu bringen. Er ließ diesen seinen Leporello mit „Du" anreden, während Mephisto dem Gebieter respektvoll mit „Ihr" begegnet. Beispiele für diese Differenzierung finden sich massenhaft, ja sie ist sogar in den Fällen beibehalten, wo der Sprechende im Affekt statt der 2. Person die an sich einen höheren Grad von Ehrerbietung ausdrückende 3. Person zum Hohne anwendet. „Mein Herr Magister Lobesan, Laß Er mich mit dem Gesetz in Frieden! Und das sag' ich Ihm kurz und gut" usw., ruft Faust ärgerlich dem Begleiter zu. Und ein andermal: „Wenn Er nichts Bessers hat, so ist der Plan zerrissen." Dagegen bedient sich Mephisto Faust gegenüber scheinbar mit äußerstem Respekt, aber um so beißenderem Spott der gleichen Person im Plural. „Herr Doktor wurden da katechisiert, Hoff', es soll Ihnen wohlbekommen." Diese unterschiedliche Verwendung der Anredeformen läßt nun aber der Dichter in der Streitszene: 'Trüber Tag. Feld' plötzlich fallen. Das ist nur natürlich. Mephisto, von

Faust in leidenschaftlichster Erregung mit wilden Schmähworten gescholten, erhebt sich gereizt zu seiner diabolischen Größe und begegnet Faust mit Geringschätzung und eisigem Hohn. Da ist für ein respektvolles „Ihr" kein Platz mehr. Wie aber soll man Mephistos „Du" in 'Auerbachs Keller' erklären? Zum erstenmal in der Dichtung finden wir hier die beiden Gefährten beisammen, es ist der Beginn ihrer Fahrt in die Welt. An dieser Stelle durfte also am wenigsten das Dienstverhältnis zwischen beiden ignoriert werden. Die wenigen Ausnahmefälle von der in der Dichtung befolgten Regel — vier an der Zahl — können eine Erklärung nicht geben. Denn sie sind von besonderer Art: Spöttereien, zu denen das temperamentvolle Gebaren und die leidenschaftliche Sprache Fausts dem kühl überlegenen Genossen Anlaß geben. „Sprichst, ei, wie der Hans Lüderlich", „Denn morgen wirst in allen Ehren Das arme Gretchen nicht betören?" (wo schon der Ausfall des Pronomens charakteristisch ist), so lesen wir in zwei der früheren Auftritte des Gretchendramas; sodann mit Beifügung geringschätzender Epitheta in späteren, erst nach der Streitszene gedichteten: „Du übersinnlicher, sinnlicher Freier! Ein Mägdelein nasführet dich" und „Geh ein und tröste sie, du Tor!" Mit alledem hat die Stelle in 'Auerbachs Keller' nichts Gemeinsames. Ich weiß sie nur aus dem Umstand zu erklären, daß diese Szene nach den drei Prosaauftritten gedichtet ist, so daß in der rasch hingeschriebenen Kellerszene die dort gewählte Anredeweise nachgewirkt hat. Sollte jemand auf den Gedanken kommen, daß die Prosaform den Anlaß zu der Abweichung von der sonst geübten Praxis gegeben habe, so ist ihm entgegenzuhalten, daß die Studenten im Verkehr mit den beiden Fremden und umgekehrt das „Ihr" gebrauchen. So würde also auch das vertrauliche „Du" Mephistos beim Eintritt in 'Auerbachs Keller' als eine Bestätigung unserer Annahme von der Entstehungszeit dieser Szene gelten können. Eine größere Bedeutung als Kriterium für chronologische Untersuchungen dürfte der Wechsel der Anredeform im Verkehr Mephistos mit Faust indes erst im 'Fragment' gewinnen.

Chronologie des Urfaust

1773		
Frühling und Sommer	Vers 1—64	Monolog
	249—332	Meph. Student
	333—394(?)	" "
	453—456	Landstraße
	457—529	Straße
	530—535	Abend
	536—580(?)	"
	581—604	"
	605—656	"
1774		
Sommer (seit Mitte August)	657—718(?)	Allee
	719—878	Nachbarin Haus
	879—924	Faust, Meph.
	925—1053	Garten
	1054—1065	Gartenhäuschen
	1066—1105	Gretchens Stube
	1236—1277	Am Brunnen
Herbst	Prosa	Faust, Meph.
	1436—1441	Nacht, offen Feld
	Prosa	Kerker
1775		
Mai bis Juli (Schweizerreise)	Prosa	Auerbachs Keller
	1106—1235	Marthens Garten
August	1311—1371	Dom
	1278—1310	Zwinger
	1372—1435	Nacht (Vor Gretchens Haus) Valentin
Herbst	65—164	Erdgeistszene
	165—248	Faust, Wagner
	395—444	Meph. Student

Unbekannte Briefe Herders und seiner Gattin an ihre Darmstädter Verwandten

Von Adolf Müller (Darmstadt)

Einleitung.

Die Nachkommen des darmstädter Geheimen Rates Andreas Peter von Hesse (1728—1803) besitzen eine Reihe unveröffentlichter Herderbriefe aus den Jahren 1771—1787, die den Briefwechsel zwischen Herder und Caroline Flachsland[1]) trefflich ergänzt.

Herders Schwager Andreas Peter von Hesse ist der Empfänger der meisten dieser Briefe, die ich durch das Entgegenkommen der Familie Schleiermacher hier mitteilen kann. Nur vier Briefe sind an andere Glieder der Familie gerichtet, drei an Hesses Tochter Henriette, die nachmalige Gattin des geistvollen darmstädter Kabinettssekretärs Ernst Schleiermacher, einer an Carolinens Bruder Sigmund Flachsland.

Andreas Peter von Hesse entstammt einer Künstlerfamilie. Sein Vater war der landgräfliche Kriegsrat und berühmte Gambenvirtuose Ernst Christian Hesse (1676—1762), seine Mutter die nicht minder angesehene Sängerin Johanna Elisabeth Döbricht (1692—1774).[2])

Andreas Peter wurde am 12. März 1728 zu Darmstadt als jüngster Sohn unter 14 Kindern geboren. Die Eltern Hesse, die

[1]) Bd. 39 und Bd. 41 der 'Schriften der Goethe-Gesellschaft', hrsg. von Hans Schauer.

[2]) Das im Darmstädter Landesmuseum befindliche Ölgemälde 'Konzert im Freien' von Johann Christian Fiedler (gemalt um 1750) zeigt, wie die Familienüberlieferung meldet, die beiden Künstler als Mittelpunkt einer gesellschaftlichen Veranstaltung.

durch ihre Kunst sich ein beträchtliches Vermögen erworben hatten, ließen ihren Kindern eine sorgfältige Erziehung angedeihen.[1]) Am 30. September 1744, mit 16 Jahren, begann der junge Hesse das Studium der Rechtswissenschaft an der Universität Göttingen. Im Jahre 1751 erwarb er in Göttingen die juristische Lizentiatenwürde. Nach Beendigung seiner Studien war er zunächst als Advokat tätig. Ende der 50er Jahre (1759) finden wir ihn als Rat in dem Regierungs- und Justizkolleg zu Buchsweiler. Buchsweiler war der Sitz der Verwaltung der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, die dem hessen-darmstädtischen Erbprinzen als mütterliches Erbe zugefallen war. Schon damals trat Hesse dem erbprinzlichen Paare nahe.[2]) Mit 36 Jahren wurde er zum Geheimen Rat ernannt. Vier Jahre später (1768) starb der regierende Landgraf Ludwig VIII., und der Erbprinz bestieg als Landgraf Ludwig IX. den Thron. Da der eigenwillige Fürst nicht gesonnen war, seiner Soldatenstadt Pirmasens[3]) untreu zu werden und nach Darmstadt überzusiedeln, berief er seinen vertrauten Rat Andreas Peter Hesse an die Spitze der Regierung. Im Jahre 1770 wurde Hesse auf Antrag seines Herren von dem Kaiser geadelt. Solange Friedrich Karl von Moser — Goethes Philo — das Vertrauen Ludwigs IX. besaß (1772 bis 1780), trat Hesses Einfluß zurück. Nach Mosers Sturz übernahm er jedoch wieder die Leitung der Kollegien. Landgraf Ludewig X. (als Großherzog Ludewig I.) beließ den alten treuen Diener seines Hauses ebenfalls in seinen Ämtern. Hesse starb in den Sielen am 9. September 1803.[4])

Als Kurator der Landesuniversität Gießen war Hesse auch

---

[1]) Vgl. mein Buch 'Beiträge zu einer hessischen Medizingeschichte des 15. bis 18. Jahrhunderts', Darmstadt 1929 S. 13 ff., das den Studiengang des Leibarztes (A. P. Hesses Bruder) enthält.

[2]) Er beschaffte Geld und Noten für die Prinzessinnen und den Erbprinzen.

[3]) Ludwigs IX. Tagebücher im Hessischen Staatsarchiv-Hausarchiv zeigen, mit welcher Freude der Fürst die Zahl der Häuser und Menschen der beiden Städte Pirmasens und Darmstadt miteinander verglich, verschob sich doch zusehends das Bild zugunsten von Pirmasens.

[4]) Ich verdanke wertvolles Material über Hesse Herrn Geheimrat Schleiermacher.

amtlich mit der gelehrten Welt verbunden. Mit Aufmerksamkeit und großem Verständnis verfolgte der regsame Mann das geistige Leben seiner Zeit. Er besaß eine ausgezeichnete Bücherei, die heute zum Teil ein Bestandteil der Landesbibliothek ist. Musikalisch begabt, machte er sein Haus zu einem Mittelpunkt des musikalischen Lebens seiner Heimatstadt. Selbst schwierige Sinfonien ließ er in seinen Hauskonzerten aufführen; doch auch das neuentdeckte Volkslied wurde gepflegt. Zuweilen begleitete er Frau und Schwägerin — Caroline Flachsland — auf dem Klavier zu dem Gesang elsässischer Volkslieder. Merck, Claudius, Wenck, Höpfner, Petersen waren seine Freunde. Herder, Goethe, Gleim, Wieland, Klopstock und Lavater[1]) verkehrten mit ihm. Er veranstaltete die erste Ausgabe Klopstockscher 'Oden und Elegien' und zwar wahrscheinlich auf eigene Kosten, kurz, er gehörte zu dem darmstädter Kreise, dessen Goethe noch in seinem Alter voll Dankbarkeit gedachte. Als der ungeistige Paradesoldat Ludwig IX. die Straßen der Residenz mit Kommandoruf und Trommelwirbel erfüllte[2]), setzte Hesse alles daran, daß das seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts in Darmstadt heimische wissenschaftliche und künstlerische Leben nicht erlosch. Er und seine Freunde, vor allem Merck, bereiteten die kulturelle Blütezeit der hessischen Hauptstadt unter Ludewig I. vor.[3]) Es ist kein Zufall, daß dem feinsinnigen ersten hessischen Großherzog gerade in Hesses Schwiegersohn Ernst Schleiermacher der treueste, ver-

[1]) Lavater schrieb am 3. September 1774 an Hesse: „Nur mit Einer, Einer Zeile — erlauben Sie mir doch, mein verehrter Herr Geheimerath, Ihnen zu danken für die freundschaftliche Güte, womit Sie mich aufgenommen! Sie werden doch nicht denken, daß ich die ehrwürdige offene männliche Redlichkeit, die mir aus Ihrem — mir zwar im Bilde refüsierten — Gesichte entgegenleuchtete, so leicht werde vergessen können? Nein, so wenig, als Ihrer sanften, stillen, dehmüthigen, edlen, himmlischen Gemahlin sprechende Züge! O wie glücklich sind wir, daß wir beyde solche Gattinnen haben . . ."

[2]) Vgl. die 'Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg bis zum Jahre 1806' von Leopold von Ranke, 1877, 1. Bd. S. 24 und mein Buch 'Aus Darmstadts Vergangenheit', Darmstadt 1930 S. 121 ff.

[3]) Ebenda S. 124—138.

ständnisvollste Mitarbeiter und Berater erwuchs.[1]) Das Landestheater, das Landesmuseum und die Landesbibliothek in Darmstadt sind bis auf den heutigen Tag stolze Zeugen der segensreichen Arbeit dieser beiden Männer.

So war die Umwelt, in der Caroline Flachsland ihre Jugend verlebte.

Das Bild, das ihr bis jetzt bekannter Briefwechsel mit Herder entrollt, weicht von unserer Darstellung erheblich ab. Es ist reizvoll, die Anklagen, die Caroline gegen den Schwager erhebt, zu prüfen; denn das junge Mädchen zeigt bereits die gleichen Eigenschaften, die die Frau kennzeichnen. Caroline war groß in der Liebe und groß im Haß. Leidenschaftlich ergreift sie Partei für die, die sie liebt. Wer ihre Lieben antastet, ist ihr Feind, den sie bekämpft, und zwar mit allen Mitteln. Sie besitzt wenig Menschenkenntnis. Die jugendliche Caroline verfällt dem Einfluß des süßlichen Schwätzers Leuchsenring, die gereifte Frau gerät in den Bann des Grafen Görtz. Goethe, der sich stets als treuer Freund bewies, erfährt die gleiche Behandlung wie Andreas Peter Hesse: Verunglimpfungen und Haß. Ohne die Folgen zu bedenken, gibt sie leichtgläubig üble Nachrede weiter, sät sie Zwietracht durch ihre Schwatzhaftigkeit. Und doch ist sie liebenswert; denn sie ist opferwillig bis zum äußersten. Sie besitzt die schöne weibliche Tugend, durch Einfühlung auch große Gedanken zu verstehen und in sich aufzunehmen. So wird sie Herders Lebensgefährtin im besten Sinne des Wortes. Sie erinnert, wenn der Vergleich gestattet ist, im Bösen wie im Guten an eine andere große Frau, an Johanna von Bismarck.

Wie war Caroline in Hesses Haus gekommen?

Nach dem frühen Tode ihres Vaters, der als Amtsschaffner in dem schönen Reichenweier im Elsaß gewirkt hatte, blieb ihre Familie in dürftigen Verhältnissen zurück. Wann und warum ihre Mutter mit den acht Kindern[2]) von Reichenweier nach Buchs-

---

[1]) Ebenda S. 158–178. Vgl. auch meine Schrift 'Zur Erinnerung an Darmstadts größten Sohn' (Liebig), Darmstadt 1929, die auf Grund von Briefen Schleiermachers Verhältnis zu Liebig zeigt, und ADB. 31 S. 421 f.

[2]) Drei Kinder starben früh.

weiler übersiedelte, ist unbekannt. Vielleicht wohnten dort Verwandte.[1]) Mutter Flachsland war eine gütige Frau. Sie konnte jedoch ihren Kindern trotz aller Liebe die strenge Führung des Vaters nicht ersetzen. Gefühlsüberschwang, Maßlosigkeit sind allen ihren Kindern eigen.

In Buchsweiler lernte der junge landgräfliche Rat Andreas Peter Hesse die Familie kennen. Er fand Gefallen an der schönen Friederike, Carolinens älterer Schwester, und machte sie zu seiner Frau. Es scheint so, als ob die Eltern Hesse mit der Wahl des Sohnes nicht einverstanden gewesen wären. Die Schmähung, die Caroline in einem Brief an Herder[2]) gegen Hesses Mutter und Geschwister ausstieß, macht den Schluß wahrscheinlich. Friederike und ihre Angehörigen fühlten sich als unerwünschte, arme Verwandte. Mißtrauen entstand und vergiftete das Zusammenleben, zumal als nach dem Tode der Mutter (1765?) die unversorgten Kinder dem Schwager zur Last fielen.

Hesses Gemahlin Friederike neigte zu Schwermut und Eifersucht.[3]) Sie glaubte sich unverstanden und flüchtete sich nur allzu gerne in die übersteigerte Gefühlswelt ihrer jüngeren Geschwister.[4]) So war auch ihr Verhalten zu ihren Kindern bestimmt vom Gefühl. Der Geheime Rat nannte es „Schwachheit" und dürfte mit diesem Urteil nicht so unrecht gehabt haben. Es kam daher oft zu Zwistigkeiten über die Erziehung.[5]) Die ewige Spannung zwischen den Geschlechtern und den Lebensaltern erhöhte den Zündstoff. Caroline aber, leidenschaftlich, wie sie war, verschärfte oft die Gegensätze noch durch ihr unüberlegtes Eingreifen und Dreinreden. An sachliches Denken und an zielbewußtes männliches Wollen nicht gewöhnt, sahen Frau, Schwägerin und Schwäger in Hesse, dem Vielbeschäftigten, den Tyrannen, der ihnen unerhörten Zwang auferlegte.[6]) Was wird da nicht alles geklagt! Daß er Caroline nicht den Schlüssel zu

---

[1]) 1778 gibt es in Buchsweiler einen Advokaten Flaxland.

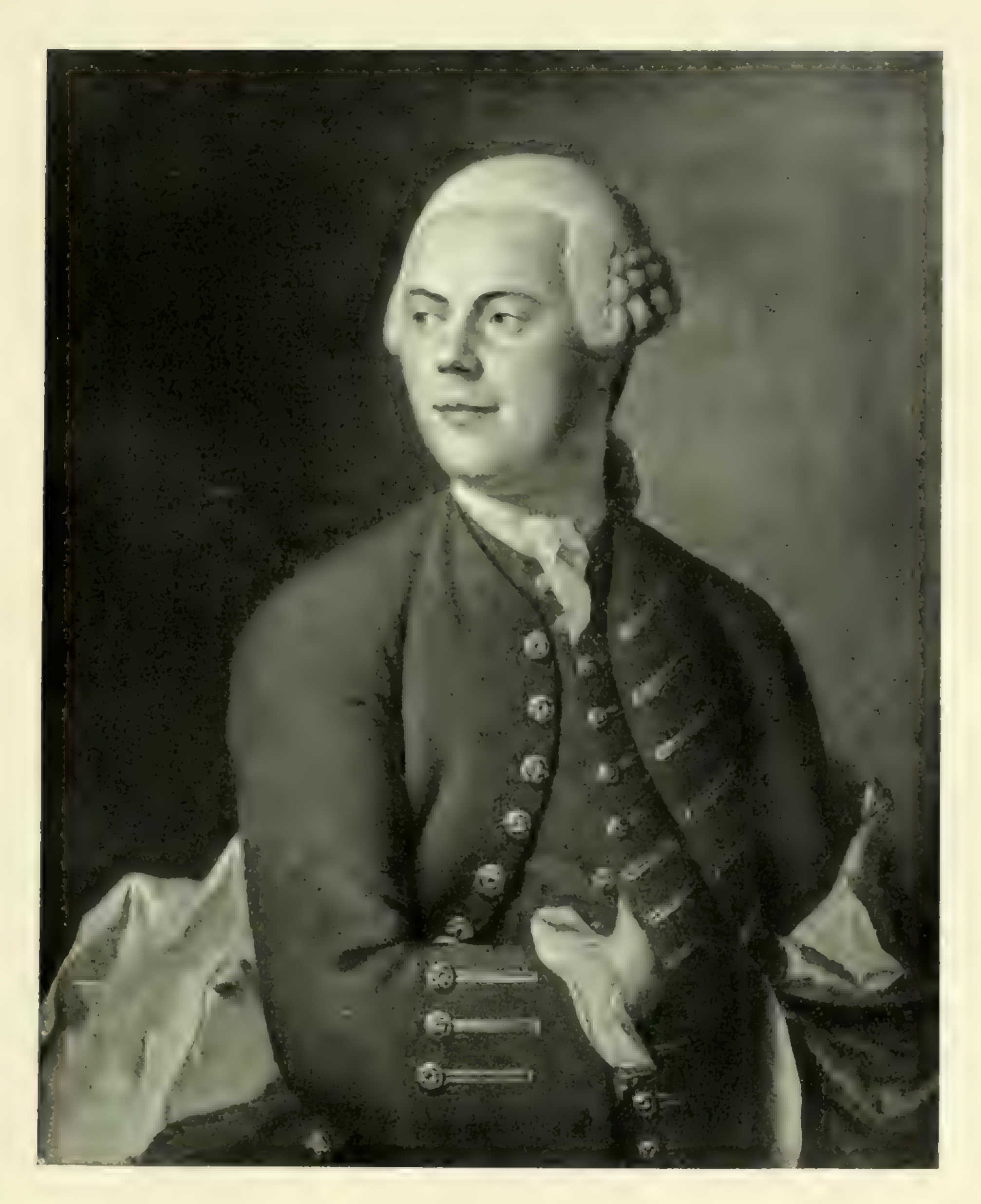
[2]) Schauer II S. 76.

[3]) Schauer II S. 75.

[4]) Schauer I S. 291; II S. 64.

[5]) Schauer II S. 210.

[6]) Schauer I S. 1; S. 8; S. 350; S. 381; II S. 35; S. 36; S. 155; S. 175; S. 180.



Andreas Peter v. Hesse

seiner Bibliothek zur freien Verfügung überließ[1]), daß er Caroline und ihren Brüdern einen Nachtausflug auf den Melibokus[2]) nicht gestatten wollte, daß er Caroline abrief, als sie an Herder zu schreiben hatte, daß er die Liebesleute, die allein sein wollten, störte, daß er die von Herder übersandte Hamburger Ausgabe der Oden Klopstocks zwar zeigte und zu betrachten gestattete, sie dann aber wegschloß, um sie selbst zu lesen, kurz, es sind viele eingebildete Beschwerden, die Psyche bedrücken.

Jähzornig scheint Hesse in der Tat gewesen zu sein[3]), aber lieblos war er nicht. Caroline gibt selbst Belege hierfür.[4]) Im Jahre 1801, nach dem Tode der darmstädter Schwester, schrieb sie: „Auch dem Herrn Geheimenrath danke ich schwesterlich für die Liebe und Geduld[5]), die er in den letzten Jahren ihres Lebens für sie gehabt.“ Caroline hatte allerdings inzwischen gerechter denken gelernt — in Herders Schule. Anfangs hatte auch Herder Hesse durch Carolinens gefärbte Brille gesehen. Welcher Liebhaber hätte ohne Mitgefühl und Abscheu von den Leiden, die die Geliebte durch diesen Mann zu erdulden hatte, erzählen hören können! Ohne die Verbindung der beiden jungen Menschen zu ahnen, hatte der Geheime Rat im Familienkreise ein abfälliges Urteil über Herder gefällt.[6]) Caroline hatte den Vorfall sofort dem Beschuldigten mitgeteilt und dadurch ein starkes Vorurteil geschaffen. Die Folge davon war, daß Hesses Handlungen mißdeutet wurden.[7]) Nur mit Widerstreben schrieb der Dichter un-

---

[1]) Hesse gab seinen Angehörigen treffliche Einblicke in das geistige Leben der Zeit. Er versorgte sie auch mit Büchern und Zeitschriften.

[2]) Berg an der Bergstraße, auf dem Ludwig IX. einen Turm errichten ließ.

[3]) Schauer II S. 175.

[4]) Schauer I S. 218; S. 237; S. 239; S. 356; S. 408; II S. 37, 38; S. 51; S. 140; S. 211 ff.; S. 220; S. 224; S. 253; S. 264.

[5]) Friederike war immer reizbarer geworden. Bereits 1788 schrieb Caroline an ihre Nichte: „Deine Mutter schreibt mir nicht mehr — es ist ihr gewiß auch gesunder, daß sie's unterläßt, ihre Briefe waren mir immer Messerstiche ins Herz.“

[6]) Schauer I S. 74; S. 102.

[7]) Die Einladung, bei Hesse zu wohnen, und das Angebot, Professor der Theologie in Gießen zu werden.

vermeidbare Antwortbriefe.[1]) Obwohl Herder das Gefühl nicht los wurde, der Geheime Rat habe etwas gemerkt, erklärt er sich nicht.[2]) Er empfindet die Notwendigkeit einer Aussprache, doch er redet sich die zwingenden Gründe wieder aus.[3]) Er findet es „abscheulich", daß der Tyrann seiner Flachsland die Klopstock-ausgabe vorenthielt.[4]) Allmählich sieht er klarer. Er meint, Hesse habe kein gutes „Temperament", und fügt hinzu: „Wie beklage ich Euch armen Weiberchen und den guten Mann selbst."[5]) Hesses würdevolles Verhalten, als Moser ihn verdrängt, nötigt selbst Caroline zur Bewunderung. Sie muß ihm das Zeugnis erteilen, er habe sich „als ein wahrer Mann ohne Eitelkeit betragen".[6]) Dennoch glaubt sie nicht länger in seinem Hause bleiben zu können. Herder rät ab und weist auf die guten Eigenschaften des Verhaßten hin.[7]) Da kommt es zu der Enthüllung des Geheimnisses. Caroline schleudert in der Erregung eines Streites dem Schwager die Nachricht von ihrem Verlöbnis mit Herder ins Gesicht.[8]) Herder ist peinlich berührt. Er will nicht, „daß gar der Geheime Rath dächte, ... (sie) hätten so lange auch wohl von ihm ... (sich) unterhalten"[9]), obwohl Hesse mit dieser Annahme nicht gerade fehlgegriffen hätte. Nun ist der Werbebrief nicht mehr zu umgehen. Er ist förmlich genug.[10]) Hesse schreibt „freundschaftlich" und „zuvorkommend"[11]) und zwingt dadurch den Dichter zu einem zweiten Brief im gleichen Ton.[12]) Langsam schmilzt das Eis des Vorurteils[13]), bis die beiden herzlichen Dankbriefe nach der Hochzeit die letzten Schollen wegräumen.[14])

Die hier vorgelegten Briefe werfen auch einige Streiflichter auf das geistige Leben der 70er Jahre des 18. Jahrhunderts.

[1]) Schauer I S. 276.
[2]) Schauer I S. 302.
[3]) Schauer I S. 302.
[4]) Schauer I S. 389.
[5]) Schauer II S. 175.
[6]) Schauer II S. 184.
[7]) Schauer II S. 197.
[8]) Schauer II S. 210f.
[9]) Schauer II S. 217.
[10]) Brief Nr. 4 dieser Sammlung.
[11]) Schauer II S. 224.
[12]) Brief Nr. 5 dieser Sammlung.
[13]) Schauer II S. 379.
[14]) Brief Nr. 8 und Nr. 9 dieser Sammlung.

Daß Herder sich in ihnen einem feinsinnigen urteilsfähigen Manne gegenüber ausspricht, ist bedeutungsvoll. Selbstverständlich bildet die Darmstädter Sammlung Klopstockscher 'Oden und Elegien' einen Hauptgegenstand des Briefwechsels. Herder tritt uns als Mitarbeiter der darmstädter Herausgeber entgegen. Da die Dichter damals noch nicht die Gewohnheit hatten, jede Zeile mit ihrem Namen zu zeichnen, bestand die große Gefahr der Verwechslung. In der Tat waren auch in die Darmstädter Odensammlung, um die sich Caroline Flachsland als „Kopistin" und „Registratorin" eifrig bemühte, derartige „Irrläufer"[1]) gekommen. Herders Stilgefühl und Belesenheit kamen daher den Herausgebern sehr zustatten.

Eine weitere Schwierigkeit bestand in der Feststellung der richtigen Lesart. Man tauschte damals weit mehr als heute Lesefrüchte aus. Manche Dichtung war nur durch zuweilen recht mangelhafte Abschriften[2]) bekannt. Über den heute fest umrissenen Begriff „Geistiges Eigentum" dachte man sehr frei.[3]) Herder begrüßte gleichwohl die Darmstädter Ausgabe in einem langen Gedicht, das er seinem Brief an Hesse vom 13. März 1771 beifügte.[4]) Die Liebe zu Caroline führte ihm die Feder.

Herders kritische Ausführungen über Ramler und Klopstock sind meisterhaft.[5]) Es ist bemerkenswert, daß Hesse unabhängig von ihm zu einem ähnlichen Urteil gekommen war, ja der Geheimrat scheint sogar den Dichter zu seiner Meinung bekehrt zu haben.[6]) Gleims und Wielands Besuch in Darmstadt, über den Caroline allzu überschwänglich[7]) berichtet hatte, macht ihm die eigne Einsamkeit in Bückeburg schmerzlich fühlbar. Es ehrt Hesse, daß Herder von ihm ein Urteil über die beiden Besucher er-

[1]) Vgl. Brief Nr. 1 dieser Sammlung. Es gelang trotzdem nicht, alle Irrläufer zu erkennen und auszuscheiden.

[2]) Die Darmstädter Sammlung leidet auch an diesem Mangel. Klopstock war denn auch nicht sehr erfreut über das Werk.

[3]) Die Darmstädter Sammlung wurde ohne Klopstocks Wissen und Einverständnis gedruckt. Vgl. dazu Anmerkung 6 S. 117.

[4]) Vgl. Brief Nr. 2. Das Gedicht vergleiche bei Suphan-Redlich 29. Bd. S. 347ff.

[5]) Vgl. Brief Nr. 2. [6]) Vgl. Schauer II S. 26 und 323.

[7]) Vgl. Schauer I Nr. 46 S. 233ff.

bittet.[1]) Herders unbestechlicher Geschmack lehnt Wielands Dichtung 'Der neue Amadis' ab; die gefällige Form vermag ihm nicht die Tiefe zu ersetzen[2]), während der Roman der La Roche 'Fräulein von Sternheim' seinen Beifall findet, mit der Einschränkung, es sei ein Buch für „Frauenzimmer". Trotz seiner Verehrung Sternes ist er enttäuscht von 'Yoriks nachgelassenen Werken'. Er warnt davor, „den Hausauskehricht" eines berühmten Toten ungesichtet zu veröffentlichen.[3]) Den Modeschriftsteller Thümmel, Wielands Nachahmer, verwirft er, was Hesse als Bestätigung seines Geschmackes mit Freude vernimmt; offenbar waren seine Frauen anderer Ansicht gewesen.[4]) Die leider verlorengegangenen Berichte Hesses über den Ausbau seines Gartens auf dem Busenberg bei Darmstadt veranlassen Herder, seiner ersten Volksliedersammlung den erfundenen Druckort „Altenburg" beizulegen, in Erinnerung an die gleichnamige künstliche Ruine, die der Geheime Rat dort hatte errichten lassen.[5]) Es war eine stille Huldigung an die Freunde in Darmstadt, die im Gegensatz zu der Mehrzahl der Deutschen Verständnis für die Volkskunst und die deutsche Vorzeit bewiesen hatten. Weil er das wußte, machte er sie auch auf Ritter Glucks Vertonungen Klopstockscher Dichtungen aufmerksam. Klopstocks Subskriptionswerbung für seine Schrift 'Die deutsche Gelehrtenrepublik' unterstützt er aus Achtung vor dem verehrten Dichter mit allen Kräften, wenn er auch den Plan des Meisters, das Buchhändlerwesen zugunsten der Schaffenden umzugestalten, für einen schönen Traum hält. Die Bitterkeit, die ihn beherrscht, läßt ihn nicht hoffen. Er kannte ja das Schicksal der Schöpferischen aus eignem Erleben. Deutschland ließ seine besten Söhne darben und zwang sie, einen Broterwerb zu suchen. Lessing mußte als Bibliothekar in Wolfenbüttel sein Brot verdienen[6]), er selbst in Bückeburg versauern[7]), und Claudius erduldete die

[1]) Vgl. Brief Nr. 3. [2]) Ebenda.

[3]) Ebenda. [4]) Ebenda.

[5]) Vgl. Brief Nr. 9, Nr. 10 und Nr. 12. Herders ironische Bemerkung über die „Kapelle der Freundschaft" (Brief Nr. 10) zeigt, wie wenig ihm die Empfindsamkeit lag.

[6]) Vgl. Brief Nr. 2. [7]) Ebenda.

Pein der Armut.[1]) Er stellt sich schaudernd das Schicksal seines Amtsvorgängers in Bückeburg Thomas Abbt vor die Seele.[2]) Voll leidenschaftlichem Hohn und berechtigtem Selbstgefühl verbittet er sich die Ehre eines „Monuments aus Schaumburgischem Marmor". Eigene Not läßt ihn Spaldings Entrüstung über die Veröffentlichung seines Briefwechsels mit Gleim nur allzu gut verstehen.[3]) Man zwingt den Schöpferischen nicht nur in die Tretmühle eines bürgerlichen Berufs, man nimmt ihm sogar noch das Recht, ein Mensch zu sein. Herder wurde nie Herr dieser Bitterkeit. Sie hat sein Leben vergiftet.

Nr. 1.

Herder an A. P. von Hesse.

Hochgebohrner Herr,

Hochzu Ehrender Herr Geheimerath,

Euer Excellenz entschuldigen die Freiheit eines Briefes[4]), der keine größere Veranlassung hat, als ein fliegendes Blatt[5]), so mir durch H(errn) Merk zu Händen gekommen — ein Verzeichniß Klopstockischer Oden, die Euer Excellenz[6]) sammlen.

Auch selbst in diesem Zuge, in der Absicht, und noch mehr in der Sorgsamkeit und Wahl, die da sammlet, erkenne ich jenes

[1]) Vgl. Brief Nr. 6. Vgl. ähnliche Klagen anderer Zeitgenossen, z. B. H. P. Sturz in seinem dem Schauspiel 'Julie' beigefügten Brief über das deutsche Theater (1767) oder J. H. Merck in seinem Aufsatz 'Über den engherzigen Geist der Deutschen im letzten Jahrzehend' (1779).

[2]) Vgl. Brief Nr. 3. [3]) Ebenda.

[4]) Es handelt sich um den Brief, von dem Herder im Briefe an Caroline Nr. 25 (Schauer I S. 138) redet.

[5]) Schauers Vermutung in den Anmerkungen zu Nr. 25 bestätigt sich hiermit. Das Verzeichnis ist weder im Schleiermacherschen Familienarchiv noch in der Berliner Preußischen Staatsbibliothek auffindbar.

[6]) Wie G. W. Petersen an Nicolai am 1. August 1772 schreibt, ließ Hesse die Darmstädter Ausgabe Klopstockscher Oden auf seine Kosten drucken. Auch Klopstock selbst kennt ihn als den Herausgeber, wie ein ungedruckter Brief Klopstocks an Hesse vom 15. Januar 1774 beweist. Die Landgräfin Caroline von Hessen-Darmstadt veranlaßte, wie Klopstock vermutet, später ihren Schwiegersohn, den nachmaligen russischen Kaiser Paul I., Klopstock ein Geschenk von 1000 Rubeln zu machen — leider scheint der Dichter nie in den Besitz der Summe gelangt zu sein.

edle und seltne Beispiel, das mit unendlichen Bemühungen eines ersten Ministers noch Weite der Seele gnug hat, die feurige Empfindung, das tiefe Gefühl für das Schöne und Wahre in jeder Kunst und Wissenschaft zu verbinden, das allein schon einen Geist adelt — Doch selbst die Sprache der Wahrheit läuft Gefahr, verdächtig zu werden, selbst wenn sie sich nur der Form des Kompliments nähert — — ich gehe zu Euer Excellenz Absicht:

Ungezweifelt sind im Verzeichniß der Klopstockischen Oden Zahl 3 bis 5, 8 bis 12 alle 5 des Aufsehers[1]) und die Einzelngenannte sämtlich.

Zweifelhaft sind mir Z. 6, zu der man mir Gleimen genannt, woran ich aber auch zweifle. Z. 7 die Nachtigallenode[2]): Klopstocks durchaus nicht unwürdig (ich nehme eine unerträgliche Strophe aus dem Nachtigallenkalender aus:) aber deßhalb noch nicht gewiß sein; da einige Mitverfasser der Beiträge[3]), insonderheit Schmidt[4]) aus Braunschweig, Klopstocks Freund und Verwandter, in seiner Manier nicht unglücklich gedichtet. Z. 2 und 13 kenne ich nicht gnug; bei der letzten, soviel ich mich besinne, schwebt mir kein Klopstockisches Gepräge vor. Und an Z. 1 zweifle ich am meisten. Ists die Choriambische Ode[5]), wo die ungebohrne Seele auf einem Orangenblatt Ball geben: so habe ich sie oft, oft, auf des alten Bodmers (wie die auf Herrman und Thusnelde[6])) nie aber auf Klopstocks Rechnung gesetzt gelesen.

---

[1]) Johann Andreas Cramer (1723—88) gab in Kopenhagen den 'Nordischen Aufseher' heraus. Der 'Nordische Aufseher' war das Organ des Deutsch-Dänischen Kreises, an dessen Spitze Klopstock stand.

[2]) Die Bezeichnung ist zu unbestimmt, um unter den vielen Nachtigallenoden der Zeit die richtige herausfinden zu lassen.

[3]) 'Neue Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes', Bremen und Leipzig, Verlegts Nathanael Saurmann 1744—48.

[4]) Klopstocks Vetter Johann Christoph Schmidt, der Bruder Fannys — Sophie Marie Schmidt.

[5]) Der Nachweis ist nicht möglich, da das Verzeichnis anscheinend verlorengegangen ist. Von Bodmer ist die Ode, soweit ich sehe, nicht.

[6]) Die Ode 'Hermann und Thusnelda' ist von Klopstock. Vielleicht spricht Herder, wie Schauer (I S. 431) vermutet, von der Ode 'Thusnelda' (Darmstädter Ausgabe 140/141), die von Füßli sein soll.

Fehlende Oden habe ich hier gleich drei bei Hand, die Beilagen dieses Briefes. Eine, als er am Messias dichtete „euch Stunden grüß ich!“[1]) hat noch neulich in Bodmers Archiv der Schweizerischen Kritik[2]) gestanden, und Gerstenberg[3]) hat sie für Klopstocks Arbeit in den Hamburger Zeitungen erkannt. Die halb Petrarchische „andern Sterblichen schön!“[4]) wird im Manuscript, aus dem ich sie habe, auch Klopstocks überschrieben, und die dritte aufs Schrittschuhlaufen[5]), die jüngste, und für die Unerfahrnen in der edlen Gleitekunst vielleicht die trockenste, zumal da sie die Skaldische Mythologiekunde voraussetzt, habe ich in seiner eignen Handschrift.

Noch fehlen: eine lange, starke, und prächtiger Dichtung volle Ode „am Thor des Himmels stand ich!“[6]) die in den „Zürchischen freien Nachrichten“[7]): ich glaube Jahr 1747 gestanden, und mir zu Riga in Abschrift liegt. Weil sie aber einige fast Mahomedanische Kühnheiten aus dem Himmel enthält und ganz auf die Familiengeschichte seiner doppelten Liebe gebauet ist — so mußte er sie vor dem Publikum verruffen. Mir immer nur wahr-

---

1) Die Ode steht unter dem Titel: 'Als der Dichter den Messias zu singen unternahm' auf S. 35/37 der Darmstädter Ausgabe von 1771. Vgl. Schauer I S. 429. Die Ode ist bekannt unter dem Titel 'Die Stunden der Weihe'.

2) Archiv der schweitzerischen Kritick von der Mitte des Jahrhunderts bis auf gegenwärtige Zeiten. Erstes Bändchen Zürich 1768.

3) Heinrich Wilhelm von Gerstenberg (1737—1823) gehörte zu Klopstocks engstem Freundeskreise. Er führte die Bardendichtung in die deutsche Literatur ein.

4) Die Ode trägt in der Darmstädter Ausgabe von 1771 die Überschrift: 'Petrarch und Laura'. Siehe S. 102/105, vgl. Schauer I S. 428.

5) Es handelt sich um 'Die Kunst Tialfs'. Anfang: „Wie das Eis hallt! Töne nicht vor, ich dulde das nicht!“

6) Die Ode ist 'An Meta' überschrieben und findet sich auf S. 134/139 der Darmstädter Ausgabe von 1771. Die Dichtung stammt jedoch nicht von Klopstock, sondern von dem Schweizer Füßli. Vgl. Schauer I S. 43 und 430. Siehe Brief Nr. 2.

7) Sie erschien zuerst in den Zürcher 'Freymüthigen Nachrichten' vom 2. Juli 1760 und findet sich auf S. 7/12 der Darmstädter Ausgabe von 1771. Vgl. Schauer I S. 61 und 433/434.

scheinlich vor dem Publikum! das freilich, wie er auch selbst vor seiner Ode an Gott sagt, an solche Stücke so wenig Anrecht hat, als ganz Athen an das kleine Haus Sokrates, für seine Freunde gebauet. Ferner: eine auf seine Done[1]), die er zu Metas Nachfolgerin inauguriren wollte, aber — nicht sollte. Sie ist eben auch nur durch Licenz ins Publikum gelaufen, aber gewiß sein: „du frägst mich, ob ich dich, wie Meta, liebe!" Ich kann auch diese schaffen —

Und überhaupt zum Siegel dieser Sammlung die Hoffnung zu setzen, daß nächstens ein eigen veranstalteter Band Klopstockischer Oden erscheinen werde, zu dem der Dichter damals noch eigne Lateinisch-deutsche Lettern dichtete. Er hat mehr als Einmal gegen die Prosodischen Fehler protestirt, die diese seine hingeworfne Jugend- und Empfindungsstücke oft ganz unskansibel machen. Seine letztern in Hermanns Schlacht[2]) tönen, und seine Eisode[3]) gleitet sehr Prosodisch, aber oft sind sie auch Nichts als Ton!

Sobald meine unselig säumende Augenkur[4]) Ende zeigt: so hoffe Euer Excellenz mit ursprünglichen und vollständigen Nachrichten von meinen und Klopstocks Freunden, erschreiben zu können — — und vielleicht kann meine mündliche Anwesenheit, die ich ehestens aus den Händen der Parze und meines Operateurs hoffe, Einiges mehr erläutern.

Das Glück des nur zu kurzen Umganges[5]), dessen mich letztern Sommer Euer Excellenz auf eine so angenehme Weise würdig-

---

[1]) Die Ode beginnt: „Du zweifelst, daß ich Dich wie Meta liebe?" und ist überschrieben: 'An Done'. Die Ode bezieht sich auf ein junges Mädchen, Luise Sidonie Wilhelmine Diedrich, das Klopstock 1762 in Blankenburg kennenlernte und liebte. Familienverhältnisse verhinderten die Verbindung mit ihr, in der der Dichter, der seit Meta Mollers Tod (1758) einsam war, ein neues Eheglück erhofft hatte (vgl. auch Schauer I S. 148 und 449).

[2]) Die 'Hermannsschlacht. Ein Bardiet für die Schaubühne' erschien im Juli 1769 mit einer Widmung an Joseph II.

[3]) 'Die Kunst Tialfs'. Vgl. Schauer I S. 137 und 444.

[4]) Herder ließ sich in Straßburg im Elsaß wegen einer Tränenfistel operieren.

[5]) Etwa vom 12. August 1770 bis 27. August 1770.

ten, ist eine zu lichte Stelle meines Reiselebens, als daß sie mir nicht unvergeßlich vorschweben und die Stunde zu einem Moment der Hoffnung und Freude machen sollte, in welcher Euer Excellenz mir erlauben werden, aufzuwarten.

Meine ergebenste Empfehlungen an die Frau Geheime Räthin[1]) und ihre liebenswürdige Mademoiselle Schwester.[2])

Mit jeder Hochachtung und Verehrung, die ich dem Andenken eines verdienstvollen Mannes weihe, unterzeichne mich

Euer Excellenz

ergebenst gehorsamster Diener

Herder.

Strasburg d. 2. Jan. 771.

(Beilage:

Ode.

Wie das Eis hallt! Töne nicht vor! ich dulde das nicht! usw.)

Nr. 2.

Herder an A. P. von Hesse.

An des Herrn Geheimen Rath Hesse Excellenz.

Nicht leicht hat mir ein Brief[3]) unerwartet schöner[4]) und voller von Merkwürdigkeiten kommen können, als womit mich Euer Excellenz eben beehret. Ich wartete auf die Ode „am Thor des Himmels"[5]) von einer Morgenwache zur Andern, um dieselbe an E. Exc. begleiten zu können; und siehe da! in welchem ansehnlichen Reihen von Schwestern kommt sie mir von da aus, wohin ich sie wünschte! Wie viel habe ich nun auf mein unnützes Säumniß auf Einmal zu antworten! und zu danken!

---

[1]) Friederike von Hesse, geb. Flachsland, A. P. von Hesses Gemahlin, die ältere Schwester von Caroline Flachsland.

[2]) Caroline Flachsland, die Geliebte und spätere Gemahlin J. G. Herders.

[3]) Vgl. den Text in 'J. G. Herders Lebensbild'. Mitgetheilt von seinem Sohne Dr. Emil Gottfried von Herder, 3. Bd. 1. Abtl. Erlangen 1846 S. 351/352. Der Brief ist datiert 9. März 1771.

[4]) Vgl. Schauer I S. 160, wo Herder seine wahre Meinung über Hesses Brief enthüllt.

[5]) Siehe Anmerkung 6. S. 119.

Die Antwort auf die Poesien, und die angenehmen Empfindungen, die einige Neue derselben im ersten Überstrome bei mir erregt haben, mag beiliegendes Gedicht[1]) abstatten! Es antwortet dichtend auf ein angenehmes Geschenk von Gedichten; in meinem Krankengefängnisse aber, wie konnt' es anders, als halbe Elegie werden? Auch schon deßhalb, meine wenige Dichtergabe ungerechnet, versiehet es sich in den Händen Euer Excellenz der Sicherheit für aller Bekanntmachung, ich hätte bald geschrieben, Divulgation. Meiner Muse ist's nie Kompliment gewesen, keine Dichterin für Welt und Publikum, sei dies so groß oder so klein, als es wolle, zu seyn, und wie viel minder jetzt meiner Muse mit dem kranken Stirnbande!

Die Antwort auf den Gießenschen Antrag[2]) Euer Excellenz kann nach meiner jetzigen Lage nicht anders als der ergebenste Dank mit der ergebensten Verbittung seyn! Nicht blos im Angesicht Deutschlands und Lieflands[3]) würde ich als ein Flatterer erscheinen, der in weniger als Einem Jahr mit drei ansehnlichen Ämtern spielt; sondern insonderheit auch gegen den Grafen[4]), dessen Zuvorkommenheiten und meine Anheischungen würde ich klein handeln, wenn ich ohne die Stelle[5]) gekostet zu haben, die seit anderthalb Jahren für mich offen stehet, mich wieder veränderte. Zudem wäre es für jetzt, da ich mich in Deutschland noch wenig als Theologen gezeigt, kaum für mich,

[1]) 'Zu einer Sammlung Klopstockscher Oden' vgl. 'Herders Sämmtliche Werke'. Herausgegeben von Bernhard Suphan-Carl Redlich. Bd. 29 S. 347/50. Die Herdersche Ode ist in des Dichters eigner Handschrift dem Brief beigefügt. Nur Strophe 19 weicht von den von Redlich mitgeteilten Lesarten ab. Sie lautet: „Ihr sollt mit Klopstock weinen! Eure Thränen die Kinder schöner Herzen! O sie schmücken ihn mehr als harter Perlenkranz!" Die Ode war gedacht „als Antwortsdank (Herders) für die Ehre, Einer . . . (der) auserwählten Vierunddreißig (Empfänger der Darmstädter Klopstockausgabe) zu seyn".

[2]) Herder war in Hesses Brief gefragt worden, ob er einen Ruf nach Gießen annehmen werde. Vgl. Schauer I S. 160.

[3]) Herder hatte auch nach seinem Scheiden von Riga noch lange die Hoffnung gehegt, dahin zurückzukehren.

[4]) Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe.

[5]) In Bückeburg.

(mit etwas überwiegendem Ansehen, ohne welches ich nie eine Stelle annehmen kann) mich zwischen keimende Dornen Theologischen Akademienzwists zu stecken. Und denn — kurz! vor der Hand muß ich wohl fast wider Willen dem süßen Plan entsagen, der mich unter andern mit dem Glück einer so reizenden Nachbarschaft belohnte, allein meine Ergebenheit für das Zutrauen und die Gewogenheit Euer Excell. wird eben dadurch größer, da ich in der Nothwendigkeit bin, Ihre gütigen Absichten mit mir nicht befolgen zu können!

Noch Eine dritte Gewogenheit, die mir würklich Schaamröthe macht. Wie fühle ich die Ehre, in dem Hause Euer Excellenz Dero Umgangs und der Gesellschaft Dero Dames so nahe genießen zu können; allein ein Reisender, ein Halbkranker, und halber Menschenfeind, wie kann der anders als die Beschwerniß mit Schaamröthe fühlen, die er statt seiner Gesellschaft würde entrichten müssen! Die Spanne Himmel selbst, die ich aus meinen Fenstern vor mir sehe, liegt mir schon wie eine Last auf dem Kopfe, geschweige die Decke meines Gefängnisses, und ich verliere schon alle Geduld, es noch immer nur schriftlich sagen zu müssen, wie sehr ich mit der wärmsten Hochachtung und Dankempfindung verharre

Euer Excellenz
ergebenster Diener
Herder.

Strasburg d. 13. März 71.

P. S. In Parallele der Oden Klopstocks u. Rammlers[1]) bin ich jetzt, durchdrungen von den Ersten, der Meinung Euer Excellenz so sehr, als es jemand seyn kann. Was sind sie gegen die süße verschönerte Sprache des schönsten, vollesten Herzens und gegen

[1]) Karl Wilhelm Ramler aus Kolberg (1725—98). Ramler, der „deutsche Horaz", den Lessing, sein Freund, als den Stolz Deutschlands rühmt, dem unsere Nachbarn keinen gleichen Mann zur Seite stellen könnten, versuchte sich, von Klopstock angeregt, ebenfalls in der Nachbildung der Horazischen Strophen. Den Mangel an Gefühl für musikalischen Rhythmus ersetzte er durch metrische Strenge. Die ihm eigene übertriebene Verwendung mythologischer Anspielungen wirkt unkünstlerisch.

die trunknen Täuschungen seiner Jugendphantasien anders, als schöne Regelngerippe mit Mythologie behangen? und noch ists nicht einmal Mythologie im ganzen Umfange, sondern fast nur horazischer Geist, den er statt des vollen Gefäßes meist allein in der Hand behält. Wo auch in Klopstocks Oden Mythologie komet, da täuscht sie — dort thut sie kaum mehr als äffen!

Auch Lessing, als Genie, als Verfasser des Philotas[1]) u. der Sara[2]) falle mit seinem Berengar[3]) ins Urteil; aber Lessing der Bibliothekar? u. dazu der Bibliotheken[4]) einer, fast der Einzigen lutherischen Bibliothek in solchem Fache? Ei, da muß ich mich der S. Orthodoxie mindstens annehmen daß es für sie so unbeträchtlich nicht sey, den Reformirten einen Hauptmann[5]), den Katholiken einen Heiligen[6]), und der Kirchenhistorie Eines Jahrhunderts 2 Concilien[7]) weg zubeuten! Wenigstens lassen mir

---

[1]) Lessings einaktiges Prosatrauerspiel 'Philotas' erschien 1759.

[2]) Lessings bürgerliches Trauerspiel in Prosa: 'Miß Sara Sampson' erschien 1755.

[3]) Lessing hatte, ausgehend von einer unbekannten Handschrift des französischen Scholastikers Berengarius Turonensis (Berengar von Tours, gest. 1088), die er in der Wolfenbütteler Bibliothek gefunden hatte, die arg entstellte Geschichte des Streites zwischen Berengar und Lanfranc geschildert und dadurch ob seiner kirchengeschichtlichen Kenntnisse ungeheures Aufsehen erregt. (Vgl. Lessings Schrift: 'Berengarius Turonensis: oder Ankündigung eines wichtigen Werkes desselben, wovon in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Manuskript befindlich, — welches bisher völlig unerkannt geblieben. von Gotthold Ephraim Lessing, Bibliothekar daselbst, Braunschweig, im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses 1770'.)

[4]) Lessing war seit dem Frühjahr 1770 Bibliothekar zu Wolfenbüttel.

[5]) Die mißverstandene Abendmahlslehre Berengars — das Abendmahl ist für Berengar nicht bloß signum, sondern unter gewissen Voraussetzungen auch sacramentum — ließ ihn den Reformierten (aber auch Luther) als „Hauptmann" der reformierten Lehre erscheinen.

[6]) Der „Heilige", den Lessing nach Herder den Katholiken geraubt haben soll, ist Lanfranc (1005—1089), der berühmte italienische Scholastiker und Gegner Berengars; Lessing enthüllt schonungslos Lanfrancs gemeine Kampfweise. Es gibt übrigens nur einen seligen Lanfranc in der katholischen Kirche.

[7]) Über die Konzilien sagt Lessing wörtlich: (Es steht fest), „daß die Anzahl der gegen ihn gehaltenen Kirchenversammlungen, und die An-

Euer Excellenz diesen Trost, da eben auch mir, ehe mich der unlitterarische Klopstock störte, der S. Eusebius[1]) auf Einer und der S. Clemens[2]) auf der andern Seite lag. Warum muß man in Deutschland Bibliothekar in Wolfenbüttel und Ehrwürdiger Herr in Westphalen seyn, um von mehr als Dichtermanna zu leben?

Noch eins. Da die gelehrte Registratorin der Klopstockschen Oden[3]), von deren Hand, wie mich dünkt, der erste Aufsatz war, der mir zu Händen kam, nicht eben die besten und genausten Codices u. Manuscripte besessen zu haben scheint, so lege ich hier eine Abschrift der authentiken Ausgabe einer derselben bei, um sie, die liebenswürdige Kopistin[4]) auch in der Korrekturgeduld zu üben, die einer Druckverfasserin so wohl ansteht. Die Änderungen sind zu beträchtlich. — — Nach diesem kleinen Autorzwiste meine völlige Ergebenheit an sie und an die Frau Geheime Räthin[5]), der ich endlich! bald persönlich die Hand zu küssen gedenke!

Nr. 3.

Herder an A. P. von Hesse.

An des Herrn Geh. Rath von Heß Excellenz,

Entweder haben Euer Excellenz mich schon vergessen, oder im gegenseitigen Falle mich gewiß oft der Vergessenheit und Un=

zahl seiner Widerruffe und Abschwörungen, bey weitem so groß nicht ist, als sie ausgegeben wird. Das Concilium zu Paris ist ganz erlogen. Der Synodus zu Brione wird nicht viel besser seyn, wenigstens ist sicherlich mit Zuziehung des Berengarius da nichts verhandelt worden. Die Concilia unter Victor dem zweyten fallen alle weg." (Vgl. a. a. O. S. 170/171.)

[1]) Eusebius (Pamphili) von Caesarea Palaestinae, geb. 265 (?), Verfasser historischer, apologetisch=dogmatischer und exegetischer Schriften. Eusebius zählt übrigens nicht zu den Heiligen der katholischen Kirche.

[2]) Clemens Alexandrinus, um 200, einer der hervorragendsten und kühnsten Denker des kirchlichen Altertums. Clemens zählt nicht zu den Heiligen der katholischen Kirche.

[3]) Caroline Flachsland, die Klopstocksche Oden für die Darmstädter Ausgabe abschrieb (daher Kopistin) und ordnete (daher Registratorin).

[4]) Ursprünglich hieß es „Ausgeberin".

[5]) Friederike von Hesse, geb. Flachsland.

dankbarkeit angeklaget, das Erste hoffe ich nicht, das Zweite möchte wenigstens dieser späte Brief gern entschuldigen. Jede Veränderung der Lage, Antritt eines neuen Amts[1]), Ankunft in ein fremdes Land, u. andre Menschen; am meisten ein völliger Mangel von Einrichtung und häuslicher Ordnung können die Seele auf eine Zeitlang so zerstreuen, und von Briefen und Aufsätzen abschrecken, daß man, ohne Brief und Aufsatz, sich selbst nur manchmal ganz hat. Allemal aber, wenn ich mich so ganz gehabt habe, glauben Euer Excellenz, so hat auch der Gedanke nach Darmstadt zu diesem sich findenden Selbst gehört.[2]) Die ganze Reise aus meiner Höle in Straßburg, und der kurze Durchgang[3]) durch einen Cirkel Freunde, die eben jetzt auch hinter mir sind; alles kommt mir, wie ein Traum vor, der, so wie er war, vorbei ist, den ich, so wie er war, nicht zurückwünschte; aber sollte er sich nicht noch in ein schöneres Daseyn verwandeln können? Euer Excellenz lassen mir diese tröstendschmeichelnde Hoffnung! Ich lebe jetzt so einsam, bei aller Zerstreuung so sehr allein in der Welt, daß ich mich gerne wenigstens mit Träumen vergnüge. Für meinen Geist, und für mein Herz habe ich hier noch nicht Umgang gefunden: ob es gleich für Geist und Herz sehr viel Umgang geben kann: ich lebe also gewiß mit meinen Freunden der Vorzeit sehr oft, und wie wünschte ich noch manchmal wenigstens im vorübergehenden Gedanken im Andenken derselben zu leben.

Euer Excellenz haben mir so viel Gewogenheiten erzeigt: ich habe in dero Hause und Familie so viel der offenen Freundschaft und Güte genossen, die allein Seligkeit des Lebens ist; daß ichs mir selbst nicht verzeihen könnte, die Freiheit dieses Namens und die Kühnheit meines Zutrauens noch entschuldigen zu wollen.

[1]) In Bückeburg. Vgl. Schauer I Nr. 39 S. 183ff. Er war am 27. April 1771 in Bückeburg eingetroffen.

[2]) Vgl. Schauer I Nr. 52 S. 276. Caroline an Herder 15. Juli 1771: „Sie haben kein großes Empressement an den Geheime Rath zu schreiben, da der Mann sich aber gerne mit Eitelkeit nährt, warum wollen Sie ihm nicht einen Löfel voll geben?“

[3]) Herder war etwa 2 Wochen in Darmstadt gewesen. Er reiste am 19. April 1771 von Darmstadt ab. Vgl. Schauer I S. 165/166

Wo überhaupt das dankbare, überzeugte Herz redet, da verzeihen Euer Excellenz es gerne, daß die Schattenbilder, Komplimente, nur immer schweigen —

Meine Lage ist hier im Wesentlichen ungemein gut und ruhig. Ihr mangelt weder Bequemlichkeit noch bürgerliches Ansehen, und mir, da ich alle Zuvorkommenheiten meines Herren, und ein gutes Theil Credulität des Publikums für mich genieße, beides noch weit minder. Vielleicht ists also diese Ruhe auch, die mir vor andern und fremderen Geschäften, ich weiß nicht, welche Abneigung gegeben, die sich auch hier kaum ändern dörfte. In Abbts[1]) Briefwechsel (vielleicht ist er Euer Excellenz zu Händen gekommen, und nach seinem Buch vom Verdienst ist er vielleicht das interessanteste Stück seines Lebens) hört bei Bückeburg alles auf: Geist und Freundschaft, so bücher- und buchhändlermäßig diese auch immer vorher gewesen. Er hat sich hier in alle Geschäfte aller Art geworfen, und natürlich an Geist für das Publikum damit sogleich unterliegen müssen, bis der gütige Tod endlich gar seinem Leben ein Ende machte. — Das alles will ich nun kaum thun und werden! Die Ehre, in Schaumburg Epoche gemacht zu haben, eine Ehre, die überdem unter so Manche getheilt wird, u. dafür mit einem Monument aus Schaumburgschem Marmor belohnt zu werden, hat, ich weiß nicht, warum? für mich minder Reiz, als vielleicht jede andre Ehre, die doch im Ganzen endlich eben so leer seyn dörfte. Ich denke hier zu studiren, zu genießen, und da ich schon so manchen Fehltritt in der Welt gemacht habe, hier in der Stille für mich zu lernen, wie ich keinen mehr oder immer mindere mache — das ist der Plan meines Lebens! — unter den Rosen der Freundschaft! —

Sie haben Gleim und Wieland[2]) gehabt, wie wünschte ich, daß ich beide mit Ihnen hätte haben können, und wie sehr wäre ich auf die Zeichnung Euer Excellenz von ihnen begierig. Ich

---

[1]) Thomas Abbt, 1738—1766. Herder war Abbts Nachfolger in Bückeburg. Abbt war bekannt als Mitarbeiter der Berliner Literaturbriefe und als Verfasser der beiden Bücher 'Vom Tode fürs Vaterland' (1761) und 'Vom Verdienste'. Vgl. auch Schauer I S. 88, 102, 244, 252.

[2]) Der Besuch fand Ende Mai 1771 statt. Vgl. Schauer I Nr. 46 und die Anmerkungen S. 460.

habe Wielands Amadis[1]) gelesen; alle vortreffliche Bilder und Schilderungen und insonderheit die Zephyrleichte Hand des Malers haben mich begeistert; aber entweder, daß ich hier nicht in solcher Welt der Töchter Bambo's[2]) lebe, oder daß ein Durchgang durch die Welt und eine Anspiegelung derselben von solchen Seiten nur gewisse Jahre daure — in mein Inneres hat das Buch keine Würkung gemacht, wie die vortrefliche Sternheim[3]), die, vollendet, das Erste und Einzige Buch ist, in Deutschland für Frauenzimmer geschrieben. Ich habe mich auch durch Yorik's hinterlassene Schriften[4]) täuschen lassen, sie durchzulesen: das meiste ist freilich ein Sentenzenbüchlein, wie so viel pensées der Franzosen, und Bogatzkis[5]) Spruchkästlein der Kinder Gottes; ich erinnere mich doch aber an ein Paar Gedanken u. Situationen, die mir würklich so würksam u. Yoriks schienen, daß es vielleicht wohl, u. einigermaßen würdiger, als alles Andre, der Hausauskehricht nach dem Tode des Mannes seyn kann — immer aber doch nur Hausauskehricht! nichts als des Durchblickens werth.

Klopstocks Oden[6]) sollen bald fertig seyn, das erste Exemplar,

---

[1]) Wielands Dichtung 'Der Neue Amadis' erschien 1771. Caroline Flachsland berichtet am 17. Mai 71 über das Werk, vgl. Schauer I Nr. 43 S. 218ff.

[2]) Die Töchter des Sultans Bambo spielen eine Rolle in Wielands Dichtung.

[3]) Der erste Teil des Romans 'Fräulein von Sternheim' von Sophie La Roche war im Juni 1771 gerade erschienen.

[4]) Lawrence Sterne, englischer Schriftsteller, 1713—1768, gab von 1759 bis 1769 seine Predigten 'Sermons by Mr. Yorik' heraus, die 1770 in deutscher Sprache erschienen. Besonders beliebt — auch bei Caroline Flachsland — war sein 1768 von Bode in die deutsche Sprache übertragenes Reisebuch 'A sentimental journey through France and Italy'. Sterne fand in Deutschland Nachahmer. Hier handelt es sich wohl um 'Yoriks nachgelassene Werke; aus dem Englischen von Joh. Gottfr. Gellius'. Leipzig 1771.

[5]) Karl Heinrich von Bogatzky, 1690—1754, bekannt als Verfasser des Büchleins 'Güldenes Schatzkästlein der Kinder Gottes' (1718) (siehe 'Allgemeine Deutsche Biographie', 3 S. 37f.).

[6]) Es handelt sich um die 1771 in Hamburg bei Johann Joachim Christoph Bode erschienene Ausgabe der Oden. Herder schickte die Aus-



Friederike v. Hesse, geb. Flachsland

das ich erwische, soll nach Darmstadt. Jerusalems[1]) 'Charakter vom Prinzen Wilhelm' werden Euer Excellenz schon gelesen haben; aber was ist das für ein Glaubensbekänntnis des Erbprinzen von Darmstadt[2]), das Ihr Gesangbuchsfabrikant in Berlin abdrucken lassen? Vermuthlich ein Jerusalemchen oder Spaldingchen[3]) im Taschenformat. Thümmels[4]) „Inokulation

---

gabe sogleich an Caroline nach Darmstadt. Vgl. Schauer I Nr. 72 S. 369; Nr. 74 S. 377; Nr. 75 S. 381; Nr. 77 S. 389; Nr. 78 S. 399.

[1]) Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, Abt und Konsistorialpräsident, 1709—1789; seine 'Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion' — 1. Teil 1768 — waren ein sehr geschätztes Erbauungsbuch. Vgl. Schauer II S. 40 und 'Allgemeine Deutsche Biographie', 13 S. 779 ff. Die hier erwähnte Schrift ist überschrieben: 'Entwurf von dem Charakter und Leben des Prinzen Wilhelm Adolph von Braunschweig'. Berlin 1771.

[2]) Eine Handschrift des Glaubensbekenntnisses liegt im Hess. Staatsarchiv Darmstadt, Hausarchiv, Abt. 4 Konvol. 603 Fasc. 4. Der Druck führt folgenden Titel: 'Glaubensbekenntniß Sr. Durchl. des Herrn Erbprinzen von Hessen-Darmstadt, welches derselbe den 22. Febr. 1769 öffentlich ablegte, nebst der dabei gehaltenen Rede des Ouvrier.' Berlin 1771.

[3]) Johann Joachim Spalding, 1714—1804, einer der Führer der aufgeklärten friderizianischen Geistlichkeit. Spaldings Buch: 'Betrachtung über die Bestimmung des Menschen' (1748) war eines der beliebtesten theologisch-philosophischen Erbauungsbücher. Seine im Jahre 1772 erschienene Schrift: 'Über die Nutzbarkeit des Predigtamtes' erregte Herders Zorn. Vgl. auch Schauer I S. 129; II S. 12, 102, 198, 200, 202.

[4]) Moritz August von Thümmel, koburgischer Minister und Nachahmer Wielands, 1738—1817, gab 1764 seine Prosaerzählung: 'Wilhelmine' heraus. Die Versdichtung: 'Die Inokulation der Liebe' steht ganz unter der Einwirkung von Wielands 'Komischen Erzählungen'. Vgl. Schauer I Nr. 53 S. 277: „. . . er (Hesse) war (als dieser Brief Herders ankam), ich weiß nicht durch welchen Geist, so gerührt, daß ich mein Gesicht wegwenden mußte. Er ist durchaus mit Ihrem Brief zufrieden, mit dem freundschaftlichen und vornehmlich unterredenden Ton; 'der Mann spricht gern mit mir' sagte er, und wie es vollends auf die Wilhelmine von Thüm[mel] kam, so hatten Sie ganz gewonnen. Denn Sie müssen wissen, daß er vor einigen Monathen wie toll auf der Wilhelm[ine] geritten und sie fast auf den Mist geworfen . . . Er wird bald an Sie schreiben . . . Zu meinem Lob sagte er kein Wort oder fast

der Liebe" ist bei einigen schönen Stellen für mich so ein plumpes uninteressantes Ding, als seine „Wilhelmine", so schön beide gedruckt, und aus vollem Halse gelobt sind.

Da Fromman[1]) Abbt in Bergen geworden: so bin ich begierig, auf wen die Gießensche Wahl jetzt fallen wird? Nur nicht, wenn ich für Einem warnen darf, auf Froriep.[2]) Der junge Mensch ist in der Theologie so ein unwissender Schreier, als die Klotze[3]) und Riedels[4]) in ihren Kleien[5]), u. es kann auch mit ihm kein andres Ende nehmen. Vielleicht wird sich auch Schmidt[6]) in Gießen, wo er mehr aus seinem Bubenzirkel heraus ist, bessern: denn gegenwärtig möchte er fast, ich will nicht sagen, gelehrte, an die ist bei ihm nicht zu denken, sondern auch alle Ehrliebende, gute Menschen gegen sich haben: doch davon hat Wieland mehr sagen können, wenn Sie's gewürdigt, Ihre Gesellschaft mit dem Namen Schmidt zu entweihen. Spalding ist äußerst böse über seine publicirten Briefe[7]) an Gleim — wer mag sie publicirt haben? Als Oberkonsistorial R(ath) mag er darinn nun freilich, der ersten

---

nichts — aber ist es auch wahr, kleiner lieber Schmeichler, daß ich eine so glückliche Anlage habe? . . . heißen Sie mich nicht boshaft, wenn ich Se. Excell[enz] bey einigen Stellen Ihres Briefs, die ich besser als er zu verstehen glaube, ein wenig ausgelacht. — auch hinter einer kleinen Maske sind Sie immer mein süßer Lieber."

[1]) Erhard Andreas Frommann, Theolog und Schulmann, 1722 bis 1774, Abt von Klosterbergen bei Magdeburg. ADB. 8 S. 139f.

[2]) Just Friedrich Froriep, Theologe und Orientalist, 1745—1800, 'Allgem. Deutsche Biogr.', 8 S. 146.

[3]) Christian Adolf Klotz, 1738—1771, bekannt durch seine großen Gegner Lessing und Herder. 'Allgem. Deutsche Biogr.', 16 S. 228ff.

[4]) Friedrich Justus Riedel, 1742—1785, Anhänger des Chr. Adolf Klotz. 'Allgem. Deutsche Biogr.', 28 S. 521.

[5]) Sudeleien, nd. Wort, es gehört zu Klei = Schlamm.

[6]) Christian Heinrich Schmid, 1746—1800, kam am 31. Mai 1771 als ordentlicher Professor der Beredsamkeit und Poesie nach Gießen. Vgl. Schauer I S. 184, 204 und 'Allgem. Deutsche Biogr.', 31 S. 650 und Fr. Wilh. Strieder 'Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte'. Cassel 1802 Bd. 13 S. 61ff.

[7]) Die Ausgabe trägt die Überschrift 'Briefe von Herrn Spalding an Herrn Gleim'. Frankfurt und Leipzig 1771.

Hitze nach, Recht haben, insonderheit wenn hämische Lokalumstände den Kontrast auffallend machen; aber als Mensch hat ers wahrhaftig nicht. Ich bin durch ihn, den Landpriester in diesen Briefen, dem seine Wilhelmine[1]) sein höchstes Gut ist, mehr erbauet worden, als durch alle Predigten des Oberkonsist. Raths: denn dort ist Redlichkeit des Herzens in bestimmter Situation, anscheinlich, charakteristisch, handelnd: hier doch nur ein dämmernd Gepränge allgemeiner Lehren — — Doch wo plaudere ich hin, u. da meldet sich auch der Postbote zu meinem Briefe. Mißfällt Euer Excellenz mein Gewäsch nicht, so erlauben Sie mir, manchmal Ihre, nicht immer Paradiesische Geschäfte damit zu unterbrechen. Auf diese Weise hätte ich wenigstens Stundenlang die süße Täuschung einer Gegenwart und eines Umganges in Darmstadt! Alle meine Verehrung an die Frau Geh. Räthin, u. Ihre liebenswürdige Schwester.[2]) Ich bin auf die Gewogenheit der Ersten und auf die süße Freundschaft der letzten so stolz, daß Ihr Bild mir die einzige Freundin — Muse in meiner Einsamkeit ist, u. bleiben wird. Nie habe ich soviel Unschuld und Seligkeit u. Offenheit des Herzens und Anlage, glücklich in der Welt zu leben gefunden, als bei dem kurzen Umgange im Charakter Ihrer liebenswürdigen Schwiegerin[3]) und derselben sanften, sanften Schwester. Wenn sie wenigstens noch manchmal den Namen eines Westphälischen Einsiedlers[4]) unter sich nennen möchten! — Der fatale Bote will fort; ich muß mich also so kurz als möglich, mit aller Durchdrungenheit u. Hochachtung in die Gewogenheit Euer Excellenz empfehlen und hoffen, daß nicht blos Briefcurtesien es versichern dörfen, daß ich ewig sey

Euer Excellenz
ergebenst-gehorsamster
Herder.

Bückeburg [zwischen 15. und 26. Juli 1771.]

---

[1]) Wilhelmine Gebhardi, gest. 1762. Vgl. Schauer I Nr. 20 S. 129 ff.

[2]) Hesses Gemahlin und seine Schwägerin Caroline Flachsland.

[3]) Schwiegerin bedeutet hier Schwägerin.

[4]) Herder nennt sich selbst so.

Nr. 4.

Herder an A. P. von Hesse.

Hochwohlgebohrner Herr,
Hochzuverehrender Herr Geheimer Rath.

Der Anfang dieses Briefes würde mir vielleicht schwer geworden seyn, wenn ich ihn auf die gemeine Weise zu schreiben gedächte, oder Euer Hochwohlgebohrnen diese gemeine Weise nicht selbst gütigst übersähen. Des letztern versichert mich meine Freundin Flachsland, u. da sie mir auch in dem Erstern bereits zuvorgekommen[1]) zu seyn scheint: so kann ich mich nur immer auf diese Vorsprecherin beziehen.

Mein Brief nehmlich betrift nichts minder als die ganze Freundschaft des Herzens und der Seele, die ich das Glück habe, mit diesem liebenswürdigen Herzen zu theilen, den Wunsch und die süße Hoffnung habe, sie immer noch mehr und würdiger verdienen zu können, und in ihr das Glück meines Lebens zu finden, dessen ich jetzo so sehr entbehre.

So viel Rückhalt und Blödigkeit nun unsre Gothische Sitte gemeiniglich bei dergleichen Äußerungen zum Gesetz oder zur Natur gemacht haben möge: so glaubet sich sowohl meine Freundin, als ich, sich derselben loszählen zu dörfen, wo sie nichts als Gothische Sitte wären. Unsre Seelen haben sich einander so unvermuthet und unvorbereitet gefunden, haben sich einander in einem zweijährigen Briefwechsel immer mehr zu finden ge-

[1]) Vgl. Schauer II Nr. 131 (S. 209ff.). Caroline Flachsland hatte am 22. August 1772 Andreas Peter von Hesse ihr Bündnis mit Herder in der Erregung eines Streites offenbart. Am 24. August teilte sie den Vorfall Herder mit. Herder antwortete am 29. August (Schauer II Nr. 132 S. 213ff.). Er war mit Carolinens voreiliger Veröffentlichung nicht einverstanden und kündigte bereits (S. 215) den vorliegenden, von Schauer für verloren gehaltenen Brief an Hesse an: „. . . aber nun — soll ich an den Herrn Geheime Rath als meinen künftigen gnädigen Herrn Schwager, schreiben! und ihm berichten! und mich entschuldigen, daß ichs ihm nicht gesagt! und ihn um Sie PflichtEhrenschuldigst bitten — und — und — und — — Potztausend! dazu hab' ich wenigstens bis folgenden Posttag Zeit, Bedenk- und Concipirzeit nöthig — das ist ein Werbebrief." Caroline veranlaßte daraufhin Hesse zu einem Brief an Herder. (Vgl. Schauer II Nr. 133 vom 7. Sept. 1772 S. 219ff.)

schienen: wir habens einander ohne Zwang und Erröthen gestanden: sagen uns noch einander unsre Wünsche und Träume des Herzens in Absicht auf den Plan unsres Lebens und — können einander noch nichts mehr sagen. Da ist die ganze, simple, aber treue und wahrhafte Geschichte unsrer Freundschaft, oder vielmehr nur der sonderbare Anfang derselben, die sich nach unserm Wunsch u. Hoffnung nur mit dem Leben endigen soll.

Euer HochWohlgebohren haben mir fast unbekannter und wenigstens so sehr zuvorkommender Weise Gewogenheiten erzeigt, die ich ausdrücklich nicht anders als auf die Rechnung einer für mich so schmeichelhaften Güte und Freundschaft habe setzen können. Und meine Freundin hat so lange so gar Wohlthaten von Ihnen erhalten, deren Güte und Verdienst fast väterlich ist — und was können wir uns also beide von dem Edeln des Charakters Euer Hochwohlgeb. anders versprechen, als daß auch Ihr Herz Theil an unsrer Freundschaft nehmen, und uns mit Freude auf dem ersten Schritt der Anhöhe unsres Lebens sehen werde, von der wir uns so schöne Aussichten machen oder dichten. Ich bin hierinn so vest von der Denkart Euer HochWohlgb. überzeugt, als ob ich mir selbst zu antworten hätte.

Und auf diesem Punkte sitzen wir beide, meine Freundin und ich, mit eben so sonderbarer Ruhe, als vielleicht unsre Freundschaft ist, stille. Um meine äußere Umstände haben sich von hie u. da gewiß nicht erwartete Wolken und Nebel[1]) gefunden, die bald vorüber ziehen müssen, die ich aber am liebsten und billigsten, als Einsiedler, vorüberziehen sehen möchte. Meine Freundin, weiß ich, ist nach ihrem edlen Herzen, mit mir hierüber so sehr einig: wir sitzen also auf der gedachten Anhöhe mit Ruhe, sehen ins Thal u. warten, bis sich der Nebel wegziehe, der da auf der einen Seite zu liegen scheint.

In diesem Betracht ist meine ergebenste Bitte die, daß ich die Erzählung dieses ganzen Briefes gleichsam ins Herz Euer HochWohlgeb. senke, und so lange sie daselbst ganz der Vergessenheit

[1]) Herder hatte Schulden und amtlichen Verdruß. Vgl. Schauer II Nr. 126 S. 186ff. und Nr. 130 S. 203ff. Caroline bezieht sich in Schauer II Nr. 137 S. 227ff. auf diese Stelle, und Herder antwortet in Schauer II Nr. 141 S. 238 und Nr. 143 S. 243ff.

anvertrauet wünschte. Euer HochWohlgeb. wissen selbst, was oft Vorreden in solcher Sache bei einem Theil des Publikum für eine Mähre werde, der man sich theils überhaupt gern entziehet, theils ich in mehr als einem Gesichtspunkt mich gern entziehen möchte. Und meine Absicht war, (ich muß es nur bekennen) überdem gar fast den Räuber vorzustellen, und mir einmal durch einen und nach einem persönlichen Besuche mir zuletzt meine Freundin, kurz und gut, mündlich und freudig zu erbitten, und Sie allesamt Gott zu empfelen. Meine Freundin wird vermuthlich nicht so haben wollen entführt seyn, sie wird aber hoffentlich meine Vorbitterin über eben den Punkt werden, den ich jetzt endige.

Und nun wie angenehm ist für mich die Beziehung, die ich auf eine solche Weise gegen Euer HochWohlgebohrnen zu erhalten das Glück und die Ehre hätte. So ungern ich mir ein Wort der Schmeichelei wollte entgehen lassen: so süßer ists mir, wenn ichs mir ohne Beziehung auf Ehre und Schmeichelei, in dem reinern Lichte der Hochachtung und Edelmuth des Herzens gedenke. Da mein Zweck seit einer Zeit nichts auf der Welt ist, als aller Eitelkeit und Selbstsucht zu entsagen, und nur Würde, Einfalt und Nutzbarkeit u. Güte des Karakters zu suchen: welch ein Blick hiezu die Gesellschaft meiner Freundin, die ganz solche Natur Einfalt und Güte des Herzens ist! — wie angenehm das Bild ihrer Schwester, die es mit andern Nuancen eben so sehr ist! — und wie anmunternd die Aussicht, einmal durch würkliche Verdienste und Nutzbarkeiten um die Welt, das ist, wie groß es auch unsre Eitelkeit messe, nur einen kleinen Theil der Menschen u. Nachmenschen, mit denen Wir oder die hinter uns leben, durch einige Anstrebungen solcher Art auch alsdenn den nähern Beifall eines Mannes erlangen zu können, dessen Achtung mir schon in jeder Entfernung so schätzbar wäre.

So unzweifelhaft gewiß ich mir mit einer gütigen Genehmigung u. Antwort schmeichele: mit so unwandelbarer Hochachtung verharret

Euer HochWohlgebohrnen
ergebenster Diener
Herder.

Bückeburg d. 3. Sept. 1772.

Nr. 5.
Herder an A. P. von Hesse.

Wie sehr, müßte ich sagen, beschämt, Hochgeschätzter, verehrtester Freund, Ihr Brief[1]), Ihr Antritt an mich, den Meinigen! müßte ich sagen, wenns von meiner Seite im Mindsten Kälte, Rückhalt u. nicht allein vielmehr die blöde Bescheidenheit gewesen wäre, die sich ja am meisten dann u. so äußert. Was ist natürlicher, als daß zwei Menschen in der Situation wie Wir beide, ich und meine Freundin, in solcher Situation, sich mit sich selbst täuschen, sich eine Zeitlang in sich selbst nicht finden wollen u. können. Und wie ist man alsdenn gegen den Dritten? gegen den Dritten, auch wenn er der Erste u. Nächste wäre?

Verzeihen Sie also m(ein) H(ochgeschätzter) H(err) u. Fr(eund) unser langes liebes Bubenstück[2]), wie es meine u. Ihre liebste Fl(achsland) nennet. Es ist nichts in der Welt weniger als Mißtrauen, Unzuverlässigkeit gewesen — wie sahen wir uns? auf welchem Fluge? mit welcher ewgen Zerstreuung, Trübe u. Behinderung? Und was ists überhaupt für ein delikater Zeitpunkt, wenn sich zwei Seelen einander also, wie zwischen einem Schleier von Ahndung, Wünschen, Hoffnungen, Zweifeln u. Bekümmernissen, einander nahen! Wehe dem, der alsdenn mit seinen Empfindungen Parade zu machen auch nur Lusthaben könnte.

Ich weiß, Sie stimmen hierin so sehr mit mir überein, Hochgesch(ätzter) H(err) u. Fr(eund) Sie sind so entfernt von jenem Geschmacke süßer Jacobischer[3]) Verslein, wo die Liebe süßer

---

[1]) Vgl. Schauer II Nr. 133 S. 219. Hesse hatte Carolinens Bitte erfüllt und offenbar noch am 7. September 1772 sehr herzlich an Herder geschrieben. Nr. 133 war, wie Schauer II S. 437 Anmerkung zu Nr. 136 vermutet, am 12. September angekommen. An diesem Tage müßte dann auch Hesses Brief in Herders Hände gelangt sein. Er beantwortete also Hesses Schreiben sofort und redete ihn zum erstenmal zwanglos mit „Freund" an. Er bedauerte Caroline gegenüber die Kälte seines Werbungsbriefes (Nr. 4 dieser Sammlung). Vgl. Schauer II Nr. 135 und Nr. 136.

[2]) Das Wort stammt von Caroline. Vgl. Schauer II Nr. 133 S. 219.

[3]) Johann Georg Jacobi, 1740—1814, bekannt durch seine süßlichen Verse.

Reim und schöne Tirade wird: Sie wissen überhaupt zu sehr, wie tief die besten Keime Menschlicher Herzen, doch mit allen ihren Schwachheiten in Erde, in einem Menschlichen Herzen stecken, u. wie still u. sanft es allemal da in der Natur zugeht, wenn dieser Keim seine verborgne Wurzel schlägt — Kurz, haben Wir beide Schuldige nicht am meisten dabei verlohren, daß unsre ersten Wallungen der Freundschaft u. Liebe nicht in einem Cirkel der Freunde haben gefeiret werden können!

Alle der Verlust aber ist Nichts, gegen das, was Unser ist, was ich hoffe u. wünsche. Könnten Sie, hochgesch. theurester Fr(eund) in mein Herz sehen, was ich in Alle dem für Blicke u. Foderungen an die Zukunft habe! was ich noch nicht, oder so wenig bin, u. allein durch meine Fl(achsland) zu werden hoffe, ganz zu werden wünsche u. durch sie Allein es werden kann — auch das sind Alles wieder allein Knospen des Herzens, die sich so wenig durch Worte, durch schriftliche Worte entfalten u. ausmalen lassen — in denen sich die Seele selbst immer soviel Wohl u. Übels will, daß das Meiste, was sie sich sagt, nur halbgebrochener Schall ist — es ist mir unmöglich, da, ohne die ganze Geschichte u. Nothdurft meines Herzens, Etwas ausdrücken zu wollen.

Und eben diese ists, die ich bei meiner langen u. wahrhaftig nicht so lange gedachten Trennung u. Abwesenheit mit solchem Gewichte fühle! u. die meine Freundin gewiß eben so, u. nach ihrem um so schönern Herzen, als das Meinige ist, gewiß um so mehr fühlen wird. Indessen Alle das ist Schule der Prüfung, hinter der, nach der Analogie alle meiner Lebensscenen, gewiß so etwas Gutes, Besseres u. Unerwartetes erfolgen wird u. muß; als gewiß der vorhergehende Knote der Brechung nicht werth war. In dem bin ich jetzt u. lasse ihn sich aus einander ziehen.

Wie sehr danke ich nun auch meiner Einzigen, Ewigen Freundin, daß sies besser, als ich gemacht u. den Ersten Schritt gethan, Einen Mittelsmann und Theilnehmer auch dieses Zustandes unsrer Dämmerung von Empfindungen zu machen. Vertreten Sie, mein edler Freund, jetzt meine Stelle, die liebenswürdige, gute Seele, die wo sie ist, Himmel machen kann, aufzurichten u. auch darüber in Augenblicken zu trösten, daß Sie sich einen solchen, schwachen u. umirrenden Freund gewählet hat. Wie will

ich Ihnen danken, wenn ich das liebe Paradiesische Mädchen aus Ihrer Hand empfange.

Ihre Aussichten u. Wünsche, Hochgesch. Fr(eund), unsre Glückseligkeit auch am Orte vereint[1]), theilen zu können, sind so schön, daß sie nicht wahr werden können. Überhaupt ist das Bild Menschlicher Glückseligkeit nur ein Gemälde, wo meistens der Auftrag allein von uns abhangt: Grund u. meistens auch Farbe ist uns schon gegeben. Lasset uns nur diese gut mischen u. gut dem gegebnen Grunde der Vorsehung gut tünchen. —

Aber wie Romantisch ist für mich die Aussicht, wenn ich alsdenn vielleicht nach Jahren einmal mit meiner Caroline Sie denn u. Ihre liebe Frau, alsdenn auch meine (mir schwindelt noch halb bei diesem Namen) alsdenn auch meine Schwester, mit wie andern reifern Gesinnungen, Früchten u. Situationen einmal wieder umarme. Das Gefühl, der Zeitpunkt, der schöne Genuß des Lebens ist noch höher als alle meine Vernunft u. Würdigkeit: aber ich werde sein durch meine Flachsland würdig werden.

Glauben Sies, m(ein) s(ehr geschätzter) S(chwager) daß ich auch von der ersten Stunde unsrer Bekanntschaft an gegen Sie eine Hochachtung u. in so manchen Sachen so viel auch oft unvermerkte Sympathie gefunden, daß mir Ihre Freundschaft u. Güte nicht anders als ein Gut u. Schatz seyn kann, auf das ich, u. um wie mehr bei diesem, so nähern Bande, stolz u. freudig seyn muß, u. das mich jederzeit aufmuntern wird, Ihrer werth zu werden.

Herder.

den 12. Sept. (1)772.

Nr. 6.

Herder an A. P. von Hesse.

Gleims Michaelis[2]) ist todt u. wie die allgemeine Rede ging, war er zum Professorat in Gießen bestimmt: ist dies so: wäre

---

[1]) Hesse scheint Aussichten eröffnet zu haben, Herder nach Darmstadt zu ziehen, und zwar als Hofprediger. Vgl. dazu Schauer II Nr. 137 S. 228; Nr. 140 S. 236 und Nr. 146 S. 253.

[2]) Vgl. Schauer II Nr. 152 S. 273. — Die Antwort Carolinens auf diesen Brief. Schauer irrt, wenn er in den Anmerkungen S. 442 meint,

das Professorat noch unbesetzt, u. von der Art, daß es ein andrer armer u. eben so guter oder bessrer Mensch, als Michaelis war, bekleiden könnte — es ist ein Dichter, hochgesch(ätzter) Fr(eund), den Sie ohne Zweifel, aus so Kleinem Sie ihn auch nur kennen, lieben werden, mein Fr(eund) Claudius.[1])

Es ist dies ein armer Mensch, u. dem Gott Amor seine Armuth (von außen wenigstens) noch sehr verschmälert hat: er hat voriges Jahr geheirathet u. wenig zu leben. Aber es ist ein Mensch, in dem eine Tiefe des Genies wohnet, der alles werden kann, der selbst eine Menge Sprachen hat, vom Griechischen bis zu Italienisch u. Spanisch, in neuern Sprachen geübt ist, denn er ist Sekretär ich weiß nicht mehr, bei welchem Hrn. gewesen, würde sich zu allem Appliciren: er sollte eben Prof. der Mathematik in Altona werden, als Bernstorf[2]) fiel. Außerdem (u. was mehr zur Nutzbarkeit einer Akademischen Stelle beiträgt, als man denkt) eine Seele, rein wie ein Silberton, der Keiner gezwungenen Mine, keines falschen Worts fähig ist, Demuth u. Resignation selbst, wo es nichts mehr als das ist, kann um des Guten willen, hungern u. wie Diogenes leben — ein großer Freund Klopstocks, der ihn sehr schätzt, u. dem er in Koppenhagen Musikdirektor und Schrittschuhläufer gewesen — jetzt nach allem — hungernder Wansbecker Bote!

Wie würde ich mich freuen, wenn ich das Gute dieses edlen Menschen machen könnte, u. er würde wahrhaftig das Gute seines Standes machen: da bin ich für seinen Karakter gut. Es war so ein süßer Gedanke mit, da ich hieher ging, daß — Und nun höre ich mir immer ins Haus regnen, wenn ich an ihn ge-

---

es handele sich um den Göttinger Orientalisten Joh. David Michaelis. Natürlich ist Johann Benjamin Michaelis (1746—72) gemeint, der eine Zeitlang Gleims Hausgenosse war.

[1]) Matthias Claudius, „der Wandsbecker Bote", der, allerdings erst 4 Jahre später, von April 1776 bis April 1777 in Darmstadt als Oberlandkommissar tätig war. Über seinen Aufenthalt in Darmstadt vgl. 'Briefe Goethes und der bedeutendsten Dichter seiner Zeit an Herder', hrsg. von Heinrich Düntzer und F. G. v. Herder. Frankfurt am Main 1858, S. 394 ff., insbesondere Nr. 25, 28, 29, 31—44, 46.

[2]) Im Jahre 1770 wurde Freiherr Joh. Hartwig Ernst von Bernstorff durch Struensee gestürzt.

denke u. rücke sorgsam mein Küssen[1]), wenn er mir auch nur im Traum einfällt. Daß doch im Tollhause der gelehrten Welt meist nur Leute zu Brot kommen, die Narren oder Dummköpfe, d. i. die Schriftsteller sind! u. das Genie u. wahre gute Herz muß immer darben.

Ich weiß, liebster Fr(eund), Sie lassen mich nicht noch bitten u. flehen: was Sie thun können, thut ein Mann, wie Sie, selbst.

Ich bin mit wahrer
u. so öftern Aufwallung
Ihr
gehorsamster
Herder.

den 30.[2]) Oct. 1772.

Ich lasse den Brief zum offenen Einschlusse, so komt er durch gute, glückl. Hand![3])

[außen:]
Hrn
Hrn Geheimde Rath.

Nr. 7.

Herder an A. P. von Hesse.

Ich begreife es selbst, mein hochgeschätzter, ewig verehrter Freund, daß mein langes Stillschweigen unartig u. mehr als das gewesen ist: aber was sollte ich schreiben?[4]) Von hieraus nichts Neues! von der lieben gelehrten Welt ziemlich abgesondert (u. es scheinen auch auf dem Parnaß die Wälder etwas zu ruhen) — was sollte ich einen Mann von Geschäften mit Worten stören, die er mir vergibt, die er nicht braucht, die Uns beiden nur zur Last wären.

Ein Blick, Gespräch u. Angesicht voll Wiedersehens u. Plans auf die Zukunft wird Uns hoffentlich über Alle das vergüten!

[1]) Kissen.

[2]) Der Brief lag Schauer II Nr. 148 S. 260 bei.

[3]) Carolinens Hand.

[4]) Herder hatte den Brief in Schauer II Nr. 194 S. 404 angekündigt. Vgl. auch Nr. 197 S. 409.

Ich freue mich darauf u. überhaupt auf die Freundschaft u. das ganze unaussprechliche Zusammenleben mit meiner Lina[1]) als auf die Wiedergeburt meines ganzen Wesens u. Lebens. Und Sie, bester Freund, weiß ich, wünschen mir tausendfach Glück dazu.

Ende Aprils hoffe ich da zuseyn. Und was ich für ein Leben noch so kurz und leider! zuletzt in einem Kreise derer hoffe, die ich jetzt in so neuem herzlichern Verstande die Meine Freunde nennen kann — das ist für mich ordentlich wie Wunsch der Jugend.

Ich bin mit ewiger Achtung, Freundschaft u. Ergebenheit

Herder.

den 10. April 1773.

[außen:] An den Hr. Geh. Rath.

Nr. 8.

Caroline Herder an A. P. von Hesse.

(Nach der Hochzeit 2. Mai 1773.)

Ich weiß nicht ob ich in der Betäubung meines Glücks in der Sie mich gesehen haben u. in der ich noch bin, Ihnen den Dank meines Herzens für alles alles das unzählbare Gute das mir aus Ihrem Herzen u. Ihrer Hand zugeflossen, so lebhaft habe zeigen können als es mein Herz gefühlt u. jetzt noch unendlich inniger rührender u. ewiger fühle als jemals — Sie nehmen kein Gewäsch von Danksagung von mir an, das ich auch nicht im stand bin mit meinen Thränen die ich jetzt weine, zu geben, aber mein Herz wird Sie ewig als meinen Wohlthäter, Vater u. Freund verehren und lieben. O könnte ich vor Gott alle die Belohnung für Ihre Grosmuth gegen mich erbeten die ich Ihnen doch niemals geben kann — könnte ich doch so manches unangenehme in meinem Betragen gegen Sie, auslöschen, u. an deren Stelle mein ganzes dankbares Herz hinsetzen, o Gott wie tröstend wäre dann für mich das Andenken der glücklichen Zeiten bey Ihnen u. meinen Geschwistern gelebt zu haben — glauben Sie gewiß liebster Herr Bruder — doch was sollen jetzt alle die Entschuldi-

[1]) Caroline Flachsland.

gungen, lassen Sie uns alles unangenehme vergessen u. das Band unsrer Freundschaft immer ewiger u. fester machen, u. mein Zutrauen, meine Liebe u. mein Gebet zu Gott für Sie mag dann allein mein Dank seyn.

Ich bin mit dem Trost u. der Zuversicht von Darmst(adt) gegangen daß Sie der Freund u. Tröster meiner treuen Schwester seyn werden, u. darauf ruht jetzt ein großer Theil meines Glücks — o ich hoffe ich hoffe daß keines des andern seine Glückseligkeit stören wird, u. ich erwarte Nachrichten des Lebens von Ihnen wie das Siegel meiner Zufriedenheit — u. so weiß ich, werden Ihnen meine Briefe seyn, die nie was anders sagen können als daß ich das glücklichste Weib auf Erden bin.

Drücken Sie Ihre Frau u. Kinder tausendmal für mich an Ihr Herz — wenn ich nicht bey Herder wäre so würde ichs schmerzhaft genug fühlen daß ich nicht mehr bey Ihnen bin. So hat denn einmal das Schicksal Süßes und bitteres in unsern Kelch gemischt — O vergessen u. verkennen Sie mich nicht liebster bester Herr Bruder ich kann Ihnen nichts mehr sagen ich habe den ganzen Brief in Thränen geschrieben ich umarme Sie mit meiner ewigen Liebe u. Dankbarkeit.

H.

[Bückeburg, 11. (?) Mai 1773.]

[außen:] An unsern Bruder Geheimerath.

Nr. 9.

Herder an A. P. von Hesse.

(Nach der Hochzeit 2. Mai 1773.)

Nehmen Sie, hochgeschätzter Freund und Bruder, allen den Dank für mich, für meine Lina, die doch jetzt ganz mein Ich ist, — für Alles, Alles Gute an, das Sie Ihr, mir, u. all den Ihrigen[1]) so vielfach erwiesen, auch so vielfach an, als er emp-

[1]) Den Verwandten Carolinens, Carolinens Mutter, einer geb. Mauritii, Sigmund Flachsland, Carolinens älterem Bruder, Ferdinand Maximilian Flachsland, Carolinens jüngerem Bruder, und der unglücklichen Ernestine Rosine Goll-Flachsland, Carolinens ältester Schwester.

funden werden muß, u. eben deßhalb nicht gesagt werden kann. Der Himmel hatte Sie zum Mittel ersehen, daß Lina mir wurde: Ihr Haus u. Schatte war gleichsam die Frülingslaube, worinn wir Uns einander von so fernen Orten her fanden — und wenn wir glücklich sind, wenn ich den Einzigen u. Ewigen Wunsch meiner Seele erfüllt sehe, meine Lina in ihrer Engelsnatur so frei u. ganz u. voll, wie sie sich in der Schöpfung fühlen sollte, zu genießen — o bester Mann, so müssen Sie doch alsdenn ich weiß nicht, welchen Antheil des Glücks mitfühlen, eben weil es Uns durch Sie ward, weil ich aus Ihren Armen Lina empfing u. weil Sie doch der Baum sind, an den sich die dortigen Unsren stützen, lehnen, sich umschlingen — was soll ich sagen? Mein Gott, welch ein Glück müßts seyn, sich zwei abgetrennte Zweige Eines Baums, Einer Familie gedenken, die so abgetrennt, doch beide glücklich sind, sich einander mit den Nachrichten u. wechselseitigem Gefühl ihrer Zufriedenheit erfreuen, aufrichten, stärken — ich lebe ganz in der Hoffnung dieser großen, Einzigen Glückseligkeit: ohne die ich mich auch aus Welt u. Himmel jetzt hinauswünschen wollte, weil für mich doch nun sonst kein Himmel seyn würde. Noch sind wir ganz Zerstreuung u. Betäubung. Eine so gewaltsame Trennung von allen denen, mit denen sie zusammengeschlungen war, die Reise, vieles Gehen zu Fuß, in den 2 letzten Tagen Hitze, u. denn jetzt die Fremde u. neue Ansicht auf alle Bilder dieser Westphälischen Natur — das macht immer die Ersten Tage zu Betäubung u. — zu Schlaf, wo sich Eins durchs andre erholt, obgleich beide im Grunde Eins sind. Die erste Heitre unsrer Augen u. Seelen soll dem Reisejournal gewidmet seyn, dem sie alsdenn, theurester Freund, ein Plätzchen etwa in einem Maurwinkel Ihres Busenberges[1]) gönnen werden, wo es verschlossen liege und nach hundert Jahren unter den Trümmern desselben es etwa Jemand finde. Daß Sie, u. das An-

[1]) Anhöhe östlich von Darmstadt, die heutige Rosenhöhe. Dort besaß Hesse einen Garten, in dem sich als Gartenhaus, der Sitte der Zeit gemäß, eine künstliche Ruine befunden zu haben scheint. Diese Ruine hieß im Freundeskreise die „Altenburg“. Herder benutzte den Namen, wie ich vermute, als falschen Druckort seiner ersten Volksliedersammlung 1774.

denken des Kreises um Sie auch darunter war, werden Sie uns zutrauen, u. der letzte Schauer des Abschiedes, der Sie ergrif, ist noch vor mir. Gott helfe uns Allen einmal wieder zusammen nach so Vielem, Vielem, was sich in der Zeit entwickeln wird, muß das Wiedersehen mehr als Morgenröthe, Erwachen in ein neues Leben seyn: ob ich mir gleich auch dies entfernte Zwischenleben hier u. dort nur als Ein Leben gedenke.

Leben Sie wohl, theurer, bester Mann, gegen den ich mehr Hochachtung habe, als ichs je habe äußern können; mehr Dankbarkeit als — wollte ich sagen, als ichs je erwiedern kann — aber ich sags nicht, weil Gutthaten allemal von Ältern auf Jüngere unerwiedert bleiben u. bleiben müssen. Ich bin mit ewiger Ergebenheit des Herzens

Ihr

Herder.

[Bückeburg, den 11. (?) Mai 1773.]

P. S. Von alten Romanzen ist das Lied

1. vom Grafen Falkenstein[1])
2. vom Pfalzgrafen
3. vom eifersüchtigen Knaben: Es stehen 3 Stern
4. vom Zimmergesellen
5. vom Lindenschmit
6. vom braun Ännel
7. vom Grafen Friedrich
8. vom plauderhaften Knaben

in Herrn Goethe Händen, u. sollte Eins oder Anderes nicht seyn, so bitte nur um Einen Wink zur Abschrift. Wir haben auf unsrer

---

[1]) 1. Suphan XXV S. 76 und 251 und Max Morris 'Der junge Goethe' II S. 62/63.

2. Suphan XXV S. 107 und Morris II S. 64—67.
3. Suphan XXV S. 146 f. und Morris II S. 67/68.
4. Morris II S. 72—74.
5. Morris II S. 74—76.
6. Morris II S. 80/81.
7. Suphan XXV S. 108 f. und Morris II S. 76—80.
8. Morris II S. 81—83.

Reise viel Anstößze gemacht, mehrere zu bekommen, die wir denn alle treulichst übersenden: 3 erhaschte Stücke machen hier schon den Anfang:

[2. Blatt abgeschnitten.]

Nr. 10.

Herder an A. P. von Hesse.

Ob ich gleich, hochgeschätzter Freund, eigentlich Nichts zu schreiben weiß[1]), so finde ichs doch gut, wenigstens Bahn der Freundschaft offen zu halten, meiner Lina zu folgen, u. — Nichts zu schreiben, — alsdaß mir von Wien aus Ritter Glucks Kompositionen von Klopstocks einigen Oden zum Exempel der Allgegenwart, des deutschen Mädchens, ja der ganzen Hermanns Schlacht so gerühmt worden[2]), u. daß, da ich Hoffnung habe, wenigstens Einiges davon zu erhalten, ich bald damit einzukommen gedenke. Vor der Hand bitte ich angelegentlichst, daß wenn der ehemalige Herausgeber[3]) Klopstocks gegenwärtig zu seiner Subscription[4]) Etwas thun könnte u. wollte, solches bestmöglichst wenigstens in dortigen Gegenden geschähe, da ich aus den hiesigen Klopst(ock) noch nur mit Einer Zeile zu antworten, mich geschämet.

Wenn ich Ihrem Busenberge[5]), dem ich viel Heil u. Vergnügen wünsche, einmal mit dem Heldenbuch, dem Sachsen-

---

[1]) Der Brief dürfte um den 20. Mai 1773 geschrieben sein. Klopstocks Aufforderung an Herder, etwas für die Subskription zu tun, stammt vom 4. Mai 1773. Herder weiß nichts zu schreiben, da er erst am 11. (?) Mai geschrieben hatte. (Nr. 9 dieser Sammlung.)

[2]) Gluck vertonte 8 Oden seines verehrten Dichters Klopstock. Die Vertonung der 'Hermannsschlacht' beschäftigte ihn viele Jahre. Sie sollte sein Werk krönen. Ein deutscher Stoff sollte seinem Meisterwerk als Vorwurf dienen. Er trug die Komposition fertig im Kopf, die Niederschrift vereitelte sein Tod. (Vgl. 'Deutsche Nationalliteratur. Histor. krit. Ausg.' hrsg. von Jos. Kürschner, Bd. 48 S. 38/39.)

[3]) Nämlich Hesse.

[4]) Es handelt sich um Klopstocks 'Deutsche Gelehrtenrepublik'.

[5]) Vgl. Nr. 9 dieser Sammlung.

spiegel und sonst alten Ritterchroniken u. Stadtgeschichten[1]) auf warten kann, so werds mit Freuden deponiren.

Bitte unsrer in der Westphälischen Heide nicht zu vergessen, u. falls in der Trümmer des Busenbergs auch etwa eine alte heilige Kapelle der Freundschaft mit Meßaltar u. Reliquien gefunden werden sollte, daselbst fleißig unsrer armen Seele eingedenk zu seyn, Amen.

Herder.

[Bückeburg, d. 20. (?) Mai 1773.]

[außen:] à Monsieur Hesse Conseiller.

Nr. 11.

Herder an Sigmund Flachsland.

Sie bekommen hier, mein liebster Herr!!! Bruder Einen Aufsatz von Klopstock[2]), der Nichts weniger zum Zweck hat, als das ganze Buchhändlerwesen in Deutschland zu stürzen u. Gewinst u. Besitz der Schriften den Autoren in die Hände zu spielen — schöner Traum! indes geht er doch damit Einmal um, u. es fehlt ihm in Darmstadt an irgend Einer Hand, die zu seinem künftigen Werk „Allgemeine Gesetze des Reichs der Gelehrsamkeit"[3]) Kollekteurs, Subscribenten — was weiß ich mehr? werde videbis.

Wollen Sie sich darin mischen? Oder ists ein andrer ders dort

[1]) Klopstock und Lessing waren die großen Vorkämpfer der wissenschaftlichen Entdeckung und dichterischen Wiederbelebung der deutschen Vorzeit.

[2]) Der Aufsatz, ein Zirkular, das am 4. Mai 1773 von Klopstock an Herder abgeschickt wurde, befindet sich im Hesse-Schleiermacherschen Familienarchiv.

[3]) Es handelt sich um die Schrift 'Die deutsche Gelehrtenrepublik, ihre Einrichtung, ihre Gesetze, Geschichte des letzten Landtags . . .', die 1774 erschien. Über die Zusammenhänge zwischen der 'Gelehrtenrepublik' und der 'Hermannsschlacht' vgl. 'Deutsche Nationalliteratur. Histor. kritische Ausgabe'. Hrsg. von Jos. Kürschner, Bd. 48 S. 3—44, insbesondere 41 f. von Richard Hamel.

treibe? — Alles Unziemliche u. nichtige im Projekt sehen Wir so gut ein als Sie Herr! Bruder — aber ist doch Klopstock.

Lina sagt, das sei so, als auf ein ungebohrnes Kind Gevatter bitten — u. wenns nun Todt auf die Welt komt, wie dem Mohren in Pirmasenz, der den Landgrafen auch zu früh zum Gevatter bat. Aber doch Klopstock! Mit aller Brüderlichen!!! Hochachtung verharrend

Herder.

[Bückeburg, 20. (?) Mai 1773.]

[außen:] An meinen Bruder Sigmund.

Nr. 12.

Herder an A. P. von Hesse.

Ich muß wieder mit einer Bitte erscheinen — denn was kann ein Landpriester in Westphalen anders als bitten? —

Der Ruf von Sr. Durchl. Durchlauchtigstem Exercierhause[1]) in Darmstadt, Höchstdesselben Bauart, Form, Gestalt, Zurichtung u. dgl. ist so groß und in aller Welt berühmt, daß auch hier schon ohne mich sein Name erschollen. Und kurz, Se. Durchl. mein Herr[2]) wünschen äußerst eine kleine Nachricht, Beschreibung, oder etwa Zeichnung im Aufrisse davon zu sehen, darum ich ihm also auch versprochen, mich darum zu bemühen, u. den Hrn. Geh. R. darum zu bitten. Er verbindet seine Bitte mit der meinigen, und da es Ihnen, Hochgeschätzter Herr Bruder, leicht

---

[1]) Es handelt sich um das 1772 vollendete, von Johann Martin Schuhknecht erbaute Exerzierhaus (später Zeughaus), das 1892 abgerissen wurde und an dessen Stelle heute das 1906 von Alfred Messel geschaffene Landesmuseum steht. Die kühne Dachkonstruktion des darmstädter Exerzierhauses war ein seinerzeit vielbewundertes Meisterwerk. Vgl. mein Buch 'Aus Darmstadts Vergangenheit' S. 122 f. und die 'Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg bis zum Jahre 1806' von Leopold von Ranke 1877, 1. Bd. S. 24.

[2]) Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe, portugiesischer Feldmarschall, Gründer des Forts Wilhelmstein im Steinhuder Meer und einer berühmten Kriegsschule, der u. a. Scharnhorst seine Bildung verdankt.

ist so Etwas dem Werkmeister[1]) mit Einem Wink einzuknüpfen, so bin ich schon so in der Zuversicht zu Ihrer Güte, daß ich baldigst Überkunft eines Dinges träume, was Riß, Aufriß, kleine Beschreibung heißt, u. wofür ich also schon zum Voraus mit einem großen Komplimente danke.

Die beiden Geschenke Ihrer Hand, Rosa[2]) u. Teniers[3]) hingen in unserm Sommerschlafzimmer: der Liebe Gott, mit Adam u. Eva[4]), wo wir jetzt schlafen: hoffen auch, er wird sich besser halten, als Rosa u. Teniers, Teniers u. Rosa.

Daß es um Altenburg[5]) so lustig hergangen hat uns sehr erfreuet: ich wollte die Landbacchanale mit der Burg im Mondschein gemahlt sehen. Ließen Sie sie so dann stechen, so zahle ich mit darauf. Wir haben hier auch Mondschein: er scheint aber nur auf nordische Haine, Gebürg und feierliche Gärten um unsre Wohnung, u. Tanz und Freudegewühl schweigt. — Ist auch wohl gut; denn sonst gibts manche Hauskindtaufen mehr, die man gern auch entbehret.

Ich hoffe nächstens etwas für Altenburg zu schicken, was jetzt unter Druckers Stempel ist. An unsrer Frau Schwester Liebden u. Täubchen zart viele Empfehlung den kleinen Concertmeister, Tänzerin[6]) u. s. w. mit eingeschlossen.

Mit inniger Empfehlung u. Hoffnung Wiedersehens

Herder.

[Bückeburg, wohl Ende Mai 1773.]

---

[1]) Joh. Martin Schuhknecht.

[2]) Wohl Sisto Rosa, genannt Badalochio, dessen Radierungen biblischer Darstellungen Raffaels und Correggios bekannt waren.

[3]) Vermutlich David Teniers, der Jüngere (1610—1690), ein flämischer Maler, oder eine Nachahmung.

[4]) Es kann sich um eine Darstellung der Erschaffung Evas und um ein Bild des Sündenfalls handeln. Die Angabe ist zu unbestimmt. Beide Vorwürfe sind oft gemalt worden.

[5]) Vgl. Brief Nr. 9, S. 142 Anm. 1.

[6]) Friederike von Hesse, geb. Flachsland, und ihre Kinder Ernst, geb. 1762, später Violinist und Konzertmeister, und Henriette, geb. 1764.

Nr. 13.

Caroline Herder an ihre Nichte Henriette von Hesse.

Bückeburg den 5t. August 1775.

Eben schickt mir die Jungf. Frank[1]) von Hannover meinen weisen Mantel, Handschuh u. ein Stück von der grauen Bequesche das ich aber hier wieder zurückschicke, weil die ganze Beq(uesche) noch bei Euch im Wandschrank liegt und mord 'oree[2]) gefärbt werden soll. Helfe es auch besorgen liebes Mädchen u(nd) daß sie bald fertig wird. Wir sind noch nicht in Ordnung u(nd) mein Gottfried[3]) hustet Nachts noch immer, er braucht Arznei, die aber langsam würket — Gott gebe uns Gedult.

Mit der Gesundheit Deiner Mutter[4]) gehet es besser Gott sei Dank — ich würde mit Wehmuth an sie gedenken wenn ich nicht wüßte daß Du ihre Gesellschaft u(nd) Aufheitrung jetzo seyn kannst u(nd) es bist — Laß Dir keine Mühe u. Arbeit verdrüßen liebes Mädchen, denke daß es Gott vorzüglich versprochen hat zu belohnen was Kinder ihren Eltern thun. Laß auch nicht eher ab liebe Henriette bis Du die Haushaltung, Nähen und Flicken gelernt hast. In Deinem Alter wird einem alles leicht zu lernen u(nd) Du hast zu Allem Geschicklichkeit, es kommt blos darauf an, daß Du anhaltenden Fleiß dazu hast, u(nd) dazu zwinge Dich lieber die ersten Wochen bis der Fleiß Dir zur Gewohnheit geworden. Arbeit haltet auch von viel müßigen Gedanken ab u(nd) Deine blühende Jugend muß in Unschuld dahin gehen damit Du einmal gute Früchte davon einerndest, daran wirst Du einmal gedenken liebes Mädchen wenn Du in meinen Stand kommst. — Recht gerne wäre ich immer um Dich, ich habe Dich diesesmal[5]) herzinniglich lieb gewonnen, schenke u(nd) vertraue mir

[1]) Freundin der Familie von Hesse. Ihre Silhouette findet sich (Nr. 49) in dem Hesseschen Silhouettenbuch des Herrn Major von Hesse-Potsdam.

[2]) mordoré = goldkäferfarbig.

[3]) Wohl der 1774 geborene älteste Sohn Wilhelm Gottfried.

[4]) Friederike von Hesse, geb. Flachsland, geb. 1744, gest. 8. März 1801 zu Darmstadt.

[5]) Johann Gottfried Herder und seine Gemahlin Caroline waren im Juli 1775 in Darmstadt zu Besuch gewesen.

doch Dein ganzes Herz, siehe ich bitte Dich recht darum. Mache doch ja, daß wir Dein Portrait bekommen, Dein Vater darf es Dir nicht abschlagen, ich muß es haben.

Deine Eltern küsse für uns u(nd) an den Ernst[1]) u(nd) H(errn) Ober[2]) viel Gutes.

Sage an die liebe Mad(a)me Merk[3]), sie hätte es recht schön gemacht daß sie H(errn) Merk ein Mädchen[4]) geschenkt hätte zur Vergeltung daß er uns begleitet hat — ich dankte ihr dafür u(nd) wir hätten ihr ganz Haus lieb.

Adieu, Adieu, ich kann in den ersten 4 Wochen nicht wieder schreiben so viel Arbeit habe ich gefunden. Schreibe mir bald u(nd) umständlich wie es gehet u(nd) stehet wenn Du auch 8 Tage am Brief schreibest.

Die Hanliesbeth u(nd) Lieschen[5]) grüße tausendmal

H.

Nr. 14.

Herder an Henriette von Hesse.

Nachschrift an einen Brief von Caroline Herder (Brief Nr. 13).

[Bückeburg, den 5. August 1775.]

Hier, liebes, unschuldiges Mädchen sind ein paar Romanzen: ich kann mit mehr aufwarten, wenn Sie Ihr Stricken u. Flicken u. Haushalten mit Romanzenlesen abwechseln wollen. Aber ja nur Abwechseln. Schreiben Sie nur, was Sie machen, Ihre Mutter macht, u. das bald u. hübsch ausführlich. Der Briefwechsel mit Uns ist Ihnen 1/4 so gut, als der Briefwechsel mit einem Liebhaber, wenigstens ists Vorbereitung. Ihr Bild ist unser! Das müssen Sie ausrichten. Grüßen Sie den Herrn Geh.

---

[1]) Henriettes Bruder Ernst.

[2]) Wahrscheinlich der Student der Theologie Gottfried Heinrich Ober, der 1751 in Darmstadt geboren wurde als Sohn eines Schwertfegers und 1771 die Universität Gießen bezog. Von 1782 bis zu seinem Tode 1810 wirkte er in Raunheim, zuerst als Adjunkt, dann als Pfarrer.

[3]) Luise Franziska Merck, geb. Charbonnier, die Gemahlin des Kriegsrats J. H. Merck, geb. 1743 in Morges, gest. 1810 in Darmstadt.

[4]) Franziska Charlotte, geb. 25. Juli 1775, gest. 26. Oktober 1776.

[5]) Wohl Dienstboten im Hesseschen Hause.

Rath[1]) von uns allen, u. danken nochmals für alle erwiesene — — -- Der Herr Johann von Morungen[2]) hat den Herrn von Falkenstein[3]) abgeschrieben, um auch zu erscheinen. Lebe wohl, liebes Mädchen, und schlaf nicht so lange.

H.

Nr. 15.

Herder an Henriette Schleiermacher-v. Hesse.

Liebe artige Frau Nichte,

Ihre alte Frau Tante[4]) ist vorigen Dienstag den 11. Decemb. mit ihrem 6ten Sohn[5]) glücklich niedergekommen, der gestern den Namen Karl Ferdinand Alfred erhalten hat, und wir haben uns dabei die Freiheit genommen, Sie als Pathin dieses Kindes mit aufschreiben zu lassen, so wie ich Sie hiedurch zu unsrer Frau Gevatterin aufs beste u. schönste erbitte. Der Knabe hat hier zwei so artige, gute Pathinnen gehabt, er führt sich auch so still u. hübsch auf, daß er wohl verdient, daß Sie seine Pathin werden u. ihm zu seiner Lebensbahn Ihre gute Wünsche auch mittheilen. Er verspricht, Ihnen u. uns viel Freude zu machen: denn es ist ein feiner schwarzköpfiger Knabe, der seinem Vater sehr gleich sieht. Nehmen Sie also unsere Gevatterschaft gut u. schwesterlich auf, so wie wir wissen, daß Sie an uns freundschaftlichen Antheil nehmen.

Meine Frau befindet sich Gottlob recht wohl — Sie fürchtete sich vor der Niederkunft, die aber eben so glücklich als unvermuthet kam, und über die wir beide wie neugebohren sind.

Empfehlen Sie mich Ihrem Schleiermacher[6]) aufs schönste u.

---

[1]) Andreas Peter von Hesse, Henriettens Vater.

[2]) Herder selbst: er nennt sich scherzhaft von Morungen, da er in Mohrungen in Ostpreußen geboren war.

[3]) „Es reit der Herr von Falkenstein", vgl. Herders Sämmtliche Werke, hrsg. von Bernhard Suphan, Bd. XXV S. 76 und 251.

[4]) Caroline Herder, geb. Flachsland.

[5]) Das Kind starb bereits nach einigen Monaten.

[6]) Ernst Christian Friedrich Adam Schleiermacher, der hochverdiente Kabinettssekretär des Großherzogs Ludewig I., geb. 18. Januar 1755 zu Alsfeld, gest. 20. April 1844 zu Darmstadt.

beste, obwohl unbekannter Weise u. geben Ihrer Frau Mutter davon in unserm Namen Nachricht. Inliegenden Gevatterbrief bitte ich gleichfalls gütig zu besorgen. Lebt wohl, liebes junges Paar, mit Eurem Knäblein[1]), u. genießt Eurer Jugend mit Liebe u. Freude. Meine Frau sagt Ihnen das Beste u. Schönste; so wie ich mit den besten Wünschen für Ihr Wohl verharre

Herder.

Weimar 14. Dec. 87.

[1]) Andreas August Ernst Schleiermacher, der spätere erste Direktor der Hofbibliothek, geb. 6. Februar 1787 zu Darmstadt, gest. 13. August 1858 zu Auerbach. Vgl. Allgem. Deutsche Biographie, 31 S. 421. Es ist nicht anzunehmen, daß der 1785 geborene Louis gemeint ist.

Goetheverehrung der Goethezeit

Mitgeteilt von Max Hecker (Weimar)

Sechs Stimmen erklingen hier aus dem vollen Chore der Verehrung und Bewunderung, der seit dem Beginn des zweiten Jahrzehnts des neuen Jahrhunderts in immer mächtigeren Tonwogen um Goethe laut geworden ist. Die lärmende Begeisterung, die vor Zeiten den Dichter des 'Götz' und 'Werther' umjauchzt hatte, heftig befehdet von wohlmeinenden Vertretern nüchterner Aufklärung, war nach schnell verrauschten, aufgeregten Jahren des Sturmes und Dranges zur Ruhe gekommen, die edel-harmonischen Gestalten der 'Iphigenie' und des 'Tasso' hatten in ihrer verklärten Seelenhaltung nur die kühle Achtung einer enttäuschten Lesewelt geweckt, der Schöpfer des 'Faust' tritt endlich mit mächtigem Königsschritte die Herrschaft im Reich der deutschen Dichtung an. Im Jahre 1808 erscheint der Erste Teil des 'Faust'; die unwiderstehliche Macht dieses ewigen Werkes einigt zum ersten Male alle Geister und Seelen zu einmütiger Huldigung. Wenig mehr denn zehn Jahre später, 1819, wird der Achtundzwanzigste August zum ersten Male in weiten Kreisen festlich begangen: Goethe ist fest hineingewachsen in das Bewußtsein seines Volkes als der Träger erhabenster Dichterwürde. Immer höher steigt nun der Strom der ehrfürchtigen Liebe an, auf den der Alternde mit gelassener Genugtuung herniederschaut; sein Zimmer wird nicht leer von Gästen, die den Strahl seines Auges, die Weisheit seines Mundes suchen, seine Sammlungen füllen sich mit den Gaben der Verehrung, seine Briefmappen mit den Blättern der Dankbarkeit. Er sieht die Saat seines Lebens aufsprießen; sie wächst ihm auch entgegen aus den Zeugnissen, die wir hier vereinigt haben. Es ist nicht die Bekundung zudringlicher Schönrednerei, die ihm in ihnen entgegenkommt; diese sechs Männer, so verschieden an Alter, Wesen und Schicksal, werden getragen von einem sittlichen Verlangen, sich den Zugang zu dem innersten Heiligtum der Dichtung zu eröffnen, sie ringen mit Ernst und Ausdauer um tiefstes Verständnis. Ihre Liebe ist kein müßiges Wohlgefallen, es ist eine *tätige* Liebe, die nicht nur nehmen, die auch geben will. Ihre Briefe führen hinein in die Anfänge der *Goethe-Wissenschaft*, die, wie sie einer höchsten Ausprägung des Menschengeistes gilt, Wert und Bedeutung besitzt wie nur irgendeine Erforschung der belebten und unbelebten Natur.

I. Karl Ludwig Kannegießer.

Prenzlau, den 21. November 1820.

Sie finden, hochverehrter Mann, in den beiliegenden Blättern einen Versuch, eines Ihrer schwierigeren Gedichte zu erklären, und ich hege das Vertrauen, daß Sie ihn, so mangelhaft er auch sein mag, eines Blickes würdigen werden. Wollten Sie mir einige Zeilen darauf erwidern, um mich zu belehren, wo ich Sie mißverstanden habe und ob ich in der Art und Weise der Erklärung auf dem rechten Wege sei oder nicht, so würden Sie mir einen ungemeinen Gefallen erzeigen und eine stolze Freude verursachen. Denn ich habe Lust, diese Beschäftigung fortzusetzen und zwar zunächst mit mehreren Ihrer Gedichte, besonders der „vermischten"[1]), aber auch einiger Lieder und Romanzen, sodann mit Schiller und Klopstock. Ich empfinde dabei ein großes Vergnügen und bin der Meinung, daß den Freunden und Verehrern der deutschen Musen auch damit gedient sein werde; aber ich bemerke auch, wie sehr ich mich dabei in Acht nehmen muß, nicht zu weitläuftig oder gar weitschweifig zu werden, wie es mir z. B. bei der köstlichen Fabel 'Adler und Taube' ergangen ist. Daß ich dabei Sie immer mehr bewundre und liebe, darf ich Ihnen wohl sagen; denn es ist darin auch kein Buchstabe Schmeichelei. Ich habe nie die Herrlichkeit der Poesie so empfunden wie bei dieser Erforschung. Über einige Ihrer Gedichte, z. B. 'Weltseele' und 'Dithyrambe'[2]), bin ich noch nicht im Klaren, sowie über einzelne Stellen in andern. Und wiederum bei andern fürchte ich die alte Schwiegermutter Weisheit gegen das zarte Seelchen des Gedichts zu spielen.[3]) Nehmen Sie sich meines Bestrebens aufrichtigst und freundlichst an!

Kannegießer.

[1]) Die 'Vermischten Gedichte' in der 1. Cottaschen Ausgabe im ersten Bande, in der 2. im zweiten.

[2]) Gemeint ist 'Wandrers Sturmlied'.

[3]) 'Meine Göttin', Vers 67—70.

Am 25. November 1820 bemerkt Goethe in seinem Tagebuch: „Brief von Kannegießer aus Prenzlau und Auslegung meiner 'Harzreise im Winter'." Dann wieder am 2. März 1821: „Kannegießers 'Harzreise'" und „Kannegießers Entwicklung der 'Harzreise'"; am 11. März: „'Harzreise' ausgelegt von Dr. Kannegießer zu Prenzlau"; am 12. März: „Kannegießers 'Harzreise' durchgesehen."

Karl Friedrich Ludwig Kannegießer (1781—1864) hatte in Halle Theologie und Philosophie studiert und dann während der Jahre 1805 und 1806 in Weimar als amtloser Gelehrter seinen literarischen Neigungen gelebt. Zu Goethe ist er in kein persönliches Verhältnis getreten; doch hat er zu den jungen Männern gehört, die in der Nacht vom 11. bis 12. Mai 1805 Schiller zu Grabe getragen haben. Er wendete sich dem Schuldienst zu, wurde 1811 Prorektor und 1814 Rektor des Gymnasiums zu Prenzlau, 1822 Gymnasialdirektor in Breslau. Den Schluß seines Lebens hat er von 1843 an in Berlin verbracht. Sein Verdienst liegt in seiner Übersetzertätigkeit: er hat Dante, Silvio Pellico und Giacomo Leopardi ins Deutsche übertragen, Beaumont-Fletchers Dramen, Chaucers Erzählungen, Byrons Gedichte, Scotts Versepen; auch dem Griechischen, Lateinischen, Französischen, Provenzalischen, Dänischen, Polnischen hat er Wertvolles abgewonnen. Nebenher ging eine lebhafte Dichtung eigener Erfindung in Dramen und Gedichten, die indessen nichts Bleibendes gezeitigt hat. Außer der 'Harzreise' hat er der 'Zueignung' (1835) und zahlreichen anderen Gedichten Goethes seine Aufmerksamkeit zugewendet ('Vorträge über eine Auswahl von Goethes lyrischen Gedichten, gehalten an der Universität zu Breslau', Breslau 1835).

Die Schrift über die 'Harzreise' (ihr Titel lautet: 'Über Goethes Harzreise im Winter als Probe einer Erklärung auserlesener deutscher Gedichte', Prenzlau, 1820) hat den Dichter zu eingehender Auslegung seines Gedichtes veranlaßt ('Über Kunst und Alterthum', dritten Bandes zweites Heft, 1821, S. 43—59); hier gibt er seiner Bewunderung darüber Ausdruck: „daß mein sinniger Ausleger, dem die wunderlichen Besonderheiten jenes Winterzuges keineswegs bekannt sein konnten, dennoch, durch wenige Andeutungen geleitet, die Eigenheiten des Verhältnisses, die Wesenheit des Zustandes und den Sinn des obwaltenden Gefühls durchdringlich erkannt und ausgesprochen" (Werke Bd. 41 I, S. 328—339).

II. Bernhard Rudolf Abeken.

Hochverehrter Herr Geheime Rath!

Lange habe ich bei mir angestanden, ob ich diese Zeilen Ew. Excellenz senden solle, indem die Besorgniß, es möge scheinen,

daß irgend eine Nebenabsicht mich triebe, mich zurückhielt. Ein Wort in Ihrer Zeitschrift 'Über Kunst und Alterthum', an die gerichtet, die auch an Sie sich zu wenden gewagt[1]), giebt mir Vertrauen; ich werde, dieses freundliche Wort innigst beherzigend, nicht als ein solcher erscheinen, der, zudringlich, eine Antwort von so verehrter Hand erwartet.

Der Gegenstand meines Schreibens an Ew. Excellenz ist eine Bitte, deren Erfüllung nicht allein mich, sondern gewiß viele mit mir hoch erfreuen würde. Wir besitzen ein Werk von Ihnen, das mir, seit ich mich mit Betrachtung desselben beschäftigte, immer als eins der vollkommensten unsrer Literatur vorgekommen ist: 'Die natürliche Tochter'. Der neue und einzige Gedanke, ein Wesen darzustellen, in welchem die höchste sittliche Größe mit jeglicher Bildung, die die Welt zu geben vermag, sich vereint, die Kunst, mit der dieser Gedanke zur Wirklichkeit geworden, mit der wir auf einen Schauplatz, in eine Welt versetzt werden, die uns so nahe liegt, die doch so ideal gehalten ist, die harmonische Zusammenwirkung der verschiedensten interessantesten Charaktere, unter denen der einzige Mönch zeigen und lehren kann, wie der wahre Dichter einen gegebenen Charakter behandelt, der Wohllaut der Verse, die seit Sophokles nicht wohllautender gedichtet sind, dies alles, einzeln und in seinem Zusammenklang, ist es, was mir, und sicherlich hunderten mit mir, jenes Werk so unendlich theuer macht. Das wird es, so wie es vor uns liegt, auch ewig bleiben. Und doch sind die, die die Größe desselben erkennen, wohl nicht zu tadeln, wenn sie, in dem Gedanken, dieses Drama habe eine Trilogie werden sollen, über das Gegebene hinausgehn und sich denken, welches Inhalts wohl das Folgende habe seyn sollen. Eine solche Beschäftigung, wie erfreulich sie ist, erzeugt nur zu lebendig den Wunsch, der, der hier eigentlich allein sprechen kann, möge sich vernehmen lassen,

---

[1]) 'Erklärung und Bitte' ('Über Kunst und Alterthum', dritten Bandes zweites Heft, 1821, S. 186 [Werke Bd. 41^{I}, S. 350]). Hier verspricht Goethe, Anfragen und Sendungen, auf die persönlich zu antworten er nicht imstande sei, gelegentlich in den Heften von 'Kunst und Alterthum' zu erledigen.

und hier ist es, wo meine Bitte hervorzutreten wagt. Sie haben sich seit einer Reihe von Jahren so gütig über manches Ihrer Werke gegen das Publicum geäußert, die Verehrer Ihrer Schriften haben in diesen Äußerungen die wohlthätigste Aufklärung, den schönsten Genuß gefunden — möchten Sie nicht auch über die 'Natürliche Tochter' einiges mittheilen? möchten Sie nicht den Entwurf, den Plan des Ganzen dem Publicum vorlegen?

Ich fühle es wohl, daß meine Bitte kühn ist. Ew. Excellenz können ja Gründe gehabt haben, das unternommene Werk in jeder Hinsicht ruhen zu lassen. Dennoch konnte ich den ausgesprochenen lebhaftesten Wunsch nicht unterdrücken und hoffe deßhalb Verzeihung. Dieses Schauspiel hat mich unsäglich glücklich gemacht. In heitern und trüben Stunden hat es mich erhoben, und selbst in sehr bitteren versagte mir seine Kraft nicht; wie denn Eugeniens Unterredung mit dem Mönche und das darauf Folgende mir zum öftern die Gewalt der Kunst offenbart hat, die dem Menschen „auf das mildeste das Maaß zeigt, nach dem und zu dem er geschaffen ist", und die in eine Region zu erheben weiß, wo das Vergängliche uns nichts anzuhaben vermag.

Ein solches Gefühl erzeugt natürlich eine Stimmung und Gesinnung, die ich ausdrücken möchte, indem ich mich nenne

Ew. Excellenz

ehrfurchtsvollsten, dankbarsten Diener

Osnabrück, den 19. October 1822. B. R. Abeken.

Bernhard Rudolf Abeken (1780—1866), Theologe und Philologe, der Herausgeber Justus Mösers, war schon als Jenaer Student, dann in den Jahren 1808—1810 in Weimar, da er im Hause Charlottens v. Schiller als Lehrer ihrer Söhne tätig war, mit Goethe in Berührung gekommen. Nach fünfjähriger Tätigkeit am Gymnasium in Rudolstadt wurde er 1815 an das Domgymnasium seiner Vaterstadt Osnabrück berufen, das er von 1841—1863 als Direktor geleitet hat. Ein geistreicher und geschmackvoller Schriftsteller und Rezensent, hat er eine vielseitige Tätigkeit entfaltet; seine Besprechung der Gries'schen Calderon-Übersetzung hat Goethes fast verdrießliche Bewunderung auf

sich gezogen, der (in einem Briefe an Frommann vom 18. März 1817) klagt, der Rezensent habe ihm vorweggenommen, was er selbst über den 'Wundertätigen Magus' zu sagen gesonnen gewesen sei. Der Mittelpunkt seiner Geschmacks- und Kunstwelt ist Goethe geblieben; sein warmherziges Buch: 'Goethe in meinem Leben', von Adolf Heuermann aus dem Nachlaß veröffentlicht, gibt Kunde seines innigen Verhältnisses zu dem verehrten Dichter, das sich zwar nach außen hin, in Briefen und Besuchen, nur spärlich äußert, um so kräftiger aber nach innen hin in stets erneutem Goethestudium. Daß vor allem die 'Natürliche Tochter' ihm sogleich Gegenstand besonderer Liebe geworden ist, zeigen seine Briefe an den Freund Heinrich Voß; noch im Jahre 1857 hat er in einem Aufsatz des 'Weimarischen Sonntagsblattes' (Nr. 29 vom 19. Juli) Einspruch erhoben gegen Ludwig Ferdinand Hubers oberflächliches Urteil: „Marmorglatt und marmorkalt."

III. Alfred Nicolovius.

Glückwünschend nahe ich mich Ihnen heute, innigst geliebter und verehrter Oheim! und alles Gute und Schöne für Sie erflehend. Tief gerührt durch Ihre Theilnahme feiere ich Ihr Geburtsfest als das schönste und einflußreichste für mich. So wage ich es denn auch, ein Liebesopfer zu dem erfreulichsten Tage Ihnen darzubringen und ein Werk ergebenst zu überreichen, welches meine Pietät für Sie, gefeierter Oheim! auch öffentlich beurkunden soll.

War seit mehreren Jahren in freien Stunden das Studium Ihrer mannichfaltigen Schriften meine einzige Lieblingsbeschäftigung, so beweist der beiliegende erste Theil meines GOETHE-Buches, daß mich schon sehr früh eine entschiedene Neigung beseelte, den Freunden und kritischen Verehrern ein vollständiges Handbuch zu Ihren Werken auszuarbeiten. Den ersten Versuch — jenen einzeln gedruckten Bogen — nahmen Sie gütig auf; ich fuhr fort zu sammeln und vermied nicht die alten Rüstkammern unserer Literatur. Auf diese Weise entstand ein gewaltiger Vorrath, der nur getheilt erscheinen kann.

Der erste Theil ist bis auf weniges vollendet, und über seinen Inhalt giebt das beigelegte Register Auskunft. Ich bedauere heute nur mein erstes Exemplar überschicken zu können, welches an einigen Stellen noch verbessert wird.

Wie der erste Theil Urtheile vom Jahr 1773 bis 1811 mittheilt, so wird der zweite die Jahre 1811 bis 1827 umfassen. Die vielen fremden Sprachen werden gleichfalls reichliche Ausbeute gestatten und bedeutende Stimmen sollen nicht übersehen werden; die in ihnen durch Sie veranlaßte Literatur ist schon meistentheils zusammengestellt worden. Manches andere von Bedeutung wird nicht fehlen, und einiges interessante Neue hat sich schon angekündiget.

Nur Eine Schrift fand ich vor, die meinen Zweck zu theilen schien: Varnhagens Zusammenstellung von Nachweisungen und sparsam mitgetheilten, meist zerrissenen Aufsätzen.[1]) Dieses Werk ist wenig gelesen worden und bald vergessen, eben weil es nur dem unverdrossen forschenden Literator als Leitfaden dienen konnte und dazu viel zu wenig leistete. Nachdem ich über die Existenz eines so wenig erfreulichen Buches eine Thräne vergossen hatte, wandte ich mich an Herrn v. Varnhagen, dessen zuvorkommende Freundlichkeit und treulich mitwirkende Theilnahme an meiner Arbeit ich nicht genügend zu loben weiß.

Vollständig kann eine Zusammenstellung wie die vorliegende nicht seyn, so lange sie von einem obwohl rüstigen und vom Gegenstande begeisterten, aber sehr jungen Manne ohne Mitwirkung vielfältiger und erfahrener Kräfte betrieben wird. Deshalb hoffe ich bald nach dem Erscheinen dieses Theiles sowohl Beiträge als Ergänzungen zu erhalten, welche mich unterstützen und mein Vorhaben fördern.

Als Anhang zu diesem Theile möchte ich den Brief von Ihren seeligen Eltern an Schönborn, den ich im Originale der Großherzoglichen Bibliothek geschenkt, und den von Wieland an Jacobi, der schon theilweise gedruckt und vom Herrn Canzlar v. Müller derselben Bibliothek geweiht ist, mittheilen.

Nun aber komme ich mit einem Gesuche, welches mein lieber, theuerster Oheim mir vielleicht gewährt, da mein Vater seine herzliche Bitte mit der meinigen vereint. Wir wagen nämlich,

[1]) Varnhagen von Ense, 'Goethe in den wohlwollenden Zeugnissen der Mitlebenden', von dem Herausgeber am 11. August 1823 an August v. Goethe gesendet.

Sie aufrichtig zu bitten, mir einen Aufsatz zu meinem Buche gütigst zu weihen, der das Ganze eröffnen und einleiten könnte. Die gewisse Abneigung vor Kritiken, in sofern dieselben Ihre Schriften betreffen, von der Sie in der Lebensbeschreibung sparsam reden, dürfte in weiterer Ausführung nicht allein erwünscht und von erfreulichstem Interesse seyn, sondern auch lehrreich und unschätzbar in Beziehung auf Ihr jetziges großes Unternehmen.[1]) Ich wüßte Ihnen, trautester Oheim! des wärmsten Dankes kein Ende, wenn Sie mich auch mit dieser unbeschreiblich großen Freude segneten! . . .

Nochmals tausend Segenswünsche für Sie, geliebtester Oheim!

Ihr

Berlin, am 25. August 1827. Alfred.

Goethes Nichte Maria Anna Luise Schlosser, seiner Schwester Cornelia älteste Tochter, eine unharmonische Natur wie ihre Mutter, hatte sich 1795 mit dem späteren Preußischen Geh. Oberregierungsrat und Staatsrat Georg Heinrich Ludwig Nicolovius vermählt. Als der siebte Sproß ihrer mit neun Kindern gesegneten Ehe ist im Jahre 1806 Alfred geboren worden. Er studierte in Berlin, Bonn und Göttingen: das Herz zog ihn zur Theologie, die Begabung zu ästhetisch-literarischen Studien, der Vater bestimmte ihn zur Rechtswissenschaft. Er habilitierte sich als Privatdozent der Rechte 1832 in Königsberg, wurde nach zwei Jahren außerordentlicher Professor und kam 1835 als solcher nach Bonn. Hier ist er 1890 gestorben, nachdem er fast ein Drittel seines Lebens in ziellosem Müßiggang verbracht hat.

In Goethes Haus finden wir Alfred zuerst von Ende August 1825 bis in den November hinein; der phantastisch-überschwengliche Jüngling, den der grobe Zelter statt Alfred gelegentlich Alfanz nennt, darf sich herzlicher Aufnahme erfreuen. Auch im Herbst 1827 und im Frühling 1828 weilt er in Weimar. Er schreibt schwärmerische Briefe an den „geliebten Oheim", die Goethe freundlich beantwortet; er darf für Goethe in Berlin mancherlei Besorgungen ausführen und wird durch mancherlei Geschenke belohnt. Seine Liebe zu bezeigen, unternimmt er die mühevolle Aufgabe, eine möglichst vollständige Übersicht der gesamten Goetheliteratur zusammenzutragen. Schon in Goethes

---

[1]) Nicolovius meint die 'Ausgabe letzter Hand' der Werke.

Brief vom 28. Oktober 1826 ist die Rede von dem „sehr artigen, poetisch-historisch-kritisch-bildlichen Katalog über das, was sich von den frühesten Zeiten her auf Goethes Arbeiten bezieht"; das ist vermutlich jener „einzeln gedruckte Bogen", von dem Alfred in unserm Schreiben redet. Man muß es dem begeisterten Jünger zugestehen, daß er ein für die damalige Zeit höchst beachtenswertes Werk zustande gebracht hat. Er sendet seine nahezu vollendete Sammlung mit unserm Briefe am 25. August 1827 als Geburtstagsangebinde nach Weimar, wahrscheinlich in Aushangbogen. Goethe ist von dem gutgemeinten Geschenk nicht sonderlich entzückt; er nennt in einem Gespräch mit dem Kanzler v. Müller vom 8. September das Buch „unerfreulich", in seinem Dankbrief an Alfred vom 18. September bezeichnet er das Unternehmen als „bedenklich". Er sieht: das Bild, das hier von seiner Wirkung entworfen wird, ist nicht richtig; der Unverstand und das Übelwollen der stumpfen und mißgünstigen Welt, die ihm die Arbeit eines langen Lebens durch ihren Widerstand erschwert und verkümmert haben, kommen nicht zur Erscheinung, die Bedeutsamkeit seiner Geistestat mindert sich in dem Maße, wie der Widerstand verschwiegen wird, den sie zu überwinden hatte. Darum schlägt er am 2. Oktober dem eifrigen Ruhmeskünder vor, nun auch die Stimmen der Gegner zu vereinigen; so hatte schon Varnhagens Buch in ihm den Wunsch nach dem Gegenstück erweckt, das den Titel tragen solle: 'Goethe in den mißwollenden Zeugnissen der Mitlebenden' (Werke 42^{II}, S. 59). Am 25. November 1827 kündigt Alfred die Vollendung seines abgeschlossenen Werkes an; erschienen ist es 1828: 'Über Goethe. Literarische und artistische Nachrichten. Herausgegeben von A. Nicolovius. Erster Theil. Leipzig bei Johann Friedrich Leich.' Die Vorrede ist vom 13. Januar 1828 datiert. Als Beilage sind dem Buche beigegeben: Erstens Wielands Brief an Fritz Jacobi vom 10. Nov. 1775 über Goethes Eintritt in Weimar, der teilweise schon gedruckt war: 'Friedrich Heinrich Jacobis auserlesener Briefwechsel.' In zwei Bänden. Erster Band. Leipzig 1825. S. 228; der Kanzler v. Müller hatte die Handschrift bei der Feier des 7. Novembers 1825 der Großherzoglichen Bibliothek in prunkvoller Kapsel geschenkt. Zweitens der Brief der Eltern Goethes an den Konsul Schönborn in Algier vom 24. Juli 1776 über ihres Sohnes Übersiedelung nach Weimar, den Alfred von Friedrich Perthes geschenkt erhalten und seinerseits am 7. November 1825 der Weimarer Bibliothek übereignet hatte. Goethe hat die erbetene Vorrede nicht beigesteuert. Sein aufrichtiges Geständnis in des Sechsten Bandes zweitem Hefte von 'Kunst und Alterthum' S. 427 (Werke 41^{II}, 356. 357): „daß er nur flüchtig hineinblicken gedurft", mag den selbstbewußten jungen Mann nicht wenig enttäuscht haben. Ein zweiter Teil ist denn auch nicht erschienen.

IV. Karl Rehrlich.

Hochwohlgeborner Herr,
Gnädiger und hochzuverehrender Herr Geheimerath!

Ew. Excellenz lege ich hier mit einer gewissen Schüchternheit die Erklärungen der Weissagungen des Bakis vor, mit der Bitte, solche einer geneigten Durchsicht zu würdigen, ob ich überall den wahren Sinn getroffen habe. Ohne dessen gewiß zu seyn, mag ich sie nicht in das Publikum kommen lassen. Bei jedem anderen Ihrer Geistesprodukte würde ich es gescheut haben, eine solche Bitte zu thun, weil, wer sie nicht versteht, sicher auch nicht fragen sollte. Jedoch in Bakis' Weissagungen ist der Sinn räthselhaft, und es muß eine Lösung, so wie eine Frage über die rechte Lösung erlaubt seyn. Von gleicher Tiefe, dem wahren Sinn nach genommen, dürfte seyn: 'Helena, klassisch-romantische Phantasmagorie', und Phorkyas-Mephistopheles möchte ich gern in einem Epiloge den Commentar geben hören[1]). Vielleicht versuche ich ihn einmal. Das Antike ist mit dem Modernen in Liebe verbunden, und das Lied, weil es aus dem Herzen dringt, fließt in dem Wohllaute des Reimes wieder in ein fühlendes Herz. So wird Helena die Geliebte des Faust, abgewandt vom alten Menelaus. Viele werden sich daran ärgern, denen die Dichtkunst nichts anders sagt, als was sie sich schon längst in ihrer gemeinen Prosa gesagt haben.

Meinem würdigen Altmeister werde ich einmal meine Bearbeitung deutscher Sprichwörter vorlegen. Ich weiß, sie wird ihn freuen. Wie die Knospe die ganze Blume und das ganze Blumenreich bedeutet, so muß freylich auch in der größten Einfachheit der Sprache das Sprichwort in seinem leichten Hauche das ganze Leben des Menschen bedeuten. Die größte Fülle des Reichthums der Ideen und was das Gefühl ausspricht, kann hier zu einem leichten Kinderspiele geworden scheinen, das je-

[1]) Es heißt am Schluß des 'Helena'-Aktes (Werke 13 I, S. 244): „Phorkyas im Proszenium richtet sich riesenhaft auf . . . und zeigt sich als Mephistopheles, um, in so fern es nötig wäre, im Epilog das Stück zu kommentieren."

doch selber der Ernst des Weisen nicht verschmäht. Es versteht sich, daß ich auch hierin meinem Meister gefolgt bin.

Mit dem Anfange nächsten Jahres bin ich Willens, eine Zeitschrift: Die Jahreszeiten, herauszugeben. Es würde mich unendlich freuen, wenn auch nur eine kleine Poesie mit Ihrem Namen jene Zeitschrift schmückte. Es wäre ein schönes Pathengeschenk bei ihrem frühen Eintritte ins Leben.

Mit innigster Verehrung
Ew. Excellenz
unterthäniger
Karl Nehrlich
(aus Eisenach)
(Lehrer an der Hoftheaterschule).

Karlsruhe,
den 19. Oktober
1827.

Schlüssel zu den Weissagungen des Bakis.[1])

[Motto] Seltsam ist Propheten Lied;
Doppelt seltsam, was geschieht.

Ja, Prophetenwort ist klar,
Ist des Menschen Innres wahr.

1. Wahnsinn ruft man dem Kalchas, und Wahnsinn ruft man Kassandren,
Eh' man nach Ilion zog, wenn man von Ilion kommt.
Wer kann hören das Morgen und Übermorgen? Nicht Einer!
Denn was gestern und eh'gestern gesprochen — wer hört's?

Keine der wichtigen Thaten beginnt und endet, des Sehers
Heiligbegeisterter Wahn soll Unerforschliches schaun.
Nahes begehrt nicht der Mensch zu wissen, das tief nur Verborgne
Reizet des Geistes Begier, ziehet den Forschenden an.

2. Lang und schmal ist ein Weg. Sobald du ihn gehest, so wird er
Breiter; aber du ziehst Schlangengewinde dir nach.
Bist du an's Ende gekommen, so werde der schreckliche Knoten
Dir zur Blume, und du gib sie dem Ganzen dahin.

[1]) Zur Bequemlichkeit des Lesers fügen wir in kleinerem Druck die 'Weissagungen' selbst ein.

Wie der betretene Weg sich hinter dir bildet zur Schlange,
So mit Gefahr nur gehst du die geschlängelte Bahn.
Doch zuletzt an's Ende gelangt, erfreue den Waller
Das gewonnene Ziel, werth der bestandnen Gefahr.

3. Nicht Zukünftiges nur verkündet Bakis; auch jetzt noch
Still Verborgenes zeigt er, als ein Kundiger, an.
Wünschelruthen sind hier, sie zeigen am Stamm nicht die Schätze;
Nur in der fühlenden Hand regt sich das magische Reis.

Seher allein der Zukunft ist nicht Bakis, er schließet
Dir auch der Gegenwart Dunkelverborgenes auf.
Finden wirst du's, wofern dein zartes Sinnen und Fühlen
Leise tastend den Schatz, den er dir zeiget, berührt.

4. Wenn sich der Hals des Schwanes verkürzt und, mit Menschengesichte,
Sich der prophetische Gast über den Spiegel bestrebt,
Läßt den silbernen Schleier die Schöne dem Nachen entfallen,
Ziehen dem schwimmenden gleich goldene Ströme sich nach.

Schwanenhals wird Menschengesicht und erblickt in des Wassers
Spiegel die Wundergestalt, saget ein fabelndes Wort.
Klar erschaut's der prophetische Geist, geringes Ereignis,
Kaum dir geachtet im Sinn, ziehet unendliches nach.

5. Zweie seh' ich! den Großen! ich seh' den Größern! Die beiden
Reiben, mit feindlicher Kraft, einer den andern sich auf.
Hier ist Felsen und Land, und dort sind Felsen und Wellen!
Welcher der Größere sei, redet die Parze nur aus.

Wichtig ist das Geschick des Menschen, es treibet mit Macht ihn,
Wie er sich sträubet, er wird stets der Bezwungene seyn.
Großes mit Größerem kämpft, so ist's in dem wechselnden Leben,
Feinde sind Land und Meer, Kraft nur zerstöret die Kraft.

6. Kommt ein wandernder Fürst, auf kalter Schwelle zu schlafen,
Schlinge Ceres den Kranz, stille verflechtend, um ihn;
Dann verstummen die Hunde; es wird ein Geier ihn wecken,
Und ein thätiges Volk freut sich des neuen Geschicks.

Naht ein bedrängter Fürst, erflehend das heilige Gastrecht,
Wohl, es sey ihm gewährt, jegliche Hilfe gereicht.
Will ihn dennoch ein Feind aus diesem Schutze verdrängen,
Dann mit freudigem Muth waffne für ihn sich das Volk.

7. Sieben gehn verhüllt, und sieben mit offnem Gesichte.
Jene fürchtet das Volk, fürchten die Großen der Welt.
Aber die andern sind's, die Verräther! von keinem erforschet;
Denn ihr eigen Gesicht birget als Maske den Schalk.

Wer verhüllt dem Volke sich zeigt und so zeiget den Herrschern,
Ängstigt beide, man weiß nicht, was die Hülle verdeckt.
Aber es sind Verräther nur die mit offnem Gesichte,
Listig und falsch verstellt, Mask' ist ihr eignes Gesicht.

8. Gestern war es noch nicht, und weder heute noch morgen
Wird es, und jeder verspricht Nachbarn und Freunden es schon;
Ja, er verspricht es den Feinden. So edel gehn wir in's neue
Säclum hinüber, und leer bleibet die Hand und der Mund.

Das Vollkommene treu verspricht ein jeder dem Freunde,
Daß es komme nun bald, jedem der Feinde sogar.
Ja wohl glauben wir's selbst beim Eintritt ins neue Jahrhundert;
Aber was nie noch war, wird auch im Künft'gen nicht seyn.

9. Mäuse laufen zusammen auf offnem Markte; der Wandrer
Kommt, auf hölzernem Fuß, vierfach und klappernd heran.
Fliegen die Tauben der Saat in gleichem Momente vorüber:
Dann ist, Tola, das Glück unter der Erde dir hold.

Wenn das Unglück unendlich sich mehrt, Verkrüppelte wandern
Durch das Land, und die Saat kaum noch ein goldenes Korn
Bietet der Taube, der hungrig flatternden, dann, ihr Verlassnen,
Unter der Erd' ist euch, glaubt mir, bescheeret das Glück.

10. Einsam schmückt sich, zu Hause, mit Gold und Seide die Jungfrau;
Nicht vom Spiegel belehrt, fühlt sie das schickliche Kleid.
Tritt sie hervor, so gleicht sie der Magd; nur Einer von allen
Kennt sie; es zeiget sein Aug' ihr das vollendete Bild.

Wie sie sich schmücke, die holde Jungfrau, lehret das eigne
Zarte Gefühl sie, und wär' nicht sie vom Spiegel belehrt.
Für des Geliebten Aug' erscheint sie in himmlischer Schönheit,
Allen andern gemein, ist sie für ihn Ideal.

11. Ja, vom Jupiter rollt ihr, mächtig strömende Fluthen,
Über Ufer und Damm, Felder und Gärten mit fort.
Einen seh' ich! Er sitzt und harfenirt der Verwüstung;
Aber der reißende Strom nimmt auch die Lieder hinweg.

Hoch vom Himmel entstürzt das Wasser in strömenden Fluthen
Weitverheerend, der Schwall decket die Felder umher.
Oben gewiegt in den Zweigen des Baums singt sicher der Vogel,
Aber der tosende Strom laut überstürmet das Lied.

12. Mächtig bist du! gebildet zugleich, und alles verneigt sich,
Wenn du, mit herrlichem Zug, über den Markt dich bewegst.
Endlich ist er vorüber. Da lispelt fragend ein jeder:
War denn Gerechtigkeit auch in der Tugenden Zug?

Mächtig bist du, o Fürst, zugleich gebildet, das Volk dir,
Wenn du, mit herrlichem Zug, über den Markt dich bewegst,
Neiget sich pflichtvoll tief. Doch nach dem Zuge da fraget
Wohl ein jeder geheim: Glaubst du, er sey auch gerecht?

13. Mauern seh' ich gestürzt, und Mauern seh' ich errichtet,
Hier Gefangene, dort auch der Gefangenen viel.
Ist vielleicht nur die Welt ein großer Kerker? und frei ist
Wohl der Tolle, der sich Ketten zu Kränzen erkiest.

Blicken wir ernst in die Welt, da leider mit Wehmuth erkennen
Wir, wie überall nur ist ein Gefangner der Mensch.
Wäre die Welt nur ein großer Kerker, und wäre der Tolle
Frei, der im Wahne sich jetzt spielend mit Ketten umkränzt?

14. Laß mich ruhen, ich schlafe. — „Ich aber wache.“ — Mit nichten! —
„Träumst du?“ — Ich werde geliebt! — „Freilich, du redest im Traum.“ —
Wachender, sage, was hast du? — „Da sieh nur alle die Schätze!“ —
Sehen soll ich? Ein Schatz, wird er mit Augen gesehn?

Tiefbedeutend ist wohl der Traum des Menschen, der Träumer
Träget der inneren Welt herrliche Fülle beglückt.
Was das Aug' im wachenden Blick erschauet, ist werthlos;
Siehet die Lieb', ach dann schwindet sie selber dahin.

15. Schlüssel liegen im Buche zerstreut, das Räthsel zu lösen;
Denn der prophetische Geist ruft den Verständigen an.
Jene nenn' ich die klügsten, die leicht sich vom Tage belehren
Lassen; es bringt wohl der Tag Räthsel und Lösung zugleich.

Ihm dem Verständigen ist nichts Räthsel verschlungenen Lebens,
Wort lehrt wieder das Wort, lichter enthüllt sich der Sinn.
Selber das Leben es lehrt uns alles, der Tag und die Stunde,
Räthsel wir finden und auch glückliche Lösung dazu.

16. Auch Vergangenes zeigt euch Bakis; denn selbst das Vergangne
Ruht, verblendete Welt, oft als ein Räthsel vor dir.
Wer das Vergangene kennte, der wüßte das Künftige; beides
Schließt an heute sich rein, als ein Vollendetes, an.

Auch Vergangenes zeigt euch Bakis, es ruht das Vergangne
Oft wie das Künftige schwer nur als ein Räthsel vor dir.
Das Vergangene wird die Lösung des Künftigen, beides
Giebt der Gegenwart erst den gewünscheten Werth.

17. Thun die Himmel sich auf und regnen, so träufelt das Wasser
Über Felsen und Gras, Mauern und Bäume zugleich.
Kehret die Sonne zurück, so verdampfet vom Steine die Wohlthat;
Nur das Lebendige hält Gabe der Göttlichen fest.

Für Lebendiges nur entströmet die Fülle des Himmels,
Während die tote Natur hart sich der Fülle verschließt.
Regen und Sonnenschein und geistiger Athem des Windes
Nähret das Leben, es blüht freudig und strebet empor.

18. Sag', was zählst du? — „Ich zähle, damit ich die Zehne begreife,
Dann ein andres Zehn, Hundert und Tausend hernach." —
Näher kommst du dazu, sobald du mir folgest. — „Und wie denn?" —
Sage zur Zehne: sei zehn! Dann sind die Tausende dein.

Zahl bei Zahl fortzählen, hieße das Zählen? Du findest
So zur Zehne das Zehn, Hundert und Tausend es folgt.
Nein, so lerne nicht zählen, begreife die einzige Zehn nur,
Ganz in sich, du selbst schaffst dann das Tausend gar leicht.

19. Hast du die Welle gesehen, die über das Ufer einher schlug?
Siehe die zweite, sie kommt! rollet sich sprühend schon aus!
Gleich erhebt sich die dritte! Fürwahr, du erwartest vergebens,
Daß die letzte sich heut ruhig zu Füßen dir legt.

Ausdruck heil'ger Natur ist das Unendliche, nimmer,
Wo du zu zählen anfängst, hörst auch zu zählen du auf.
Well' auf Welle verrauscht in ewigem, wechselndem Spiele,
Nimmer die letzte benetzt, Wartender, stille den Fuß.

20. Einem möcht' ich gefallen! so denkt das Mädchen; den Zweiten
Find' ich edel und gut, aber er reizet mich nicht.
Wäre der Dritte gewiß, so wäre mir dieser der liebste.
Ach, daß der Unbestand immer das Lieblichste bleibt!

Einem möchte gefallen das Mädchen, nur lockt er sie sinnlich,
Jener wär' edel und gut, aber er reizet sie nicht.
Einigte beides ein Dritter, er wär' ihr freilich der liebste;
Aber der Unbestand so muß nun ihr Lieblichstes seyn.

21. Blaß erscheinest du mir, und tot dem Auge. Wie rufst du,
Aus der innern Kraft, heiliges Leben empor?
„Wär' ich dem Auge vollendet, so könntest du ruhig genießen;
Nur der Mangel erhebt über dich selbst dich hinweg."

Blaß erscheinet und tot dem Auge das plastische Bildniß,
Innen da mangelt die Kraft, strömet nicht Leben empor.
Wär' es mir Fleisch und Blut, wohl möcht' ich es sehnend genießen,
Daß in der Form es nur lebt, hebet mich über mich selbst.

22. Zweimal färbt sich das Haar; zuerst aus dem Blonden in's Braune,
Bis das Braune sodann silbergediegen sich zeigt.
Halb errathe das Räthsel! so ist die andere Hälfte
Völlig dir zu Gebot, daß du die erste bezwingst.

Zweimal färbt sich das Haar; aus dem Blonden geht es ins Braune,
Dann das Braune zuletzt zeigt sich als silberner Glanz.
Das ist der Mensch, es ist vollendet der flüchtige Kreislauf,
Leicht ist das Räthsel gelöst, das so bezeichnend sich giebt.

23. Was erschrickst du? — „Hinweg, hinweg mit diesen Gespenstern!
Zeige die Blume mir doch; zeig' mir ein Menschengesicht!" —
Ja, nun seh' ich die Blumen; ich sehe die Menschengesichter.
Aber ich sehe dich nun selbst als betrognes Gespenst.

Larven erzeugt die Natur und grause Gespenster in ihren
Bildern, ehe der Mensch geht aus der bildenden Hand,
Wie die Blum' als Höchstes der Pflanze sich zeiget. Doch aber
Wie erschreckt mich der Mensch, eh' er vollendet erscheint.

24. Einer rollet daher; es stehen ruhig die Neune:
Nach vollendetem Lauf liegen die Viere gestreckt.
Helden finden es schön, gewaltsam treffend zu wirken;
Denn es vermag nur ein Gott Kegel und Kugel zu sein.

Einem Kegelspiel ist ähnlich das Leben des Menschen,
Kugel des Spiels ist der Tod, welcher darnieder ihn streckt.
Gern so spielet der Held in donnernden Schlachten, gewaltsam
Trifft er, als wär' er ein Gott, Kegel und Kugel zugleich.

25. Wie viel Äpfel verlangst du für diese Blüthen? — „Ein Tausend;
Denn der Blüthen sind wohl zwanzig der Tausende hier.
Und von zwanzig nur Einen, das find' ich billig." — Du bist schon
Glücklich, wenn du dereinst Einen von tausend behältst.

Wie ist die Hoffnung so reich, wie reihen sich Blüthen an Blüthen
An dem Baum', und zur Frucht wenige wachsend gedeihn.
Mehr erwartest du billig auch nicht. Schon darfst du dich glücklich
Preisen als Mensch, erfüllt manchmal die Hoffnung sich dir.

26. Sprich, wie werd' ich die Sperlinge los? so sagte der Gärtner,
Und die Raupen dazu, ferner das Käfergeschlecht,
Maulwurf, Erdfloh, Wespe, die Würmer, das Teufelsgezüchte? —
„Laß sie nur alle, so frißt einer den anderen auf."

In der Ökonomie der Natur, die weise berechnet
Jegliche Wirkung der Kraft und auch Zerstörendes hegt,
Giebt es so manches Gezücht, viel greuliche Käfer und Würmer;
Selber sie zehren sich auf. So sind die Bösen der Welt.

27. Klingeln hör' ich: es sind die lustigen Schlittengeläute.
    Wie sich die Thorheit doch selbst in der Kälte noch rührt!
„Klingeln hörst du? Mich deucht, es ist die eigene Kappe,
    Die sich am Ofen dir leis' um die Ohren bewegt."

Jeder höret so leicht an der Narrenkappe der andern
    Klingeln das Schellengeläut. Möcht' es nur immer so seyn.
Aber er höret es freilich auch noch, wenn keines vorhanden
    Außer dem seinen, das er selber gemüthlich bewegt.

28. Seht den Vogel! er fliegt von einem Baume zum andern,
    Nascht mit geschäftigem Pick unter den Früchten umher.
Frag' ihn, er plappert auch wohl, und wird dir offen versichern,
    Daß er der hehren Natur herrliche Tiefen erpickt.

Meinet doch jeder, er könn' ergründen mit seinem Verstande,
    Was so tief die Natur jeglichem Auge verbirgt.
Wie er selber sie sieht, vermeinet er sei sie beschaffen;
    Wie der innere Geist, also die äußere Welt.

29. Eines kenn' ich verehrt, ja angebetet zu Fuße;
    Auf die Scheitel gestellt, wird es von jedem verflucht.
Eines kenn' ich, und fest bedruckt es zufrieden die Lippe:
    Doch in dem zweiten Moment ist es der Abscheu der Welt.

Eines kenn' ich, es wandelt vor dir in göttlicher Schönheit,
    Stürzt es sich auf den Kopf, fliehst du die Ungestalt nun.
Eines kenn' ich, es drückt auf die Lipp' ein köstliches Siegel,
    Aber begehre nicht mehr, fühlest nur Abscheu hernach.

30. Dieses ist es, das Höchste, zu gleicher Zeit das Gemeinste;
    Nun das Schönste, sogleich auch das Abscheulichste nun.
Nur im Schlürfen genieße du das, und koste nicht tiefer:
    Unter dem reizenden Schaum sinket die Neige zu Grund.

Sieh, das Höchste wird hier gemeinet, in seiner Verkehrung,
    Wenn es Gemeinstes erscheint, zeigt als Abscheulichstes sich.
Und das andere letzt dich süß, der zärtlichste Kuß ist's,
    Koste nicht tiefer, du schlürfst endlich die Neige nur aus.

31. Ein beweglicher Körper erfreut mich, ewig gewendet
    Erst nach Norden, und dann ernst nach der Tiefe hinab.
Doch ein andrer gefällt mir nicht so; er gehorchet den Winden,
    Und sein ganzes Talent löst sich in Bücklingen auf.

Mir gefällt des Magnetes Trieb, die strebende Richtung
Sucht den Norden, es liegt Süden nur hinter ihm stets.
Doch ein andrer gefällt mir nicht so; er gehorchet den Winden
In der Bewegung, es ist, glaub' mir, der Höfling allein.

32. Ewig wird er euch sein der Eine, der sich in Viele
Theilt, und Einer jedoch, ewig der Einzige bleibt.
Findet in Einem die Vielen, empfindet die Vielen wie Einen;
Und ihr habt den Beginn, habet das Ende der Kunst.

Aus dem Göttlichen kömmt euch alles, und wieder in solches
Strebt es zurück, in ihm wird euch harmonisch die Welt.
Schauet des Göttlichen Zug in allem, sein eignes Gepräge,
Höchste Weisheit ist das, Anfang und Ende der Kunst.

In einer oft angeführten Stelle seines Briefes an Zelter vom 4. Dezember 1827 beklagt sich Goethe über die Deutschen, die durchaus nichts zurechtzulegen wüßten, durchaus über Strohhalme stolperten. „Ebenso quälen sie sich und mich mit den 'Weissagungen des Bakis', früher mit dem Hexen-Einmaleins und so manchem andern Unsinn, den man dem schlichten Menschenverstande anzueignen gedenkt." Was die 'Weissagungen des Bakis' angeht, so hat Goethe bei seinen Worten einen ganz bestimmten Erklärungsversuch im Auge; er stammt von dem Maler und Schriftsteller Karl Nehrlich in Karlsruhe.[1]

Wer ist Karl Nehrlich? Wir wissen nicht viel mehr von ihm, als was er selbst in der Unterschrift seines Briefes von sich berichtet. Vielleicht war er der Sohn des Malers Johannes Karl Nehrlich, der 1788 nach dem Leipziger Oeserschüler Christian Gottlieb August Liebe ein Goethebild gemalt hat ('Der Cicerone', VIII. Jahrgang, 1916, S. 355—360), vielleicht der Bruder eines Malers Gustav Nehrlich des Älteren, sicher der Vater des Malers Gustav Nehrlich des Jüngeren (geb. 1807 in

[1]) Ich habe Karl Nehrlich als den Urheber des Deutungsversuches bereits genannt im 'Goethe-Jahrbuch', Bd. XXXI (1910) S. 195. In einer Lebensskizze des Rabelais-Übersetzers Johann Gottlob Regis ('Blätter für literarische Unterhaltung', Nr. 4, 21. Januar 1858, S. 62) wird erzählt, Regis habe in Halle mit dem Landschaftsmaler Dietz verkehrt: er „teilte den Freunden gern ein Manuskript von demselben mit, das einen geistreichen Kommentar von Goethes 'Weissagungen des Bakis' in damaliger naturwissenschaftlicher Anschauungsweise enthielt." Ob es sich dabei um eine Abschrift des Nehrlichschen Versuches handelt, muß dahingestellt bleiben.

Karlsruhe), dessen Faust-Zeichnungen, vom Vater mit langem Begleitbrief vom 24. August 1831 eingeschickt, des Dichters wohlwollenden Beifall gefunden haben. In Goedekes 'Grundriß zur Geschichte der Deutschen Dichtung' (Fünfter Band, S. 393 und 534) wird Karl Nehrlich genannt als Verfasser eines Trauerspiels ('Seltamiro', Jena 1798), zweier Romane ('Schilly', Jena 1798, 'Zweihundert Gulden-Pokal', Jena 1798) und eines Bandes 'Gedichte' (Eisenach 1805). Ich kenne die Gedichte und den Roman 'Schilly', von dem nur der erste Band erschienen ist. Er schildert in ganz kurzen, lyrisch bewegten Szenen die schwärmerische Liebe des Erzählers zu dem kindhaften Mädchen Schilly: ein leichtes Blatt der jungen romantischen Schule; es fehlt darin nicht an Kinderreimen und Volksmärchen ('Allerleirauh').

Den Eingang zu Goethe hat sich Nehrlich durch einen Mittelsmann verschafft, durch den Landesdirektionsrat Martin Christian Viktor Töpfer, der wie er selbst aus Eisenach stammte. In Eisenach war Töpfer seit 1811 Lehnssekretär, seit 1816 Landesdirektionsassessor gewesen; 1821 war er als Landesdirektionsrat nach Weimar versetzt worden, wo wir ihn von Frühling 1825 an in gesellschaftlichen Beziehungen zu Goethe finden. Namentlich in den Jahren 1827 und 1828 nennt ihn Goethes Tagebuch häufig als Besucher und Tischgast. Töpfer wird dem Dichter bald Kunde von Nehrlichs Sendung gegeben haben; er wird zu gleicher Zeit auch mitgeteilt haben, daß Nehrlich seine Distichen unter dem Decknamen Wittich veröffentlichen wolle. Goethe bringt der Sache große Teilnahme entgegen; er denkt daran, sie in seiner Zeitschrift 'Über Kunst und Alterthum' zur Sprache zu bringen. Töpfer soll zu diesem Zwecke einen Aufsatz verfassen. Goethe an Töpfer, 28. Dezember 1827: „Ew. Wohlgeboren nehme mir die Freiheit an den Wittichischen Kommentar der 'Weissagungen des Bakis' zu erinnern, zugleich mit dem Wunsche, Sie möchten gefällig die Bemerkungen schriftlich aufsetzen, die Sie mir mündlich mitgetheilt. Ich würde gern des guten Mannes freundliche Bemühung öffentlich erwidern und glaubte mich nicht besser ausdrücken zu können, als Sie es im Gespräch mit Einsicht und Neigung gethan haben." So lesen wir denn in Goethes Tagebuch vom 6. Januar 1828: „Mittag Herr Landesdirektionsrath Töpfer. ... Auch Wittichs Versuche über die Xenien besprochen." Und vom 11. Januar: „Landesdirektionsrath Töpfer, einen Aufsatz über Wittichs Xenien bringend." Dieser Aufsatz lautet:

Herr Karl Nehrlich, Lehrer an der Hoftheaterschule zu Karlsruhe, hat einen Versuch gemacht, die Deutung, welche er den 'Weissagungen des Bakis' (Goethes Werke, neuste Ausgabe, [1.] Band, Seite [377] abgewonnen, in abwechselnden Hexametern und Pentametern von gleicher Folge und Zahl wie die

gedachten Sprüche selbst darzustellen. Hat er durch diese Form einestheils sich beschränkt, so ist ihm dieselbe andererseits günstig geworden. Seine Verse dürfen nun nicht bloß nach der Absicht der versuchten Erklärung beurtheilt, sondern mögen, als für sich bestehend, als etwas neu Ausgesprochenes angesehen werden. Denn ob auch zu den räthselhaft bezeichneten Gedanken und Bildern in den 'Weissagungen des Bakis' Betrachtung besonderer Zustände, Verhältnisse und Begebenheiten, die ohnehin nicht immer vor dem Auge des Lesers, wären gleich ihm dieselben an sich bekannt gewesen, in ihrem individuellen Charakter und ihren eigensten Beziehungen sich vergegenwärtigen, Anlaß gegeben hat, so kann es doch kaum anders sein, als daß jeder Leser jene allgemeinen Andeutungen auf das von ihm in verwandter Art Angeschaute, Erlebte, Erfahrene übertrage, solchen dadurch für sein Verständniß bestimmte Richtung, Gestaltung und Belebung aneigne, ja dieselben in andere, wieder für sich bestehende, neue Reflexionen und Ideen hinüberführe und fortbilde.

Und wie der Dichter wünsche, daß seine Mittheilung der 'Weissagungen des Bakis' mit Neigung und Sinn auf solche unterhaltende, erweckliche, anregende Weise aufgefaßt und benutzt werde, hat er selbst in einem der Sprüche zu erkennen gegeben:

„Schlüssel liegen im Buche zerstreut, das Räthsel zu lösen;
Denn der prophetische Geist ruft den Verständigen an.
Jene nenn' ich die Klügsten, die leicht sich vom Tage belehren
Lassen; es bringt wohl der Tag Räthsel und Lösung zugleich."

(Weissag. des Bakis 15.)

Zu Beleg und Beispiel für das oben Bemerkte über den Versuch des Herrn Nehrlich folgen nun einige seiner Verse, den 'Weissagungen des Bakis' gegenüber gestellt:

Welche Deutungen mitgeteilt werden sollten, ergibt sich aus einer Reihe von Zahlen, die Goethe selbst mit Bleistift unter dem Töpferschen Aufsatz vermerkt hat:

8. 10. 14. 28. 32.

Goethe hat nicht unterlassen, dem scharfsinnigen Verehrer seinen Dank abzustatten. Er hatte im Jahre 1827 einen Neudruck des Großoktavblattes herstellen lassen, mit dem er die Glückwünsche zum Geburtstag des Jahres 1826 erwidert hatte: „Des Menschen Tage sind verflochten"; von diesem Neudruck hat wahrscheinlich Nehrlich durch Töpfers Vermittlung ein Stück erhalten. Goethes Tagebuch vom 26. Oktober 182 : „Landesdirektionsrat Töpfer. Dankbar für das Blättchen für Wittich."

Die Veröffentlichung des Töpferschen Aufsatzes ist unterblieben; es möchte schwer zu sagen sein, warum. Daß Goethe wenigstens die von ihm eigens herausgehobenen fünf Deutungen gebilligt habe, darf doch wohl angenommen werden; aber eben dieses ihm gleichsam abgenötigte Geständnis mag ihm die Absicht verleidet haben, den Aufsatz bekannt zu machen. Was er einmal vor Zeiten im Spiel geistreicher Dichterlaune gerätselt hatte, das wollte er nicht selbst hinterdrein seines lockenden Dunkelreizes entkleiden. Und immer verdrießlicher wird ihm die Neugier, die dem Dichter hinter die Maske selbstherrlicher Schalkheit lugt; das wird deutlich aus jenem unmutigen Wort, mit dem er im Briefe an Zelter vom 4. Dezember 1827 den Späher abweist.

Im übrigen ist nicht zu leugnen, daß Nehrlichs Erläuterungen nicht selten das Richtige zu treffen scheinen. Sie halten sich im wesentlichen im Bereiche allgemeiner Lebenserfahrung, alltäglicher Tatsachen aus Natur und Menschenseele; sie suchen wirklich den „Unsinn" „dem schlichten Menschenverstand anzueignen" und verfallen dabei wohl auch ins Platte, Unbedeutende, Nichtige. Jedenfalls sind sie nicht zugespitzt auf Einzelerlebnisse des Dichters. Und in dieser Hinsicht verdienen sie weitaus den Vorzug vor dem letzten Versuche, den 'Weissagungen' ihr Geheimnis abzuringen, den der überscharfsinnige Max Morris unternommen hat.[1]) Morris hat die damalige biographische Methode, jeden Einfall der dichterischen Phantasie aus des Dichters äußerm Leben abzuleiten, auf bedenklichen Höhepunkt geführt; er hat auch die 'Weissagungen' zumeist gedeutet als Anspielungen Goethes auf die mehr oder weniger flüchtigen Gegenstände seiner Tageslektüre. Das widerspricht der unablenkbaren Richtung Goethes auf das Wichtige, Dauernde, Sittliche. Sittliche Wahrheiten sind es, die vielfach, ohne jede rätselhafte Verhüllung, in den 'Weisagungen' ausgesprochen werden (man sehe z. B. 1. 12. 13. 17. 20. 25. 26), und auch die dunkeln Sprüche „rufen den Verständigen an". Auch die rätselhaften wollen enträtselt werden. Das wäre aber auch dem scharfsinnigsten Leser für immer eine Unmöglichkeit, wenn sie Einzelereignisse behandelten, die ihm als solche immer unbekannt bleiben, die in ihrem Augenblicksdasein

[1]) Max Morris, 'Goethe-Studien', zweiter Band, Berlin 1902, S. 206—247.

dem Dichter selbst nach kurzer Zeit aus dem Gedächtnis schwinden müssen. Jener Richtung Goethes tun die Deutungen Nehrlings Genüge: sie spüren auch in „Bakis“ den Künder allgültiger Grundkräfte auf, die sich Tag für Tag in jedem Menschenleben betätigen. Seine Distichen, die auch neben den Goethischen 'Weissagungen' ein durchaus selbständiges dichterisches Dasein haben, sind ein lehrreiches Beispiel für die Kraft, mit der eine lebendige Dichtung in fremden empfänglichen Seelen neues Leben hervorruft.

V. Karl Iken.

1. Aus einem Briefe Ikens vom 12. Februar 1826:

... Noch ein Zweites muß ich berühren; denn es drängt mich dazu unwiderstehlich. Nie kann ich ohne die innigste Rührung Ihr treffliches Gedicht 'Ilmenau', auf den Geburtstag des Großherzogs von Weimar Königliche Hoheit gedichtet, durchlesen; es ist mein Ideal einer Schilderung ländlicher und wilder Gegend — ich sage es selbst auf die Gefahr, daß es für Schmeichelei gehalten werden könnte. Die Anfangsworte sind:

Anmuthig Thal, du immer grüner Hain,
Mein Herz begrüßt euch wieder auf das beste, u.s.w.

Ich theilte das Gedicht einem Kreis von Freunden mit, die es mit gleicher lebhafter Theilnahme lasen. Allein wir sind durchaus im Dunkeln, was die eigentliche Bedeutung der räthselhaften Scene und der Personen seyn mögen, die darin vorkommen. Man kann wohl die Person des edlen Großherzogs, auch, wie es scheint, die des Dichters oder Verfassers darin erkennen. Allein dennoch bleibt darin manches dunkel und ungewiß, so leicht und behende auch der Vers dahingleitet. Vieles ist in einen undurchdringlichen, romantischen Schleier gehüllt, den man, ungefähr eben so wie bei Ihrem trefflichen Gedicht: 'Die Geheimnisse', vergebens zu entwirren sucht. Es ergeht daher die ergebene Bitte an Ew. Excellenz, wozu ich beauftragt bin, daß es Ihnen gefallen möchte, uns hierüber gelegentlich gütige Aufklärung zu ertheilen, sei es schriftlich, oder sei es, daß Sie es vorziehen, in 'Kunst und Alterthum' sich darüber umständlicher zu verbreiten. Sie haben sich schon einmal bei andrer Gelegenheit mit gefälliger Willfahrung bei ähnlichem Anlaß ausgesprochen,

als ein Kreis Ihrer Verehrer, vielleicht in Berlin, über das Gedicht: 'Die Geheimnisse', sich entschloß, an Sie selbst sich zu wenden und Aufklärung zu erbitten.[1]) Diese Willfahrung läßt uns hoffen, daß Sie auch uns eine solche nicht versagen werden, wenn sie mit den Umständen vereinbar ist. Ich weiß zwar wohl, Sie sind mit der neuesten Ausgabe Ihrer Werke letzter Hand beschäftigt, eine Ausgabe, worauf ganz Deutschland gespannt ist; dennoch fänden Sie vielleicht einen Augenblick Muße, um der geäußerten Bitte gütig zu entsprechen. ...

Bremen, den 12. Februar 1826.

2. Iken an Goethe, 25. August 1827.

Hochwohlgeborener Herr Staatsminister,
hochzuverehrender Herr Geheimerath!

Die Gelegenheit, die sich mir darbietet, ein paar der neuesten Bände von meiner Arbeit Ew. Excellenz übersenden zu können, nämlich die bei Göschen erschienene 'Eunomia' und die 'Leukothea', welche Sie gütigst anzunehmen mir die Ehre erzeigen wollen, ergreife ich mit Freuden, um auch dieses Mal meine besten Wünsche zum 28. August darzubringen — ein Tag, dessen ich jedes Jahr mit wahrem Vergnügen eingedenk bin und der mir den schönen Sommermonat nur noch schöner und lieber macht. So oft Ihr Geburtstag von neuem zurückkehrt im wechselnden Kreise des rollenden Jahres, erheitert auch mich der Gedanke, daß den segenbringenden Jahren des nie ermüdenden glücklichen Dichters wiederum ein neues beigelegt ist, daß die Kette derselben sich immer um ein Glied verlängert, daß er immer noch fortwirkt und schafft mit einer so rüstigen Kraft,

[1]) Unter dem Datum des 18. Novembers 1815 hatten sich sechs Königsberger Studenten, die das Fragment 'Die Geheimnisse' gelesen und besprochen hatten, an Goethe mit der Bitte gewendet, ihnen eine „Andeutung" darüber zu geben, „welchem Hauptgedanken das vollendete Ganze entgegenzustreben bestimmt war". Goethe entsprach dem Wunsche durch seinen Aufsatz 'Die Geheimnisse' im 'Morgenblatt für gebildete Stände', Nr. 102, 27. April 1816 (Werke Bd. 41[1] S. 100 bis 105).

die selbst dem Alter zu trotzen scheint, und daß wir andern von Jahr zu Jahr, immer begierig horchend auf Ihr Wort, immer mit neuen Werken von Ihrer Hand noch fortwährend beglückt und bereichert werden. Welch ein seltnes Loos ward Ihnen, diese Kraft noch immerfort ungetrübt und unvermindert sich zu erhalten! Wie wenigen ist es doch auf der Welt beschieden, einen so langen und glücklichen Zeitraum hindurch so segensreich wirken zu können und selbst durch Werke der Schrift, die noch immer vollkommener und entzückender emporschießen, die schaffende produktive Quelle fort und fort zu bewähren und zu bethätigen! Danksagungen und Gebete zum höchsten Wesen, daß unser Liebling, dieser seltene Musaget, noch lange bis ins allerhöchste Alter uns erhalten werden möge, sind nur eins und fließen aus den Herzen aller Ihrer so zahlreichen Freunde und Verehrer! „Lange lebe unser Goethe!“ ist der einstimmige Zuruf von tausend Zungen in und außer Deutschland, damit noch lange Zeit neue Werke seiner schöpferischen Hand uns erheben und ergötzen mögen, damit er in Ruhe genieße, was er in Thätigkeit schuf!

Die neuen Produktionen, womit Sie uns dieses Jahr reichlicher beschenkt haben als je zuvor, nämlich die Fortsetzung des 'Faust'[1]), des 'Divan'[2]), der kleineren Gedichte, der Hefte über 'Kunst und Alterthum' u. s. w. haben auch mich unwiderstehlich gefesselt und müssen den Beifall jedes Lesers gewinnen. In 'Kunst und Alterthum' von 1827 haben mich besonders zwei Lieder sehr angezogen: „Freunde, flieht die dunkle Kammer, Wo man euch das Licht verzwickt“, und 'Hafis': „Was in der Schenke für Tumulte?“[3]) Auch das kleinere: „Naturphilosophie

[1]) Im Jahre 1827 war im 4. Bande der 'Ausgabe letzter Hand' mitgeteilt worden: 'Helena, klassisch-romantische Phantasmagorie. Zwischenspiel zu Faust.'

[2]) Der 'West-östliche Divan', um einige Gedichte vermehrt, füllt den 5. Band der 'Ausgabe letzter Hand', 1827.

[3]) Des sechsten Bandes erstes Heft von 'Kunst und Alterthum', 1827, enthält das Gedicht 'Warnung, eigentlich und symbolisch zu nehmen' („Freunde, flieht die dunkle Kammer“) (Werke 3, 356) auf Seite 216 und das Gedicht 'Hafis' („Was in der Schenke waren heute“) (Werke 6, 212) auf Seite 212.

ist Gottes Enkelin."[1]) Sie begeistern noch mehr für die Natur als für die Kunst und das Alterthum. Recht erfreulich ist das, was über 'Egmont' und 'Tasso' gesagt wird, so originell aus dem Französischen übertragen.[2]) Setzen Sie doch auch ja die Stellen fort, wo den elenden Kritikern und Verstandesmenschen, die so oft das Geistreiche der besten Werke ganz mißverstehn und verdrehen, z. B. des 'Tasso' und 'Faust', eben so feine als derbe Wahrheiten gesagt werden, ohne daß ein einziger genannt wird. Denn unser Zeitalter ist gar oft in Gefahr, von der Höhe der reinsten Poesie in die krittelnde, gemeine Verstandesregion hinabzusinken und an allem schulmeisterlich zu mäkeln; dies kann nicht oft genug gesagt werden. Ihre Zeitschrift würde dagegen besonders kräftig wirken können, da man jetzt so gern Zeitschriften lieset. Der Ausdruck „Brocardicon" ist mir ein Räthsel geblieben, hinter welchem sich gewiß auch noch mancher Logos versteckt hält, wie Sie es wohl auch beabsichtigt haben.[3]) Zu wünschen wäre es, daß dies und die anderen Räthsel in einem der nächsten Hefte erklärt würden, da wir Gelehrten sie doch ver-

[1]) Gemeint ist das Gedicht „Von Gott dem Vater stammt Natur" (Werke 4, 273), auf Seite 122 desselben Heftes.

[2]) Von 'Egmont' ist die Rede in dem Aufsatz Stapfers: 'Oeuvres dramatiques de Goethe, traduites de l'Allemand', von dem Goethe in des fünften Bandes drittem Heft und in des sechsten Bandes erstem Heft von 'Kunst und Alterthum' eine Übersetzung gibt, auf Seite 99 des ersten Heftes des sechsten Bandes (Werke Bd. 41 II S. 190), von 'Tasso' in dem Aufsatz: 'Le Tasse, drame historique en cinq actes, par Monsieur Alexandre Duval' (Werke Bd. 41 II, S. 260—266) auf Seite 123—133 des ersten Heftes des sechsten Bandes.

[3]) Unter der Überschrift: 'Brocardicon' bringt Heft VI, 1 von 'Kunst und Alterthum' auf Seite 46 die Betrachtung: „Die Kunst ist eine Vermittlerin des Unaussprechlichen . . .", die dann in die Sammlung 'Maximen und Reflexionen' eingegangen ist ('Schriften der Goethe-Gesellschaft' Bd. 21 Nr. 384). Die Bezeichnung „Brocardicon" stammt von Riemer, der sie in seinen 'Briefen von und an Goethe' erklärt als „treffende Sentenz, sowohl in ernster als in witziger Beziehung anwendbar", in engerer Beziehung als „Rechtsregel in sprichwörtlicher Fassung", dergleichen „zuerst ein gewisser Burchard (nach italienischer Aussprache Brocardo), Bischof zu Worms (um 1008) . . . zusammengetragen hat."

gebens zu entziffern suchen; manche liegen vielleicht sehr nahe. Neben den serbischen und altböhmischen Liedern, den persischen und türkischen[1]), würde es mir lieb gewesen seyn, auch eine Probe von den neugriechischen Liedern mitabgedruckt zu sehen, die ich vorigen Winter in Verdeutschungen und in Manuskript Ihnen zu übersenden die Ehre hatte.[2]) Doch war vielleicht der Raum oder die Zeit nicht mehr dazu hinreichend. Überdies haben Sie freilich auch in den früheren Heften schon neugriechische Lieder abdrucken lassen, doch waren es meist Klephtenlieder und Volkspoesie[3]); die von mir eingesandten unterscheiden sich dadurch aber von jenen, daß sie mehr von einzelnen namhaften griechischen Dichtern herrühren, nicht aus dem Volk. So dürfen wir denn also auch wohl die Neugriechen mit einschließen in den kernhaften Vers:

> Wie David königlich zur Harfe sang — —
> Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
> Sich gleicher Gabe wohlgemuth erfreun[4]) u. s. w.

Die von mir übersendeten Griechenlieder im Manuskript sind seitdem nun sämmtlich abgedruckt in meiner Schrift 'Eunomia',

---

[1]) Heft VI, 1 enthält auf Seite 51: 'Übersetzung zweier persischen Gedichte des Seïd Ahmed Hatifi Isfahàni', auf Seite 141: 'Nach dem Serbischen' (drei Gedichte von Wilh. Gerhard), auf Seite 188 Goethes Aufsatz 'Serbische Gedichte' (Werke 41 II, S. 281—284), auf Seite 193 Goethes Aufsatz 'Das Neueste serbischer Literatur' (über Simeon Milutinowitsch, Werke 41 II, S. 285—287), auf Seite 197 Goethes Aufsatz 'Böhmische Poesie' (über Beiträge in der 'Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen', Werke 41 II, S. 288. 289). Türkisches enthält das Heft nicht, wohl aber noch 'Chinesisches' ('Gedichte hundert schöner Frauen').

[2]) Mit Brief vom 12. Februar 1826, aus dem oben ein Stück abgedruckt ist. Iken nennt sein Manuskript: 'Asprospitia. Rosen und Lilien aus dem Blüthenhain der orientalischen Poesie und Literatur' (siehe unten S. 183).

[3]) Die Klephtenlieder ('Neugriechisch-epirotische Heldenlieder') (Werke 3, 213—220) in des Vierten Bandes erstem Hefte; 'Charon' (Werke 3, 221) in des Vierten Bandes zweitem Heft.

[4]) Das Gedicht „Wie David königlich zur Harfe sang" (Werke 4, 133) in Heft VI, 1 auf Seite 199 im Anschluß an den Aufsatz 'Böhmische Poesie'.

wovon drei Bände bei Herrn Göschen d. j. so eben erschienen sind, welche ich zwar nicht beikommend übersende, die aber doch beinahe gleichzeitig mit diesem Schreiben eintreffen werden, da ich dem Herrn Göschen Auftrag ertheilt habe, daß sie von Leipzig aus Ihnen nach Weimar zugeschickt werden sollen. Die Beiträge dazu im 2. und 3. Bande von Director Friedemann[1]) in Braunschweig, vom Advokaten Dr. Kind[2]) in Leipzig und Herrn Bibliothekar Hase[3]) in Paris darf ich wohl Ihrer gütigen Aufmerksamkeit empfehlen; das Werk enthält viele neue, bisher unbekannte Griechenlieder, heitern und ernsten Inhalts, eben so auch die zwei Bände der 'Leukothea', die Sie gleichfalls von Leipzig aus erhalten werden. Da Sie zuerst die Musterform in 'Kunst und Alterthum' angegeben haben, wie Griechenlieder übersetzt werden müssen, so darf ich auch voraussetzen, daß diese beiden Werke 'Eunomia' und 'Leukothea' einiges Interesse für Sie haben werden. Sollte es Sie nicht belästigen, so hoffe ich auch die Erfüllung der Bitte, daß es Ihnen gefallen möge, diese beiden inhaltreichen Werke im nächsten Heft von 'Kunst und Alterthum' gütigst anzeigen zu wollen. Vom Ertrag des einen wird

[1]) Friedrich Traugott Friedemann (1793—1853), Philologe und Schulmann, Konrektor in Zwickau, Konrektor und Rektor in Wittenberg, 1824 Direktor des Katharineums in Braunschweig, 1828 Direktor des Nassauischen Landesgymnasiums in Weilburg, 1840 Archivdirektor in Idstein.

[2]) Karl Theodor Kind (1799—1868), seit 1824 Advokat in seiner Vaterstadt Leipzig, zuletzt Justizrat und Mitglied des Spruchkollegiums, ein eifriger Philhellene, der die Kenntnis des Neugriechischen durch Veröffentlichung neugriechischer Poesien in Anthologien und Chrestomathien, auch durch ein Handwörterbuch der neugriechischen Sprache wirksam gefördert hat.

[3]) Karl Benedikt Hase (1780—1864), Schüler des Weimarer Gymnasiums, hatte als Student in Jena durch Verkehr mit griechischen Studiengenossen das Neugriechische sich zu eigen gemacht. Im Jahre 1801 war er nach Paris gegangen, hatte 1805 an der Kaiserlichen Bibliothek eine Anstellung gefunden, wurde 1816 Professor der griechischen Paläographie und neugriechischen Sprache an der École des langues orientales, 1832 Conservateur en chef au departement des manuscrits der Kaiserlichen Bibliothek, 1852 Professeur de grammaire comparée an der Faculté des lettres.

eine nicht unbedeutende Summe zum Besten der Griechen verwendet, zwar nicht vom Bremischen Griechenverein, zu dessen Stiftung ich vor einigen Jahren aufforderte, sondern vom Halischen Hülfsverein. In beiden genannten Werken wird an mehreren Stellen der Goethe'schen Schriften Erwähnung gethan, wie das Register nachweiset.

In dem neuen Bande Ihrer Gedichte[1]) gefällt mir ausnehmend die 'Metamorphose der Thiere', das 'Ultimatum' und das 'Allerdings, dem Physiker', nebst den zugehörigen, worin das tiefe Studium der Natur so kräftig zart empfohlen wird. Die Worte: „In's Innre der Natur, o du Philister, dringt kein erschaffener Geist" sind mir ganz aus der Seele gesprochen. Die 'Trilogie der Leidenschaft' muß jeden Leser von unverdorbenem Herzen bis zu Thränen rühren; wie die Worte mit Perlschrift gedruckt sind, so sind sie auch wie mit perlenden Thränen geschrieben — aber helle, reine, klare Thränen. In der zierlichen Taschenausgabe lieset es sich noch einmal so angenehm. Die 'Neugriechischen Liebe-Skolien' scheinen zum Theil aus Pouqueville[2]) entlehnt zu seyn, wiewohl umgeschmolzen und veredelt, z. B. die, wo das Mädchen mit einer Cypresse verglichen wird (Seite 235 und 236). Nichts ist aber wahrer gesprochen als die treffenden Worte: „Gedichte sind gemalte Fensterscheiben"[3]),

---

[1]) Gemeint ist Band 3 der 'Ausgabe letzter Hand' (1827). Hier steht auf Seite 97 die 'Metamorphose der Tiere' (Werke 3, 89), auf Seite 113 'Ultimatum' („Und so sag' ich zum letzten Male") (Werke 3, 106), auf Seite 112 'Allerdings. Dem Physiker' („In's Innre der Natur") (Werke 3, 105), auf Seite 19—30 die 'Trilogie der Leidenschaft' (Werke 3, 17—27), auf Seite 233—237 die 'Neugriechischen Liebe-Skolien' (Werke 3, 222—226).

[2]) François Charles Hugues Laurent Pouqueville (1770—1838), Mediziner, nahm teil an dem ägyptischen Feldzuge Napoleons als Wissenschaftler, wurde gefangen genommen und lernte als Sklave Tripolis und seit 1799 Konstantinopel kennen. Hier wandte er sich neugriechischen Studien zu. 1801 nach Paris zurückgekehrt, veröffentlichte er 1805: 'Voyage en Morée, à Constantinople et en Albanie'. Er wurde französischer Konsul in Janina und Patras. Sein 'Voyage en Grèce' erschien 1820—1822.

[3]) Das Gedicht: „Gedichte sind gemalte Fensterscheiben" (Werke 3, 171), das erste Gedicht der Sammlung 'Parabolisch', steht in Band 3

die schon früher, glaub' ich, in 'Kunst und Alterthum' standen, aber dem Laien nicht oft genug wiederholt werden können; solche Kernworte bedarf zumal der rohe, schwer wandelnde Deutsche manchmal, um ihn ein wenig aufzurütteln und ihn empfänglicher für Poesie zu machen, für mäkelnde Kritik aber abzustumpfen, die mir ein Gräuel ist und es allen seyn sollte — „Freunde, da wär' es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu seyn."[1])

Nun aber 'Helena, Zwischenspiel zu Faust'![2]) Ein wahres Geschenk von Ihrer milden, lieben Hand! Zum ersten Mal edle Gräcität mit hoher Romantik verbunden! Beide verschwistert, gehen sie ruhig Hand in Hand, ohne einander zu schaden, in harmonischer Eintracht. Faust ist Repräsentant des Romantischen, Helena der griechischen Simplicität; wie Alterthum und Mittelalter hier in einander verwebt sind, ebenso sagt auch Helena zu Faust (Seite 276): „In dich verwebt, dem Unbekannten treu"[3]), gewiß eine der schönsten Stellen, zumal für den Leser, der ein Liebender ist, den sie gewaltig ergreifen muß. Aber zu den Räthseln gehört hier wieder die „Aureole" (Seite 300), die wie ein Komet zum Himmel aufsteigt.[4]) Vermuthlich ist dieser Ausdruck aus den nekromantischen und thaumaturgischen Büchern des Mittelalters entnommen und deutet wohl den Nimbus oder Heiligenschein an, der mit der Seele zum Himmel aufsteigt, wenigstens ist hier das „Körperliche" demselben entgegengesetzt. Möchten wir doch diesen fremden Ausdruck nächstens in 'Kunst und Alterthum' erklärt finden! Niemand hat schöner in Worten gemalt und gezeichnet als die Schilderung

---

der 'Ausgabe letzter Hand' auf Seite 179, hier zum ersten Male veröffentlicht. Iken irrt, wenn er glaubt, die Verse seien schon vorher in 'Kunst und Alterthum' (wie freilich acht andere Nummern der Sammlung 'Parabolisch') gedruckt worden.

[1]) Aus dem Gedicht auf Karl August: „Klein ist unter den Fürsten Germaniens ...", Nr. 34b der (Venetianischen) 'Epigramme' (Werke 1, 315, Vers 172).

[2]) In Band 4 der 'Ausgabe letzter Hand'.

[3]) Vers 9416.

[4]) Nach dem Sturz Euphorions, nach Vers 9902.

der griechischen Landschaft (auf Seite 281)[1]), wo das „Zackenhaupt", die „Altwälder" und die „Wollenheerden" so üppig frisch koloriert sind. Herrlich heißt es da:

> Läßt nun der Fels sich angegrünt erblicken,
> Die Ziege nimmt genäschig kargen Theil . . .
> Und eigensinnig zackt sich Ast an Ast (die Eiche),
> Der Ahorn mild . . .
> Steigt rein empor und spielt mit seiner Last.

Diese malenden Worte sind unübertrefflich schön; der erste Theil des 'Faust' enthält fast nicht so schöne Stellen, wenigstens nicht in diesem Genre, welches ganz neu ist. Reizend ist das Gemälde: „Feigen und Apfelgold"[2]) und das große Bacchanal der Weinlese (Seite 296 und 306)[3]), womit das Intermezzo schließt. Die eigenthümliche neue Sprache desselben erinnert oft an die Behandlungsweise der 'Pandora', wie z. B. das „flache Rund"[4]), „ein edles Zwei"[5]) pp. Viele Stellen sind aber auch eben so schwer zu verstehn wie in jenem Stück. Möchte es daher dem Dichter gefallen, von seiner Höhe uns zuweilen einen Blick in die Geheimnisse seiner Kunst thun zu lassen und uns den Schleier zu lüften! In dieser Hinsicht wiederhole ich auch das ergebene Gesuch, uns über das räthselhafte Gedicht: 'Ilmenau' (zum Geburtstag des Großherzogs von Weimar geschrieben) in 'Kunst und Alterthum' einigen Aufschluß zu geben, wenn die Umstände es gestatten, eine Bitte, die ich vor geraumer Zeit im Namen einiger Freunde bereits an Sie zu richten mir erlaubte. . . .

Mit der größten Hochachtung und Verehrung beharre ich

Ew. Excellenz ergebenster Diener

Bremen, den 25. August 1827. Dr. Carl Iken.

---

[1]) Die Schilderung Arkadiens, Vers 9526 bis 9553.

[2]) Vers 9832.

[3]) Vers 10022—10038.

[4]) Vers 8573.

[5]) Vers 9700.

Am 30. August 1827 hat Goethe den Reisenden Gustav Parthey und den Kanzler v. Müller bei sich zu Gaste. Durch den Besuch, den ihm zur Feier seines Geburtstages König Ludwig von Bayern abgestattet hat, ist er in beste Stimmung versetzt. Er ist heiter und gesprächig. „Aus dem Norden", so erzählt er, „habe ich kürzlich die schönsten und zartesten Äußerungen über meine 'Trilogie' und über 'Helena' vernommen. Jene hat man mit der Perlenschrift der Tränen geschrieben genannt." Er denkt dabei an den zweiten der mitgeteilten Briefe Ikens.

Karl Jakob Ludwig Iken (1789—1841), in Bremen lebend als Schriftleiter der 'Bremer Zeitung', hatte sich schon 1820 Goethen bekannt gemacht durch Übersendung des Manuskriptes seiner Übertragung des persischen 'Tuti Nameh' ('Papageienbuches'), der Goethe eine freundliche Anzeige im ersten Heft des Vierten Bandes 'Kunst und Alterthum' (1823) gewidmet hatte (Werke 41^{II}, 16—19). Sein Hauptverdienst liegt in seinen Bemühungen um die Verbreitung der Kenntnis der neugriechischen Literatur, und hier traf er mit Goethe zusammen, der, seit ihm im Jahre 1815 Werner v. Haxthausen einige neugriechische Volkslieder mitgeteilt hatte, vor allem aber seit 1822, dem Zuge der allgemeinen philhellenischen Begeisterung folgend, dem neugriechischen Schrifttum seine Teilnahme zugewandt hatte. Schon das 1. Heft seiner ersten Veröffentlichung: 'Hellenion. Über Kultur, Geschichte und Literatur der Neugriechen', Leipzig 1822, hat Iken im Januar 1822 an Goethe gesendet (Tagebücher 8, 317), dann folgte, abgeschickt am 12. Februar 1826, das Manuskript der 'Asprospitia. Rosen und Lilien aus dem Blüthenhain der orientalischen Poesie und Literatur. Herausgegeben von J. G. L. Kosegarten, Professor der orientalischen Sprachen in Greifswalde, vormals in Jena, und C. J. L. Iken, Doktor der Philosophie in Bremen.' Für dieses Werk hat sich kein Verleger gefunden; es wird verzeichnet in Goethes Tagebuch vom 23. Februar 1826. Nun kündigt Iken am 25. August 1827 seine beiden Hauptwerke an, beides wertvolle Materialsammlungen zur neugriechischen Kultur- und Literaturgeschichte:

'Leukothea. Eine Sammlung von Briefen eines geborenen Griechen über Staatswesen, Literatur und Dichtkunst des neueren Griechenlands. Herausgegeben von Dr. Carl Iken. Aus der griechischen Handschrift verdeutscht, nebst Beilagen des Herausgebers ... Leipzig, bei C. H. F. Hartmann.' 2 Bände, 1825;

'Eunomia. Darstellungen und Fragmente neugriechischer Poesie und Prosa. In Originalen und Übersetzungen. Aus englischen und französischen Werken, und aus dem Munde geborener Griechen entlehnt. Mit Beiträgen von verschiedenen Verfassern. Für Gelehrte und Nichtgelehrte gesammelt von Dr. Carl Iken. Grimma, bei Carl Friedrich Göschen Beyer.' 3 Bände, 1827. Der dritte Band hat den Titel:

'Eunomia. Dritter Band. Enthaltend: Neugriechische Volkslieder im Originale und mit deutscher Übersetzung, nebst Sach- und Worterklärungen, herausgegeben von Karl Theodor Kind in Leipzig.' Der zweite Band enthält von dem bedeutenden Orientalisten Carl Benedikt Hase: 'Rede über den Ursprung der neugriechischen Sprache', verdeutscht von Friedemann, ferner von Friedemann: 'Über die prosodischen und metrischen Eigenthümlichkeiten der neugriechischen Sprache.' Im ersten Bande wird ein neugriechisches Lied: 'An die Geliebte' (die einzelnen Strophen beginnen: „Ach wär' ich doch ein Spiegel ...", „Möcht' ich ein Kamm doch werden ...", „Ich wollt', ich wär' ein Lüftchen ...", „Wär' ich der Schlaf doch endlich ...") verglichen mit Goethes 'Liebhaber in allen Gestalten' („Ich wollt', ich wär' ein Fisch", Werke 1, 32), so schon in 'Asprospitia'.

Beide Werke, 'Leukothea' und 'Eunomia', werden am 8. September 1827 von Kind übersendet: „Ew. Excellenz sende anbei in Auftrag des Herrn Dr. Iken in Bremen die von demselben herausgegebene 'Leukothea', wie die soeben erst fertig gewordene 'Eunomia'.

Eine kurze Anzeige der 'Leukothea' gibt Goethe im 2. Heft des Sechsten Bandes von 'Kunst und Alterthum' (1828) auf S. 342. 343 (Werke 41 II, 324): das Werk sei willkommen und brauchbar, müsse aber mit Vorsicht benutzt werden, da es von einem erklärten Philhellenen dargeboten werde.

Mit der 'Eunomia' beschäftigt sich Goethe am 12. Oktober 1827: Tagebuch: „Ich las den ersten Teil von Ikens 'Eunomia'." Im 2. Heft des Sechsten Bandes von 'Kunst und Alterthum' widmet er dem Werke spärliche Worte, S. 413 (Werke 41 II, 353). Etwas ausführlicher wird er in einer Sonderbetrachtung des dritten Bandes, der 'Neugriechischen Volkslieder' Kinds (Tagebuch 18., 20. März 1828) auf S. 343—345 desselben Heftes (Werke 41 II, 325. 326).

Iken wird von der öffentlichen Anerkennung, die Goethe seinen Mühen gezollt hat, kaum befriedigt worden sein; um so mehr wird ihn der Brief beglückt haben, mit dem der Dichter sein Schreiben vom 25. August 1827 beantwortet hat. Dieser Brief, datiert vom 27. September 1827, ist einer der aufschlußreichsten, die Goethe im letzten Jahrfünft seines Lebens geschrieben hat; nur widerwillig fügen wir uns dem Zwang des Raumes, der uns verbietet, Goethes Worte (Briefe 43, 80—85) aufs neue abzudrucken. Beigelegt waren die erbetenen Erklärungen der Ausdrücke „Brocardicon" und „Aureole"; die erste ist verschollen, die andere mitgeteilt Werke 15 II, 126, und Briefe 43, 85.

VI. Karl Ernst Schubarth.

Versuch einer Ergänzung des zweyten Theils zum 'Faust'.

Erste Scene.

(Nach der Flucht aus dem Kerker. Faust folgte Mephistopheles, als dieser ihn mit der eigenen Lebensgefahr bedrohte.)

Faust.

Nichtswürdigkeit ohne gleichen! So davon zu fliehen! und um mein eigenes schmachvolles Leben nur zu retten, sie im Stiche zu lassen. — Aber konnte ich denn die noch retten, die ich in solch ein Elend gestürzt hatte? Vorher hätte ich ihr beistehen sollen! Da war's an der Zeit, als ich ihr, der ganz Glücklichen, nahte, sie vor mir als ihrem größten Unglück zu warnen! — Und wenn ich auch alle ihre Banden löste, vermöchte ich, ihr die verlorene Ehre und die zerrütteten Sinnen wiederzugeben? Was kann ihr die unbarmherzig richtende, die gefühllos-streng ahndende Menschheit noch nehmen, was ich ihr nicht schon längst genommen? Weh mir! Ich bestahl sie und ward zum Räuber an Schätzen, die sich mir frei und arglos darboten, weil sie glaubte, ein Freund sey gekommen. Jetzt ist es das entblätterte Bäumchen, dem der Sturm den Wipfel eingeknickt. Nun rodet man den fruchtlosen Stamm aus und wirft ihn in's Feuer!

Und ist nicht der Tod ein lösender Engel für sie? In Henkersgestalt tritt ein Arzt heran und führt ein breites Eisen, das dem Krebsschaden nur ein Ende macht, der die lieblichste Gestalt ergriffen.

Sie stirbt unschuldig und darf hoffen, des Paradieses Wehen und Kühle zu kosten, das allen Erdenschmerz ausheilt! —

Aber ich Unseligster! ich kann nicht sterben! Ich muß leben! — Vom Tode sollte ich hoffen, was das Leben mir nicht gewähren mochte? Ich tauschte nur ein unbekanntes Unsichere gegen ein bekanntes ein! Und wollt' ich auch enden: versöhnt, mit dem Leben abgefunden, es sey auch wie es sey, vermag ich nicht zu sterben. Reue, Buße und Gnade sind mir verschlossen. Zu selbstbewußt, zu hoch und klar begann ich! Nicht den leichten Irrthum

nur kann ich vorgeben, der das Verzeihen leicht bereit findet. Ich vermaß mich der Manneshöhe, die Göttern selbst nicht weicht! So muß ich vorwärts denn und immer vorwärts die Bahn verfolgen, und neigte sie auch stets mehr abwärts und jäher in's Freche hinab! Geduld und Standhaftigkeit sind es allein, auf die ich mich zu verlassen habe. Und zerberstet auch zuletzt dieses Herz: so war sein stolzer Wille nur einigermaßen ein würdiger dann, wenn er dem Übel, das sein Vermessen grimmig bestraft, nicht feig und weichlich unterliegt.

Ja, ich bekenne mich schuldig! Der letzte Schimmer von Hoffnung und Glaube verschwinde!

Denn dieß Loos ward dem Menschen, daß er sich vermißt und seinen Willen dem All verkündigt. Da vernimmt zuerst ein böser Geist die Ausforderung, als wenn, was wir gewollt, und das Wollen selbst, ein ursprünglich Böses nur, kein rechter Wille schon wäre! Es übt der böse Feind seine Macht und Gewalt über uns. Wir aber?! — Ja, wir sind doch glücklich und trotzen ihm, wenn wir im Sturze selbst nicht verschmähen, die sparsam und knapp zugemessenen Freuden noch zu haschen!

Doch was bewegt mir den Geist so plötzlich? Wohin enteilen die Gedanken alle?

Ist nicht des Wurmes Leben hier willkürlich in meine Gewalt gegeben? Langsam kriechend bewegt er sich auf dem Boden. Seine Straße und mein Weg kreuzen sich. Denn berührt ihn nur die Spitze meines Fußes, den ich hebe weiterzuschreiten, so liegt er zermalmt, in seinem Daseyn vernichtet da. Und was kümmert's mich! Mir befiehlt ein innerer Drang aufzustehen und fortzuwandeln! Und wenn es tausend Würmern das Leben kostet, ich lasse mich nicht halten! —

Dieser schlanke Baum hier steht in der schönsten Fülle seines Wachsthums. Ob er es wohl weiß, welche herrliche Pracht der Natur mit seiner Erscheinung sich entfaltet? Fühlt er es, oder fühlt er es nicht? — Und wenn er etwas davon ahnen sollte, wehe ihm dann! Was frag' ich darnach. Ich bedarf einer Hütte, meine Glieder verlangt nach Wärme. Nieder muß er ohne Gnade, und ich schlag' ihn ein!

Dort die herrliche Blume: ihre Farben, ihr Geruch reizt mich.

Könnte ich denn an der bloßen Augenweide nicht schon genug haben? Sie scheint so freundlich sich mir entgegenzuneigen zum Danke, daß ich sie bemerke. Nein! ich töte ihr Leben, reiße sie vom Stengel herab, um es bloß meiner Nase und mir bequemer zu machen! Doch die verdorrte werf' ich dank- und erinnerungslos in den Staub.

So ist der Mensch ein Tyrann, ein Frevler gegen Lebendiges und Totes um ihn her. Weil er der Mächtige ist, opfert er alles seinem Willen, seinen Zwecken auf. Schonungslos sieht er alle Kreatur an und behauptet seine Willkür, seine Übermacht als ein Recht!

Und wie? wir erstaunen noch, wenn, wie wir nicht achtend unsern Willen grenzenlos gegen die ganze übrige Schöpfung geltend machen, in unsere liebsten Wünsche ein feindlich, übermächtig Wesen zwingend sich eindrängt? Wenn wir die Willkür an uns selbst erfahren müssen, die wir, so hintaumelnd, an allem ausüben? —

Ja, nun verehr' ich dich, Satan, als eine heilige Macht!

Wir bilden uns ein, die Starken zu seyn. Du weist uns empfindlich den schwachen Fleck! Und wenn wir zu hochmüthig sind, darauf hinzuschauen, die Augen zuschließen, es eine teuflische, boshafte Verläumdung nennen, wer ist dann der Sophiste, der Lügner, wir oder du?

So will ich nicht länger jammern und klagen! Du hast dich deines Rechts wohl bedient. Ich dämmerte zwischen Unvermögen und großem Wollen, Verrath und Unschuld. Du stürztest aus der Halbheit mich in's volle Unglück. Weiter hast du nichts gethan. Ich aber, was ersann ich denn? Ich sah der Wahrheit und ihrer Wissenschaft in's Antlitz. Mit einem Halbgesicht davon dacht' ich mir einen Gottesdienst zu bereiten und wo nicht der Gott selbst, doch sicherlich der einzige Priester der heiligen Schau zu seyn!

Dich reizenden Himmel da droben klag' ich nun nicht länger an, wenn du von uns weichst und, durch die ewige Kluft geschieden, uns dein Anschauen nur vergönnst. Wir glauben ein Recht an dich zu haben. Aber womit haben wir es bewiesen? Ist es der stolze, anmaßliche Anspruch schon? — Da geschieht eine

große Wahrheit, wenn uns das Böse von unten her auf dem Boden, auf dem wir tief stehen, mit ehernen Fäusten erfaßt, daß wir merken lernen, wie erhaben das Gute, das Rechte, das Heilige über uns schwebt. Echt himmlischen Stammes, wie es ist, sollen wir, ihm unterthan, knieend, es verehren, nicht Gebieter, Herrn desselben uns wähnen!

Ja, wir verdienen des Teufels Macht und Zucht! Denn nur zu herrschen, in den Frevel willkürlicher Gewalt alles hineinzuziehen, augenblicks zu genießen und des Erfolgs gewiß zu seyn, nicht zu staunen, zu verehren, anzuerkennen, zu schätzen, zu erharren und abzuwarten, ist unser Sinnen und Denken.

Glücklich will ich mich preisen, daß ich einen der Meister der Hölle selbst fand, nicht einen Handlanger bloß, der meine Unarten seinen ärgsten Teufeleien verschwistern konnte, die ich für Tugenden hielt, vor denen sich das All neigen sollte.

Komm her, du böser Geist! Nicht schelten soll man dich, wenn du lügst und arg nur bist. Du hast es doch vor dem Menschen voraus, daß du nichts vorher verkündigst, was du nicht hinterher bist und bleibst. Komm her! Laß mich die Lügen, das Falsche, das Gleißnerische in mir selbst und meinem ganzen Geschlecht noch weiter schauen! Du bist der rechte Führer. Wie ich dein war zu Anfang, so will ich dein beharren bis zu Ende. Auf rechter Bahn vermocht' ich allein mich nicht zu halten. So will ich es nicht verhehlen, daß ich der Stütze und welcher Stütze ich bedarf!

Fortführung.

Aus dem Vorstehenden erhellt, daß Faust das Bündniß mit Mephistopheles erneuert, ja verstärkt. Zum Dank dafür verheißt Mephistopheles seinem Gebieter, daß ihm nichts Arges mehr widerfahren solle. Das Schlimmste, das Sauerste hab' er überstanden. Jetzo werde das rechte Leben, Genuß und Spaß erst anheben und der Teufel seine eingegangenen Obliegenheiten zu erfüllen vermögen. Denn hoffentlich werde über die Thorheiten anderer Faust sich nicht betrüben wollen, da er an sich erfahren, wie schwer es sey, den eigenen Wurm loszuwerden. Auf Tollheiten und Lachen, sich und andere zum Besten zu haben, sey es mit dem ganzen Leben nur abgesehen. Wer aber mit dieser

lustigen Wendung nicht zufrieden sey, sondern sonst was von höhern Dingen träume und fasele, der kaufe sich einen Strick oder er kriech' in den Winkel, meide der Sonne Licht und überrede sich, in Schmerz und Klagen bestehe das Glück.

So nehmen denn beide ihren Schritt in die Welt. Und zwar geht es für dießmal in die große Welt.

Was machen wir viel Umschweife! Mephistopheles spielt gar bald den Meister überall, noch besser fast als auf dem Brocken, und weiß es an hohen Herrn und Damen herauszulocken, daß man sich hinter einem Würdigen und Rechten nur so lange verstellt hält, bis man den ersehnten Augenblick erharrt hat, da man die beschwerliche Maske, dem willkommenen höhern Vortheil zu Liebe, ungescheut wegwerfen kann. Hier gewährt denn das Maskenabziehen alle Lust, wie wir uns freuen, wenn Freunde, die auf der Redoute uns berücken wollten, von uns überlistet werden, daß keine Mummerei den echten, wohlerkannten Charakter vor unserm Seherblick verhüllen kann. Ein solch Maskenhaus ist die ganze Welt! Und es kommt nur darauf an, daß man bei Zeiten seine Leute erkennt!

Faust kommt nun bei solchem Spiel der Doktor nicht mehr der Quere. Im Gegentheil ist es wohlgethan, wenn er an sich hält, und während der Teufel nur allzu reich den Stoff spendet, sinnt, wie man die herrlichen Sachen klüglich zu einem System verständiger Lebensart verbinde, das uns stets vor allen obenan erhalte. „Wenn man nicht andern nützen kann", ist die Hauptlehre, „so lasse es man wohl bleiben, sich selbst zu schaden. Sich suche man stets zu wahren; denn niemand kann uns so sehr lieben als wir selbst. Den Mitgenuß eines Vortheils, den wir besitzen, mögen wir aller Welt gönnen; denn das schafft nur freundliche Gesichter und macht uns zu Herrn. Doch den Grund, den Quell solches Besitzes sollen wir uns wohl hüten, irgend jemand, nicht dem Busenfreund, zu offenbaren. Ist das Geheimniß erst heraus, dann macht man uns saure Gesichter, und wo wir vorher Herrn waren, da sind wir nachher Knechte."

Wie dieß System erfunden und in Ordnung gebracht ist, da sollte man sehen, wie Mephistopheles und seine ganze Höllenschar bemüht sind, die Stärke und Unübertrefflichkeit des

Systems vor aller Welt zu entfalten. Faust ist ein gesegneter Mann. Wohin er tritt, wächst das Glück aus dem Boden hervor. Es vermag der Doktor mehr, als Majestäten können. Von ihm pflanzt sich das Glück auf andere. Kein Rath, den er ertheilt, wäre, der nicht seinen Befolger mit Wucher lohnte. Was kommen wird und kommen kann, er sagt's auf's Haar voraus! Kein Wunder, daß zuletzt unser Doktor ein allgeliebter Mann ist. Nach ihm senden Kaiser und Könige in unsichern Fällen; dem Papste selbst schwindet seine Unfehlbarkeit vor ihm. Matronen, Jungfrauen, Pfaffen und Juristen, Feldherrn und Minister, alle drängen sich um den Doktor, um wo möglich was von seiner Weisheit zu profitieren und in der Kunst was zu erlernen, welche Unfehlbarkeit allen unsern Wünschen verleiht.

Und so durchzieht er alle Lande und setzt bei hübschen Frauen, wie weiland Herkules, eine tüchtige Nachkommenschaft aus, daß die Nachfolge nicht fehle!

Begnügt und zufrieden ist er! Da naht die Zeit, für soviel Gutes den Urheber, den Teufel, zu belohnen. Nicht wie mancher Herr, der seiner treusten Diener am Ende vergißt, denkt der Doktor. Er ist bereit, Mephistopheles' Wünschen zu willfahren. Auch begehrt der nichts Schlimmes. Es ist nur eine Reise geradezu in den Himmel, und Faust soll nur dort vor dem ganzen versammelten Hofstaat seine Zufriedenheit mit Mephistopheles' Dienst bezeugen. Dort oben bemitleidete man den Pferdefuß stets. Es ist nichts als ein kleiner Triumph über die betrübten Engelsgesichter. Und daß man für künftige Zeiten den Respekt vor dem Pferdefuß nicht vergesse, wenn er in dieser Versammlung sich wieder zeigt, so ernennt Mephistopheles den Dr. Heinrich Faust ein für allemal zu seinem dienstthuenden Kammerherrn für die Dauer jedesmaliger Anwesenheit am himmlischen Hoflager. Auch hat er den Ort und die Station nie zu verlassen, wenn selbst derjenige, der ihm das Schlüsselamt verliehen, um gewisser Ursachen willen anderswo seinen Aufenthalt zu nehmen beliebte. Im übrigen ist seine Zeit frei, und kann er dieselbe nutzen, sich zu insinuieren.

Schlußscene.

Der Herr,
Die himmlischen Heerscharen

Mephistopheles mit Faust.

(Mephistopheles hat nicht versäumt, die neue Mär unverzüglich mit großem Pathos zu verkündigen, daß Faust bei vollkommensten Sinnen auf seine Seite getreten und bereit sey, wenn es der Herr nur anders erlaube, den Knecht jetzo für ihn im Himmel zu machen. Denn so lautete der Vertrag:

Ich will mich hier zu deinem Dienst verbinden,
Auf deinen Wink nicht rasten und nicht ruhn;
Wenn wir uns drüben wieder finden,
So sollst du mir das Gleiche thun.

Worauf der Herr die Rechenschaft von Faust abnimmt. Da dann folgende Wechselreden vorgefallen seyn mögen.)

Faust.

Du siehst mich hier vor dir, o Herr, bestürzt stehen! Die Rechtfertigung, auf die ich vor Jahren gesonnen, entfällt mir in diesem Augenblick! Denn welches selige Wesen selbst empfände nicht sogleich sich schuldig, wollte es dir gegenübertreten, um seiner Vollkommenheit aus sich selbst gewiß zu seyn. Und ich stehe hier mit dem ganzen schweren Erdenschicksal, ja mit seinen Gräueln belastet vor dir.

Statt der Entschuldigung kann ich nur eine Erklärung geben, wie ich des Rechts, das du dem Menschen verliehn, mich bedient.

Zum Höchsten, was die Erde kennt, glaubt' ich mich berufen, zum Erkennen! Ich schwang mich über alles, was Menschen Gewißheit und ein Besitz im Wissen schien, hinaus. Doch leider vermocht' ich nur die Unsicherheit und das Schwankende in aller menschlichen Einsicht zu erkennen, nicht jedoch zu den Quellen der gewissern Natur selbst hinzudringen! So verwirrte mich nur die Halberkenntniß, und daß ich mich bloß klüger wußte zu wissen, was man nicht wisse, erschuf mir die bittre Pein. Denn der, so andere schuldig findet, ohne das Bessere selbst zu ver-

mögen, sündigt am schwersten. Dergestalt mußt' ich den Dünkel und Fürwitz nur allzu tief büßen! Verschwunden war alles, was eine Menschenbrust mit Freudebeben hebt, mich grinsete in allem nur ein hohler Wahn an! Jedes Glaubens, jedes Hoffens Sterne erloschen, und Feuerschnuppen nur gleichend, die täuschend am Himmel kreisen, eine niedrige Geburt der Erde, nicht in dem ewigen Äther befestigt, außer [? aus ?] allem Gewölk und Gedünst erzeugt, verbrannte ich alles um mich her, was den beschränkten Menschen so leicht und hold befriedigt.

Nur die Natur, als tiefsten Kern und Inhalt aller Wissenschaft, wollt' ich erfassen! Nichts Wenigeres sollt' es seyn, woran ich meine Kräfte erproben möchte. Und doch eben diese Kräfte, die so stolzem Ziel sich entgegensehnten, die sich wetteifernd nur zum Allerhöchsten hindrängten, die hatte ich nicht, mich selber hatte ich leider noch nicht erkannt und erfunden! Wozu die Vermögen alle im Menschen, die Begierden, die Sinnlichkeit wären, wovon jenes wunderbare Wechselspiel von hohem geistigem Verlangen und an Thierheit reichendem Bedürfniß abhange, darnach hatte ich nicht gefragt. Ich glaubte, ein übermenschlich Wesen höherer Art, über solche Forderungen mich entrückt. Und so blieb ich im Menschlichsten gerade ein Kind, roh und unerfahren: während das Weltganze und die Höhen der Gottheit meinem Geist nur ein einzig würdiger Stoff schienen! Erst spät, durch manches Drangsal gezüchtigt, sollte mir der Gedanke klärer und einigermaßen hell werden: wenn wir die Welt als Ganzes würdig empfangen wollten, müßten wir uns selbst irgendwie als ein Ganzes ihr erst dargebracht haben!

So fand mich dieser hier! Und leider, was er an mir that, bewies, daß er seinen Mann nur allzu wohl kannte! Ich bezeugte mich im Nächsten ungeschickt und täppisch. Nur zu bald offenbarte es sich, daß kein Maß in mir lebte: der Triebe Gewalt übermannte mich bei allem! Nicht einmal zum Genießen war ich geschickt, ohne mir, und wehe! daß ich es vor dir bekennen muß, ohne andern zu schaden!

Ja, Herr, da fühlt' ich mich des Höchsten nicht länger werth! Tief beschämt, doch ohne daß mein Herz die Bitterkeit des Menschenschicksals länger angeklagt hätte, glaubt' ich beim Untern

verharren zu müssen! Darf ich es bekennen? Der Geselle, den ein verzweifelnd Bestreben aufgerufen hatte und dessen Dienst zuerst ich als bloßen Hohn, nicht als Dank für ein edleres Bemühen empfing, er ward mir immer werther! Ich mußte ihn zuletzt bewundern, wie er jeder Spur einer menschlichen Schwachheit so sicher und gewiß nachging! Was er mir entdeckte, was er an andern offenbarte, alles überzeugte mich, der Mensch verhöhne nur, was er außer seinem Selbst noch höher preise und rühme!

Verzeih, o Herr! Da glaubt' ich, wenn wir alles gehörig und recht an uns erwögen: es sey zur Klugheit nur, die sich und andern wenigstens nicht das Unheil bringt, wenn sie nichts nützen kann — nicht zu jener Weisheit, die sich in's Chor der Welten drängt, um überirdisch den Einklang alles Wesens zu schauen und darzustellen — dazu sey allein der Mensch und kaum dazu hinreichend! Hier ist nicht von einem gewordenen Seyn die Rede, wie es ein ewiger Augenblick licht und immer licht besteht. Von einem Zusammenhange, der wird und das Widrigste oft vergeblich zu gatten sucht, davon handelt es sich! Und wie selten ist es möglich, was wir wollten und begehrten, in seinem Widerstreit zur Einigkeit im Thun aufzulösen! Und wie auf der Erde des Sonnenlichts höhere bildende Gewalt sich bloß beschränkt, daß es aus der Finsterniß stummer Nacht ein gemildert Grau hervorruft und seines Schattens trägen und trüben Gang durch einer Farbenreihe Fluß zu bewegen, zu beleben sucht, doch so, daß der Schatten nicht weicht, sondern ein mehr oder weniger verdunkelter Schatten nur bleibt, so, Herr, fand ich zuletzt, müsse der Mensch, ja müsse der Gott, der ihn erschuf, schon begnügt seyn, wenn die dunkle Grundlage, die den Urstoff unseres Daseyns bildet, nur nicht jedes Schimmers und Glanzes entbehrt. Wenn wir uns heiter und behaglich im Sinnlich-Nächsten zu fassen wissen und keinen Schmerz zu hoch nehmen, als ob er uns nur wie ein einziges fluchwerthes Schicksal zugemessen sey, dann mildert sich und erhellt sich des Menschen dunkeles Loos! Ja die Ehrfurcht vor dem Höhern stellt sich reiner her, indem wir es für sich überweltlich und übermenschlich in seinem rein gezogenen Kreise betrachten und denken, so daß es jener bunte

Wechsel des Menschengeschicks niemals berührt und verletzt. Denn der Kohle schwarz Gesicht kann ein helles, lichtes Feuer wohl vertilgen, das du ihr zu nah vermählst, nicht verwandeln. Entzünde sie durch der vollen Flamme Macht: wie bald liegt sie ein unnützer Haufe vermodernder Asche da! Läßt du sie matt und langsam erglühen, sie erwärmt und erquickt dich noch spät. So bedacht' ich mich zuletzt, o Herr, und vollführte den Lebenslauf darnach. Und so stehe ich zugleich begierig, ja sehnsüchtig hier, dein höchstes Urtheil zu empfangen. Es falle auch wider mich aus, wie es muß: ich werde es beglückt vernehmen. Denn wenn auch strafend, ja verdammend deine Hand sich auf uns legt, so ist es und bleibt es doch noch deine Hand. Nur das Daseyn, die Kreatur wäre ganz verlassen, ihr ganzes unseliges Geschick vollendet, die auch der Gunst deines Zornes nicht mehr werth wäre. Nie hab' ich als Mensch auf eine höhere als diese Gunst meiner Gottheit gerechnet. Auch weiß ich nicht, so sehr ich mich bescheide, ob der glücklichste, der dir wohlgefälligste Mensch mehr erreichen kann, als daß du sanft zürnend und strafend deine Liebe und Gnade ihm erweisest.

Der Herr.

Du rufst die Wahrheit auf? Fürwahr, der Erde Loos, so groß ich es ersonnen, hat dieß Mißgeschick, daß ein höchstes Wehe das Trefflichste und Beste dort aufwiegt. Muß ich es selber doch erwarten, was die Erde mir senden will. Wenn alles dort verdürbe, ich dürfte nichts dazu thun! Doch bin ich auch dafür gewiß, daß von den unzähligen Anlagen nicht wenige dem liebsten meiner Wünsche sich von selbst entgegenheben, und was ich glaube, das irgendwo der Vollendung seiner Gottheit entgegeneilt, davon verleiht mir die Erde nicht das Spärlichste nur.

Du sprichst dich frei und wagst es; so hätt' ich kein Recht mehr, dich zu verdammen!

Ich verzeihe dir! Ich bin es schon so gewohnt, daß die Halbscheid des Menschengeschlechts, der ich den Vorzug vor dem Thier verlieh, die höhere Begabung mit einem übermüthigen, frechen Gebrauch lohnt. Es ist nicht mein Wille gewesen, daß alles Fürsten, Könige, Helden, Heilige, Ausgezeichnete auf der Erde

wären! Ich fügte darum die verschiedenen Ordnungen und stellte zuletzt die Menge zahllos, schwach und mit dem Nothwendigen nur versehn. Sie sollte kein Pöbel mir werden. Deßhalb schaut' ich ihrem Bedürfniß vor und ließ ihr manches zu! Ich forderte keine Tugend von ihr und überließ ihr der Selbstheit gewaltigen Trieb. Doch nicht schrankenlos, willkürlich sollte sie mir um sich greifen! Die Klugheit, den Verstand, das Gesetz ordnete ich ihr zu, damit sie sich selbst wahrnähme. Im Sinnlich-Nächsten, heiter und gefällig, eröffnete ich ihr ein Feld und ließ sie besitzen und ergreifen, was nützlich und löblich erscheint. Doch daß sie sich nicht selbst verwirre und, wenn es ihr allzu wohl behagt, in ihrem Werth und ihrer Kraft sich vergißt, über ihren Verstand, ihr Gesetz und Recht sich vermißt, ordnete ich ihr den Gesellen noch zu! Der, mächtiger als ihr Wollen und ihr Verstand, züchtigt sie mit einem heilsamen Schrecken von Zeit zu Zeiten. Durch Zerstörniß und das harte Drangsal jeder willkürlichen Verwirrniß macht er es dem gemeinsten Sinn klar, was ihm frommt oder nicht. Denn nur durch Schaden läßt sich der Mengemensch belehren und aufklären. Denn wie die Selbstsucht ihn treibt, am Nachbar das Unheil vergnüglich zu finden, das ihn noch nicht erreicht, und es eher anzuschüren als zu dämpfen, so ist es die Selbstsucht auch, die ihm sogleich das Vernünftige nützlich befinden lehrt, sobald der Schaden ihn erfaßt und mit dem Untergang bedroht. Das Übel theilt' ich dergestalt und ließ es nur zur Hälfte menschlichem Wollen. Die andere Hälfte erscheint als böser Geist und Feind frei und drüber. Der stürzt dann vernichtend auf jedes verkehrte Halbwollen am Menschen sich. Außerdem aber bestellt' ich ihn noch, nicht zu dulden, daß nur ein Schein von einem höhern Bestreben über das gemeine Wesen des Menschen sich setze. Er zieht euch alle, denen eine höhere Begabung widerfuhr, die ihr jedoch mißbraucht, in den untergeordneten Kreis herab, wenn ihr dem Edlern nicht so ganz die Kraft widmet, die sein Rang und Würde fordert.

So hast du es erfahren! Du bist zuletzt durch den Gebrauch von Klugheit und reinem Weltverstande, der sich das Nützlich-Vortheilhafte, für ihn und andere, ersann, für die Qual und Pein entschädigt worden, die der Wissenschaft hoher Geist, den

du nicht ertrugst, dir bloß bereitete. Mit solchem Ausgang sey denn zufrieden! Und wenn mich deine frühere Pein und dein höheres Seelenbestreben jetzt noch erbarmt, so lass' ich, nachdem dieser hier dich hinreichend gezüchtigt, bloß die Gnade walten, deren ich euch versichern ließ: dächtet ihr an mich nur im Kleinsten, ich würde es euch im Größern nicht vergessen!

(Hierauf wird Faust den Erzengeln übergeben, ihn herzustellen, zu erneuen, zu reinigen. Mephistopheles jedoch wird nach seiner Art beschwichtigt und neu beauftragt, indem die Zeit zu ruhen und zu rasten noch nicht gekommen. Wie im Prolog, so ist er in diesem Epilog: nachdem der Himmel schließt, der letzte, der sich verabschiedet.)

Berlin, Januar 1822. K. E. Schubarth.

Wenn Goethe in einem Schreiben vom 21. Oktober 1818 an den Grafen Paar, der bei gemeinsamem Aufenthalt in Karlsbad von dem Dichter Aufschluß über seine „oft diplomatischen Dichtungen" verlangt hatte, einige „schriftliche Äußerungen" Schubarths übersendet und dabei den Verfasser einen jungen Mann nennt, der sich „auf eine eigensinnige Weise" mit seinen Werken beschäftigte, so hat er damit seines Jüngers Wesen mit erschöpfendem Worte gekennzeichnet. Eigensinnig ist Schubarth durchaus, eigensinnig im Denken und Leben, in guter und schlechter Beziehung. Nach seinem eigenen Sinne wertet der frühreife Gymnasiast, der selbstdenkende Student Dichtung und Philosophie, mit selbständigem Urteil ergreift er die Fragen seiner Wissenschaft. Aber mit Eigensinn verstockt er sich auch im Dünkel eigener Meinung und verscherzt sich durch starre Rechthaberei die Gunst wohlwollender Gönner.

Karl Ernst Schubarth ist geboren worden am 28. Februar 1796 auf einer königlichen Domäne in Oberschlesien; in Breslau hat er philosophische und philologische Studien getrieben, namentlich von der damals in Breslau jung aufblühenden Germanistik gefangen genommen. Der einundzwanzigjährige Student schreibt im Sommer 1817 sein erstes Buch, das 1818 erscheint; es gilt dem frühgeliebten Goethe: 'Zur Beurtheilung Goethes', und sucht den allgemein menschlichen Wert aus Goethes Werken auszumitteln. Aus Weimar erhält er am 8. Juli 1818 freundlichen Dank und die Mahnung, auf seinem Wege standhaft zu verharren. Schubarth wendet sich nach Leipzig; hier erweitert er seine Schrift zu einem zweibändigen Werke: 'Zur Beurtheilung Goethes, mit Beziehung auf verwandte Literatur und Kunst', Breslau 1820. Im September 1820 erscheint er in Jena vor Goethe und darf sich

herzlicher Aufnahme erfreuen; die Frage, die im Mittelpunkte seines Denkens steht, die Frage nach dem Fortgang des 'Faust', wird damals schon verhandelt. Goethes Tagebuch, 27. September 1820: „Schubarth über ... die Fortsetzung von 'Faust'. ... Schubarth, fortgesetzte gestrige Unterhaltung über das Fragmentarische des 'Faust' und zu wünschende Vollendung." In den 'Tag- und Jahresheften' (1820) erzählt Goethe: „Mich besuchte Ernst Schubarth, dessen persönliche Bekanntschaft mir höchst angenehm war. Die Neigung, womit er meine Arbeiten umfaßt hatte, mußte mir ihn lieb und wert machen, seine sinnige Gegenwart lehrte mich ihn noch höher schätzen, und ob mir zwar die Eigenheit seines Charakters einige Sorge für ihn gab, wie er sich in das bürgerliche Wesen finden und fügen werde, so tat sich doch eine Aussicht auf, in die er mit günstigem Geschick einzutreten hoffen durfte" (Werke 36, 178). Mit einem wortreichen Briefe vom 25. November bis 2. Dezember 1820 sendet Schubarth Mutmaßungen über den Ausgang des 'Faust'.

Ehe Eckermann bei ihm eintritt, hat Goethe keinem seiner tätigen Verehrer so viel förderndе Teilnahme zugewendet wie diesem vielversprechenden Schlesier. Er hat gleich von Anfang an in ihm den Mann gehofft, dem dereinst die Sorge für seinen Nachlaß anvertraut werden könnte; schon bei jenem Briefe vom 8. Juli 1818 steht dieser Gedanke im Hintergrunde. Das hat sich nun freilich nicht erfüllt, und nicht nur um der räumlichen Entfernung willen nicht. Der unbelehrbar-widerspenstige Schubarth ist kein duldsamer, duldender Eckermann. Und die Magnetnadel seiner geistigen Persönlichkeit weist nicht wie bei Eckermann auf den einen Pol hin, sie schwankt hin und wieder zwischen Goethe und Homer und dem Nibelungenliede, von allen dreien mit gleicher Stärke angezogen. Und unerfüllt bleiben auch Goethes Pläne zur bürgerlichen Sicherung seines Schützlings. Er bahnt ihm den Weg nach Berlin durch Empfehlungen an Zelter und den Staatsrat Schultz, er verwendet sich für ihn bei dem Minister v. Altenstein; aber mit dem groben Zelter weiß sich der unzufriedene Grillenfänger nicht zu stellen, die Hoffnung auf eine Anstellung an der Königlichen Bibliothek zerschlägt sich, nach dreijährigem Aufenthalt in Berlin kehrt Schubarth 1824 nach Schlesien zurück. Er lebt bei seinen Schwiegereltern, er ist kümmerlich in Hirschberg als Privatlehrer beschäftigt, endlich am 4. Januar 1832 kann er nach Weimar melden: „Das Königliche Ministerium zu Berlin hat die Gnade gehabt, seit dem 1. Oktober vorigen Jahres meine definitive Anstellung als Lehrer am hiesigen Gymnasio [in Hirschberg] ... anzuordnen." Am 9. Mai 1832 wird er als außerordentlicher Oberlehrer feierlich in sein Amt eingeführt. In dieser Stelle ist er, abgesehen von einer kurzen Wirksamkeit als Professor der Geschichte an der Universität Breslau, tätig geblieben, seinen Schülern ein anregender, geliebter Lehrer, wie ihrer einer bezeugt, der sich

einen bedeutenden Namen erworben hat: Hermann Hettner. Am 10. Juli 1861 ist er gestorben.

Bis zu Goethes Tode, auch über Zeitabschnitte gelegentlicher Verstimmung hinweg, ist Schubarth mit dem Weimarer Gönner in Verbindung geblieben, und dieser ist nicht müde geworden, den schwierigen Schützling mit der Weisheit seiner Weltkenntnis zu beraten, ihm die Wege in gesicherte Bürgerlichkeit zu ebnen. Am 3. Dezember 1826 hatte Schubarth den Wunsch ausgesprochen, Goethe möge seinen Einfluß geltend machen, daß er unter Befreiung von der vorgeschriebenen Prüfung an der Ritterakademie zu Liegnitz angestellt werde; Goethe gibt das Gesuch am 9. Mai 1827 an Hegel weiter: er will nicht untätig bleiben „für den jungen Mann, der ihm wirklich am Herzen liegt". Er nennt ihn in einem zweiten Briefe an Hegel vom 17. August 1827 einen „vorzüglichen, obgleich durch gewisse Eigenheiten verkürzten Mann": „er ist einer von den jüngeren Männern, die ich noch gern in das bürgerliche Tagesleben eingeführt zu sehen wünsche". In dem kenntnis- und gedankenreichen Schriftsteller und Gelehrten sieht er einen rührigen Vertreter des neuen Geschlechtes, das sich in Wissenschaft und Ästhetik von der Sonderung und Vereinzelung zur Zusammenfassung und Einheit erhebt, das an die Stelle kritischer Betrachtung der Teile die Verehrung des Ganzen setzen will. „Schubarth", sagt Goethe am 21. Oktober 1823 zu Eckermann, „geht oft ein wenig tief; doch ist er sehr tüchtig, es ist bei ihm alles prägnant". Und am 4. Februar 1829: „Er ist freilich ein bedeutender Mensch, und er sagt sogar manches sehr Vorzügliche, wenn man es sich in seine eigene Sprache übersetzt."

Unsern 'Versuch einer Ergänzung des zweiten Teils' hat Schubarth aus Berlin mit einem langen Briefe vom 27.—31. Januar 1822 übersendet, von dem ein kleines Bruchstück gedruckt ist in Hermann Hettners Aufsatz: 'Briefe Goethes an K. E. Schubarth' ('Deutsche Rundschau', 2. Jahrgang, Heft 1, Oktober 1875, S. 35). Goethe notiert im Tagebuch am 11. Februar: „Sendung von Carus aus Dresden und Schubarth aus Berlin. Mit diesen den Abend über beschäftigt." Eine Antwort ist nicht ergangen; das Ungenügen, das aus Schubarths Begleitbrief spricht, das harte Urteil, das über Zelter gefällt wird, die Geringschätzung Hegels, vor allem aber einige ungebärdig-respektlose Äußerungen gegen Goethe selbst, der es unterlassen habe, die 'Pandora', die 'Natürliche Tochter', den 'Wilhelm Meister' zu vollenden, mögen den Dichter verstimmt haben. Und der Ergänzungsversuch selbst? Auch zu ihm wird Goethe den Kopf geschüttelt haben. Wie Schubarth hier das lebendige Spiel dichterischer Phantasie in eine dürre Folge blutlosen philosophischen Spintisierens verkehrt, so geht vor allem sein tragender Gedanke, daß menschliches Wollen nur ein Halbwollen sei, vorbei an Goethes Überzeugung, der immer strebend sich bemühenden Seele könne ihr Heil zuletzt nicht fehlen.

Der letzte Brief, den Schubarth an Goethe gerichtet hat, ist vom 4. Januar 1832 datiert. Mit ihm übersendet der unermüdlich-eigensinnige Deuter Goethischer Dichtung eine „dreizehnte Vorlesung zu 'Faust'", in der er seine Vermutungen über Fortsetzung und Schluß des Dramas entwickelt (gedruckt: 'Gesammelte Schriften', Hirschberg 1835, S. 137). Die zwölf ersten, zusammengefaßt in dem Buche: 'Über Goethes Faust. Vorlesungen von Dr. K. E. Schubarth', Berlin 1830, waren mit einem Begleitbrief vom 15. Juni 1830 in Weimar eingegangen. Auch hier, in der zwölften Vorlesung, hatte Schubarth schon „Mutmaßungen über den Schluß" gegeben: „Sind wir kühn genug, uns einen Epilog zu der Tragödie noch zu denken..., so dürfte Faust entleibt oder vielmehr entkörpert vor dem uns schon bekannten himmlischen Personal nicht unwürdig erscheinen. Eine Begnadigungsszene der höchsten, erhabensten Art eines reuigen, zum Selbstgeständnis des Fehls gelangten Sünders würde sich vor uns entwickeln. Der Herr würde ... ihm in den unendlichen Gebieten seiner Welt auf neuen angemessenen Schauplatz stellen, um auf der Erde Versäumtes bei nunmehr geklärtem und verklärtem Blicke nachzuholen." Von diesen Worten blicken wir zurück auf den oben mitgeteilten Lösungsversuch und gestehen dem Verfasser willig zu, daß er, ernst und unermüdet ringend um vollständige Erfassung des Weltgedichtes, tastend und suchend, treffend und fehlend, sich zwar nicht des rechten Weges, aber doch des rechten Zieles wohl bewußt gewesen ist.

Kleine Mitteilungen

Wenn man dergleichen Dinge in Bündlein bindet, brennen sie besser.
(Goethe an Schiller, 28. Oktober 1795.)

1. Die schöne Brücke

Von Albert Leitzmann (Jena)

In Schillers Gedicht 'Der Spaziergang', das unter dem Titel 'Elegie' im zehnten Stück der 'Horen' von 1795 erschien, lesen wir das Distichon (Vers 131, später 127):

Leicht wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.

Gerade in den Tagen, als dies Gedicht entstand, schrieb Schiller am 13. September 1795 an Goethe (Briefe 4, 264): „Ich wünschte zu wissen, ob es bei Vicenza ist, wo die schöne Brücke mit Einem Bogen (über die Etsch, wie ich denke) geführt ist. Schreiben Sie mir doch ein Wort darüber. Ich brauche diese Brücke zu einem Hexameter." Goethe antwortet ihm am 16. (Briefe 10, 301): „Über Ihre Anfrage wegen der Brücke habe ich etwas zu sagen unterlassen, das ich jetzt nachhole. Bei Vicenz ist keine merkwürdige einbogigte Brücke. Die zwei daselbst, von Palladio erbaut, sind dreibogigt. Auch ist mir außer dem Rialto zu Venedig keine der Art in jenen Gegenden erinnerlich." Diese Erinnerung Goethes war irrig, und Schiller hat sich durch ihn auch nicht zu Änderungen verführen lassen, da ihm die Schilderung eines Augenzeugen im Sinne lag.

In Heinses Roman 'Ardinghello', den Schiller selbstverständlich kannte (vgl. Briefe 1, 432), wenn auch nicht schätzte (vgl. 'Sämtliche Schriften' 10, 481 Anm.), hatte er gelesen

('Sämtliche Werke' 4, 27): „... die Brücke zu Vicenza über den Bacchiglione, so leicht und reizend und sicher in ihrem Bogen wie ein beherzter Amazonensprung." Im Tagebuch seiner italienischen Reise, das uns heute zugänglich ist, heißt es noch eingehender (ebenda 7, 213): „Die Brücke über den Bacchiglione ist eine der schönsten Sachen, die er [Palladio] je gemacht hat. Der Bogen ist von keinem Zirkel, sondern ellipsenförmig, welcher ihr einen reizenden Contour und eine ungemeine Leichtigkeit, wie einen beherzten Amazonensprung darüber giebt." In Schillers 'Sprung der Iris' klingt Heinses 'Amazonensprung' noch deutlich nach.

2. Calegiae

Von Max Hecker (Weimar)

In Band 17 unseres 'Jahrbuchs' (1931) hat Walther Vulpius eine launige Zeichnung veröffentlicht, die Goethe, als sein Sohn August im Frühling 1808 zur Heidelberger Universität abging, dem Scheidenden ins Stammbuch gestiftet hat. Sie zeigt in hügeliger Landschaft ein lateinisches A; Goethe liebt solche Buchstabenspiele. Die Schrägstriche des A werden der linke durch einen Hieber mit aufgestecktem Fechthandschuh, der rechte durch einen großen Sporenstiefel gebildet; in dem Stiefel steckt ein vom Studentenhut gekrönter zweiter Hieber. Der Verbindungsstrich wird durch ein Spruchband dargestellt, das die Worte trägt: „Ultima ratio". Über dem Ganzen eine Inschrift: „Aeschinum admoniturus Micio". Rechts steht das Datum: „Mart. MDCCCVIII"; links das Wort: „Calegiae". Was Aeschinus und Micio bedeuten, hat Vulpius richtig erklärt: gleich jenem Micio, der in des Terentius Komödie 'Adelphi' ('Die Brüder') seinen Pflegesohn Aeschinus mit Nachsicht behandelt, will auch Goethe seinem August ein duldsamer Vater und verständnisvoller Ermahner sein. Aber was ist „Calegiae"? Vulpius glaubt einen Städtenamen im Genitiv des Ortes vor sich zu haben und hat nach einer Stadt gesucht, die den lateinischen Namen Calegia trägt; aber er selbst muß bekennen, daß weder zu Wittenberg

noch zu Halle, geschweige denn zu Gardelegen eine Beziehung von Goethes Zeichnung und ihrem Anlaß hinüberführt.

Was ist Calegiae? Die Feststellung mag durch einen Gedächtnisfehler erschwert werden, der dem Zeichner unterlaufen ist: es darf nicht Calegiae, es muß Caligae heißen. Und was bedeutet Caligae? Caliga ist im Lateinischen der Soldatenstiefel, der große Stiefel; weil Gaius Caesar Germanicus schon als Knabe Soldatenstiefel trug, hat das römische Lager ihn Caligula genannt: „Stiefelchen". Und nicht mit dem Datum ist Caligae zu verbinden, sondern mit der Inschrift des Spruchbandes: ,,Ultima ratio". ,,Ultima ratio regis" steht nach alter Sitte auf den Geschützen eingegraben. Nun ist das Rätsel gelöst: ein Wortspiel ist es, ein Witz, worauf Goethe ausgeht. Wie die Kanone des Königs letzter Beweisgrund ist, so ist der große Stiefel, den die Studentensprache „Kanone" nennt, des flotten Burschen wirksamstes Ausrüstungsstück: er verhilft ihm zu forschem Auftreten. Caligae ultima ratio studiosi. Daß sich den caligis der Schläger zugesellt, versteht sich von selbst.

3. 'Äolsharfen'

Von Max Hecker (Weimar)

Das melodische Gedicht 'Äolsharfen' (Werke 3, 28) besteht aus zwei Gesprächen des Dichters mit der fernen Geliebten. In dem zweiten klagt er, ein einziger Trost nur sei ihm in seiner Verlassenheit geblieben: sich das Bild der Freundin zu vergegenwärtigen; aber sein Sehnen findet keine Erfüllung, und er muß fürchten, daß die Entfernte seinen „Wunsch nach diesem Segen" geistiger Nähe nicht teile. Die Geliebte erwidert (Vers 25—28):

> Du trauerst, daß ich nicht erscheine,
> Vielleicht entfernt so treu nicht meine,
> Sonst wär' mein Geist im Bilde da.

Die dritte dieser drei Zeilen (Vers 28) enthält einen merkwürdigen Sinnfehler, der, so schwer er auch ist, bisher unerkannt geblieben ist.

Wie ist die Sachlage? Der Geist des Dichters bleibt leer, das holde Bild, das er sich ewig erneuern möchte (Vers 22), stellt sich nicht ein. Was er wünscht, ist nicht, daß ihr Geist im Bilde erscheine, er wünscht vielmehr sie in der Ganzheit ihrer lebendigen Persönlichkeit mit seinem geistigen Auge zu erblicken, er wünscht ihr volles Bild im Geiste zu erfassen. So darf also jene dritte Zeile nicht lauten:

Sonst wär' mein Geist im Bilde da

— was soll auch heißen: „mein Geist im Bilde"? „Mein abgebildeter Geist"? „Abgespiegelter Geist"? — sondern es muß heißen:

Sonst wär' mein Bild im Geiste da.

„Mein Bild, das du dir ewig zu erneuern strebst, soll deinem Geiste gegenwärtig sein."

Die irrtümliche Vertauschung der beiden Worte findet sich in allen Handschriften des Gedichtes. Sie geht also vermutlich auf Goethe selbst zurück, ein sonderbares Beispiel dafür, daß auch höchster dichterischer Anschauung die im Leben oft zu beobachtende unbewußte Versetzung der Begriffe nicht fremd bleibt.

In memoriam

I.

Max Friedlaender

(12. Oktober 1852 — 2. Mai 1934)

Von Georg Schünemann (Berlin)

Wer erinnert sich nicht des alten Geheimrats, wenn er begeistert und begeisternd von Schubert und Beethoven, von Goethe und der Musik, vom Volkslied und Kunstlied, von alten und neuen Liedern sprach, wenn er, von seiner Frau am Klavier begleitet, neue Lieder unserer größten Meister oder Goethische Dichtungen von zeitgenössischen Musikern sang? Sein schöner Gesangvortrag, der den bei Manuel Garcia und Julius Stockhausen vorgebildeten und in vielen Konzerten erfahrenen Sänger gleich erkennen ließ, belebte Worte und Ideen, und Tausende, die philologischer Kleinarbeit nicht recht folgen wollten, lauschten gebannt, wenn sie den Goethischen Lieder- und Freundeskreis unmittelbar in Wort und Ton hören konnten, wenn der Zauber der Persönlichkeit und Erfülltheit wieder lebendig werden ließ, was so lang in Bibliotheken und Archiven verschlossen blieb.

Kunstlied und Volkslied — das waren die beiden Pole, um die sich Max Friedlaenders Mühen und Streben drehte. Am Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn steht Schubert, zu dem er immer wieder hinfindet und den er in kritischen Neuausgaben erstmalig erschließt. Schon hier laufen die Fäden weiter voran zu Weber, Schumann, Brahms, Robert Franz, aber auch zurück zu den alten Liedern und Drucken, die in einem dreibändigen Gesamtwerk: 'Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert' zusammengefaßt werden. Die Ausbeute an neuen Entdeckungen ist erstaunlich groß. Alle Freunde helfen mit, unter den Germanisten

Erich Schmidt und Gustav Roethe, Max Pohl und Johannes Bolte, unter den Musikern Hermann Kretzschmar, Karl Thiel, Franz Heger und bald das gesamte schaffende musikalische Deutschland. Niemand kann sich der Liebenswürdigkeit, der vornehmen und bezwingenden Art des auf allen Gebieten, in der Germanistik wie der Musikwissenschaft gleich beschlagenen Berliner Musikprofessors entziehen. Und er ist von seiner Arbeit so erfüllt, daß der Kreis seiner Freunde über In- und Ausland ins Unermeßliche schwillt.

Nur auf diesem festen Grund und Boden kann er die schier unermeßliche Arbeit am deutschen Volkslied beginnen. Unter Heranziehung aller produktiven Kräfte Deutschlands glücken ihm die beiden großen Sammlungen, das 'Volksliederbuch für Männerchor und gemischten Chor', die 'Hundert deutschen Volkslieder', das 'Kriegsliederbuch für das deutsche Heer' und neben vielen andern die schönen Volksliederhefte mit Bildern. Nach dem Krieg und dem Opfertod seines hochbegabten Jungen gelingt ihm in zähester, schwierigster Arbeit noch das umfassende, das gesamte Quellenmaterial durcharbeitende 'Volksliederbuch für die Jugend'. Diese großen Arbeiten, die der Wiederbelebung und Erstarkung deutschen Volkssingens dienen, ergänzen feinsinnige Studien, die über das 'Großvaterlied und den Großvatertanz', über Zuccalmaglio, über das 'Lied vom Kanapee' und viele dichterisch-musikalische Fragen auf eine ebenso gewissenhaft-philologische wie anmutig-graziöse Art unterrichten. Am wohlsten fühlt er sich auf dem Rain zwischen Dichtung und Musik, wenn er 'Deutsche Dichtung in Beethovens Musik', 'Uhlands Gedichte in der Musik', 'Die Entstehung der Müller-Lieder' oder 'Kompositionen zu Schillers Werken' behandelt. Immer und immer wieder hält ihn Goethe gefangen. Er wird nicht müde, diesem gewaltigen Thema, das die Musik schon ein Jahrhundert beschäftigt, nachzugehen und auf seine Art Baustein an Baustein zu fügen. Sein im dritten Band des 'Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft' (1916) erschienener Aufsatz: 'Goethe und die Musik' ist eine einzigartige Zusammenfassung jahrzehntelanger Quellenforschung, einer der wichtigsten und aufschlußreichsten Beiträge zu dem viel behandelten Thema. Vor-

her hatte er schon 'Goethes Gedichte in Kompositionen' in einem 1896 erschienenen Band mitgeteilt, der viele Erstveröffentlichungen brachte und das ganze Gebiet überhaupt erst der lebendigen Musik, der Haus- und Konzertmusik erschloß. 1816 folgte der zweite Band, der das Werk bis in die Neuzeit, bis Richard Strauß führte. Von nun an ist er der Musiker, bei dem sich alle Rat holen, die um Goethes Verhältnis zur Musik ringen, und er wird der hilfbereite Freund, der die Weimarer Tagungen der Goethe-Gesellschaft mit Rat und Tat fördert, der stets zur Stelle ist, wenn es heißt, ein Programm zu entwerfen, eine Tagung vorzubereiten, ein Problem zu stellen. So finden Musik und Wissenschaft in schönstem Verein zueinander. Den 'Musikerbriefen an Goethe', die im XII. Bande des 'Goethe-Jahrbuchs' (1891) den Reigen eröffnen, folgen die Lieder Corona Schröters (1902), das 'Konzert im Stile von Goethes Hausmusik' (1914), die Neuausgaben von 'Erwin und Elmire' (1921) und Bettina v. Arnims Lieder (1921) und schließlich der Aufsatz über Varianten in Goethes 'Claudine von Villa Bella' (1922). Noch vieles hatte er gesammelt, und wenn er im kleinen Kreise inmitten seiner kostbaren, herrliche Handschriften und Drucke bergenden Bibliothek seine Kollegheft aufschlug oder neue Varianten, Unveröffentlichtes und Neugefundenes zeigte und über Erarbeitetes und neue Ideen plauderte, dann spürte man, daß alles das, was er gab, nur einen kleinen Teil von dem barg, was er noch zu sagen hatte. Leider riß die Überlast der Volksliedarbeit aus vielen Plänen und Gedanken, die sich mit 'Faust', mit dem musikalischen Weimar der Goethezeit und mit Dichtungen der Klassiker und Romantiker in der Musik beschäftigten.

Nach dem 'Volksliederbuch für die Jugend' war unser alter Geheimrat, der jedem liebevoll entgegenkam und den alle Kinder auf seinem Alterssitz in Eichkamp so gern hatten, müde geworden. Es wollte nicht mehr recht vorangehen. Aber bei seinem Goethe und Schubert blieb er frisch und auch froh bis in die letzten Tage, als er sich schnell von uns abwandte. Ein weitwirkender, mit großer Kraft zusammenfassender Gelehrter ist mit ihm von uns gegangen, ein seltener Kenner des Kunst- und Volksliedes, ein

Goetheforscher, der sich die Liebe der „Kenner und Liebhaber" erworben und erhalten hat, ein treuer Gefährte aller Weggenossen und der Jungen, die ihm folgten, — vor allem aber ein hilfsbereiter Freund, der an sich zuletzt dachte und nur eines wollte: Helfen und dienen.

II.

Flodoard Woldemar Freiherr v. Biedermann

(14. März 1858 — 19. Oktober 1934)

Nachruf
bei der Einäscherung am 23. Oktober 1934
im Krematorium Wilmersdorf

Von Julius Petersen (Berlin)

„Wo zwei beieinander sind in meinem Namen,
da bin ich mitten unter ihnen."

Nur ein kleiner Kreis der nächsten Angehörigen und Freunde hat sich zusammengefunden, um in der Stunde des äußeren Abschieds dieses Wort in aller Innigkeit und Tiefe zu erleben. Viele Hunderte wären gekommen, wenn an die ganze Gemeinde von Freunden und Verehrern der Ruf ergangen wäre, dem Heimgegangenen die letzte Ehre zu erweisen, und viele Tausende müßten an diesem Sarge stehen, wenn dadurch der Dank ausgedrückt werden könnte für das Geschenk seines Lebenswerkes. Allem Wortgepränge abhold, in ängstlicher Scheu vor jeder lauten Phrase hat er selbst in seinem letzten Wunsch jede Feierlichkeit untersagt. Still und schlicht, wie es seinem Wesen entspricht, soll der Ausklang sein. Nur so können wir ihn mitten unter uns fühlen und ihm noch einmal sagen, was er uns war, was er uns ist, was er uns bleiben wird.

In seinem letzten Wunsch kommt zum Ausdruck, wie sehr er sich der Familie verbunden fühlte und daß in ihrem Kreis sein Leben beschlossen sei. Er gehörte mit seinem Erinnern und Fühlen den Vorfahren an, auf deren große Reihe er mit Stolz

blicken durfte. Er liebte jenen hochgelegenen Kirchhof im Erzgebirge, wo sein Großvater liegt, und das Familiengut, auf dem er Tage der Kindheit verbracht hatte. Seine Asche wird geborgen werden in der Familiengruft der sächsischen Hauptstadt. Aber seine eigentliche Heimat war der Hausstand, den er selbst gegründet hatte in dem fast 50 Jahre dauernden, unendlich glücklichen Ehebund mit der treuen Lebensgefährtin, von der losgerissen werden zu können kaum sein Gedanke war. Wie Goethe, in dem er lebte, mied er den Gedanken an den Tod, weil er in sich ein Leben fühlte, dem er kein Ende zutrauen konnte. Mit dem Leben verbanden ihn seine Kinder, denen er mehr freundschaftlicher Kamerad als strenger Erzieher gewesen war, und als zärtlicher Großvater fand er in der Liebe zu den Enkeln ein immer sich erneuerndes Glück.

Er hatte noch eine weitere Heimat: das war die Freundschaft. Zwar war es einsam um ihn geworden; die Genossen seiner Jugend waren vor ihm dahingegangen, ebenso wie die fünf Brüder, denen er es an Lebenskraft in der Jugend nicht hatte gleichtun können. Aber das Leben brachte ihm viel neue Freundschaft, und im Alter verschloß er sich keinem Jüngeren, dem er helfen konnte. Als verständiger Berater und gerechter Schlichter geehrt und geachtet, wurde er mit allem Vertrauen bedacht und eine Fülle von Ehrenämtern fiel ihm zu, für die er ohne jeden Anspruch auf Ruhm, nur vom Dienst der Sache geleitet, sich opferte. Der Sitz im Vorstand der Weimarer Goethe-Gesellschaft, die Leitung der Berliner Ortsgruppe dieser Gesellschaft, der Vorsitz des Berliner Bibliophilen-Abends, die Mitwirkung in berufsständischen Organisationen des gewerblichen Rechtsschutzes, der Buchhändler, der Journalisten, der Schriftsteller — das alles brachte ihm viel Arbeit, die er, ohne Aufhebens zu machen, in strengem Pflichtgefühl auf sich nahm. Er war ein stiller Wohltäter vieler; er wirkte versöhnend durch seine gelassene Ruhe und sein gütiges Entgegenkommen, das doch der Festigkeit nicht entbehrte. Er sprach wenig, aber wenn er sprach, so war es die Weisheit eines Nestor, der auf reiche Lebenserfahrung zurückblickte. Wohltuend war nicht nur sein Handeln, sondern sein ganzes Sein.

Adel ist auch in der sittlichen Welt, gemeine Naturen
Zahlen mit dem was sie tun, edle mit dem, was sie sind.

In diesem Sinne war er ein echter, vollkommener Edelmann, ein wahrer Freiherr in seinem vornehmen Denken und in der stolzen Unabhängigkeit seines Standpunktes.

Ein weiterer Freundeskreis, von dem er sich nicht trennen konnte und in dem sein Leben beschlossen war, waren seine Bücher. Er war Bibliophile im vollen Sinne des Wortes; er liebte das Buch als solches. Er war voller Verständnis für sein äußeres Gewand als ein vielberufener Sachverständiger in Schrift und Ausstattung. Aber die Bücher selbst sagten ihm mehr. In seinem schönen Vortrag: 'Ex libris meis' hat er ein Stück Autobiographie gegeben an der Hand seiner Bücher, die ihm von Kindheit an Lebensbegleiter und Freunde waren. Er konnte von ihnen sagen, daß sie ihm auch innerlich nicht fremd waren; er hatte — welcher Bibliophile könnte das von sich sagen? — alle seine Bücher gelesen und stand im Zusammenhang mit ihrer Seele. Er war ein Sammler, aber er sammelte die Bücher nicht um sich, sondern in sich. Wie die Hauptfigur in Goethes Brief- und Dialog-Roman: 'Der Sammler und die Seinen' hatte er die Neigung schon von seinen Vorfahren ererbt. So erfüllten sich in ihm all die schönen Worte, die Goethe an dieser Stelle über Sammlertum und Liebhabertum ausspricht.

Er ist aber nicht nur Sammler, sondern auch Schöpfer von Büchern gewesen. Den jungen Buchhändler trieb es zur Gründung eines eigenen Verlages, um sich in seinen Idealen auszuwirken. Als Verleger faßte er den großartigen Plan einer vollständigen Sammlung von Goethes Gesprächen, zu deren Herausgabe er seinen berühmten Vater, der in der Wissenschaft ein angesehener Liebhaber war, ermutigte. Er selbst blieb voller Bescheidenheit im Schatten seines Vaters, bis er das als Erbe übernehmen konnte, was dem Plane nach von Anfang an sein Eigentum war. Nun baute er das große Werk selbständig aus, und bis in die letzten Wochen seines Lebens war er noch mit der Vorbereitung einer dritten Auflage beschäftigt. Auch nachdem die Hoffnung geschwunden war, die Früchte dieser Arbeit zu

ernten, hielt ihn die Pflicht an der selbstgestellten Aufgabe, die er, soweit es seine Arbeit anging, gerade noch zum Abschluß bringen konnte. 1000 Quellenwerke sind in dieser Sammlung ausgeschöpft; über 5000 Gespräche Goethes sind erlauscht. Wenn Nietzsche schon die Eckermannschen Gespräche zu den wertvollsten Büchern der deutschen Literatur rechnete, so dürfte dieses Werk, in dem der ganze Goethe vor uns steht, als ein weit größeres Denkmal und als die schönste Biographie Goethes gewürdigt werden. Bescheiden trat auch hier der Bearbeiter hinter seinem Stoff zurück und verzichtete darauf, an irgendeiner Stelle seinen eigenen Geist leuchten zu lassen. Und doch war es keine mechanische Arbeit der Papierschere, sondern diese Sammlung beruht auf strengster wissenschaftlicher Durcharbeitung. Es war nicht nur eine Leistung ungeheuern Fleißes, sondern ein persönlicher Aufwand an eindringlichem Verständnis und an Kritik. Das große wissenschaftliche Verdienst wurde anerkannt, als die philosophische Fakultät der Universität Berlin dem Siebzigjährigen die Würde des Ehrendoktors verlieh. Auch aus dieser selten erteilten Ehrung, dem Zielpunkt vieler Eitelkeiten, hat er nichts für sich gemacht, es sei denn, daß er sie als eine Hypothek betrachtete, die zu unermüdlicher Weiterarbeit verpflichtete.

Von der Kritik der Überlieferung, die zur Ausscheidung manches Unzuverlässigen, Unglaubhaften oder Unechten führen mußte, sei ein Beispiel gegeben: der alte Gärtner Sckell auf der Dornburg hatte über sein letztes Zusammensein mit Goethe berichtet, daß der alte Herr sich von ihm verabschiedet habe mit den Worten: „Droben sehen wir uns wieder!" Die Echtheit des Ausspruchs mußte von dem Herausgeber bezweifelt werden, weil sie dem Unsterblichkeitsglauben Goethes in ihrer primitiven Vorstellung nicht entsprach. Und doch, wie gern möchten wir uns in dieser Stunde eine derartige Begegnung ausmalen: wie die alte Exzellenz ihren treuen Diener Biedermann begrüßt und ihm dankt für alle Dienste, die er ihm als ein Gärtner, der seine Blumen in Wort und Geist hegte und pflegte, in diesem Leben erwiesen hat.

Goethes Unsterblichkeitsglaube war ein anderer: er war über-

zeugt von dem lebendigen Weiterwirken durch das Werk und durch die Entelechie einer unvergänglichen Persönlichkeit.

Laßt fahren hin das Allzuflüchtige!
Ihr sucht bei ihm vergebens Rat:
In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
Verewigt sich in schöner Tat.

Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg' auf Folge neue Kraft;
Denn die Gesinnung, die beständige,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.

Durch Tat und Gesinnung ist auch der Mensch Flodoard v. Biedermann dauerhaft geworden über die Grenzen dieses Lebens hinaus in Andenken und Wirkung. Indem wir von allem, was uns entfliehen kann, Abschied nehmen, halten wir sein unvergängliches Bild um so fester. Wir halten es fest in ewiger Liebe, Treue und Dankbarkeit.

50. Jahresbericht
(Berichtsjahr 1934/35)

Vorstand
und
Ortsausschuß der Goethe-Gesellschaft
zu Beginn des Berichtsjahres 1935/36

Vorstand

Präsident

Professor Dr. Julius Petersen, Berlin-Wannsee

Vizepräsidenten

Professor Dr. Anton Kippenberg, Leipzig-Gohlis
Professor Dr. Hans Wahl, Direktor des Goethe-Nationalmuseums und des Goethe- und Schiller-Archivs, Weimar

Vorstandsmitglieder

Professor Dr. Ernst Bertram, Köln-Marienburg
Professor Dr. Ernst Beutler, Direktor des Goethemuseums, Frankfurt a. M.
Professor Dr. Carl J. Burckhardt, Basel
Ministerialdirektor Dr. Rudolf Buttmann, Generaldirektor der Bayr. Bibliotheken, Stockdorf bei München
Professor Dr. Werner Deetjen, Direktor der Landesbibliothek, Weimar
Oberbürgermeister a. D. Dr. Martin Donndorf, Weimar
Geh. Hofrat Professor Dr. Otto v. Güntter, Stuttgart
Dr. Fritz Klein, Schriftsteller, Berlin W 15
Walter v. Molo, Schriftsteller, Murnau-Hechendorf, Oberbayern
Geh. Regierungsrat Professor Dr. Max Planck, Berlin-Grunewald
Oberregierungsrat a. D. Professor Dr. Eduard Scheidemantel, Weimar
Ernst Schulte-Strathaus, München
Professor Dr. Eduard Spranger, Berlin-Dahlem
Sektionschef a. D. Baron Wilhelm v. Weckbecker, Wien
Staatsrat Dr. Hans Severus Ziegler, Weimar

Ortsausschuß der Goethe-Gesellschaft in Weimar

Vorsitzender: Oberbürgermeister a. D. Dr. Martin Donndorf
Schatzmeister: Stadtfinanzrat Leopold Eisele, Direktor der Städt. Sparbank
Schriftführer: Bibliothekar Dr. Alfred Bergmann

Prof. Dr. Werner Deetjen
Prof. Dr. Max Hecker, Archivar am Goethe- und Schiller-Archiv
Generalintendant Dr. Ernst Nobbe
Oberreg.-Rat a. D. Prof. Dr. Eduard Scheidemantel
Sanitätsrat Dr. Walther Vulpius
Prof. Dr. Hans Wahl
Staatsrat Dr. Hans Severus Ziegler

Liste
der
Ortsgruppen der Goethe-Gesellschaft und ihrer Vorsitzenden

1. Berlin: Professor Dr. Eduard Spranger, Berlin-Dahlem, Fabeckstraße 13
2. Chemnitz: Studienrat Professor Dr. Otto Happach, Weststraße 56
3. Dresden: Ministerialrat Geh. Rat Professor Dr. E. Menke-Glückert, Poetzscha-Wehlen, Sächs. Schweiz
4. Essen-Ruhr: Buchhändler Erich Haake, Viehoferstraße 16
5. Hamburg: Senatspräsident i. R. Dr. Erich Grisebach, Hamburg 39, Sierichstraße 51
6. Hannover: Erster Staatsanwalt Dr. Max Döring, Hannover-Waldhausen, Kurhausstraße 1
7. Jena: Oberstudiendirektor Dr. Benno v. Hagen, Reichardtstieg 3
8. Königsberg/Pr.: Geh. Oberregierungsrat i. R. Willy Preuß, Luisenallee 1
9. Weimar: Sanitätsrat Dr. Walther Vulpius, Hoffmann v. Fallersleben-Straße 2
10. Goethe Society of America: Präsident Herman A. Heydt, 521 Fifth Avenue, New York, N. Y.

Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft
verbunden mit der Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens vom 26. bis 28. August 1935

Die Feier des fünfzigjährigen Bestehens hat der Hauptversammlung dieses Jahres einen nicht gewöhnlichen Glanz verliehen. Reicher und ausgedehnter als sonst war die Folge festlicher Begebenheiten, lebhafter die Beteiligung von Mitgliedern und Nichtmitgliedern aus der Nähe und Ferne; eine besondere Auszeichnung bedeutete die Anwesenheit zahlreicher Vertreter fremder Akademien. Dank eines vom Auswärtigen Amte gütig zur Verfügung gestellten Zuschusses aus Reichsmitteln hat die Goethe-Gesellschaft eine Reihe hervorragender Gelehrter des Auslandes, zum Teil mit ihren Damen, als Ehrengäste bei ihrer Feier begrüßen dürfen: Kultussenator Boeck, Vertreter des Präsidenten des Senats der Freien Stadt Danzig; Gottfried Bohnenbluſt, Professor an den Universitäten Lausanne und Genf; Joseph A. v. Bradish, Universitätsprofessor in New York, für die Kanadische Goethe-Gesellschaft in Montreal; Eduard Castle, Universitätsprofessor in Wien, zugleich für den Wiener Goethe-Verein; Emil Ermatinger, Universitätsprofessor in Zürich; Barker Fairley, Universitätsprofessor in Manchester; H. G. Fiedler, Universitätsprofessor in Oxford, 1. Vizepräsident der English Goethe Society; André François-Poncet, Botschafter der Französischen Republik; Alexander Rudolf Hohlfeld, Universitätsprofessor in Madison (Wisconsin, USA.); Heinz Kindermann, Hochschulprofessor in Danzig; Gustav Kisch, Universitätsprofessor in Klausenburg (Rumänien); Sigmund v. Lempicki, Universitätsprofessor in Warschau; Otto v. Petersen, Hochschulprofessor in Riga; George M. Priest, Universitätsprofessor an der Princeton-Universität in New Jersey (USA.); Bela v. Pukansky, Universitätsprofessor in Budapest, für die Ungarische Akademie der Wissenschaften; Hans-Friedrich Rosenfeld, Universitätsprofessor in Abo (Finnland); Jon Sân-Giorgiu, Universitätsprofessor in Bukarest; Carl Fr. Schreiber, Universitätsprofessor in New Haven (Conn.), zugleich für die Goethe Society of America; Jan Hendrik Scholte, Universitätsprofessor in Amsterdam; Kurt Schreinert, Universitäts-Lektor in Dorpat; R. A. Williams, Universitätsprofessor in Cambridge; S. A. Willoughby, Universitätsprofessor in London, und Professor Robert Zilchert, Kirchenrat in Prag.

Montag, den 26. August 1935.

I

Ordentliche Mitgliederversammlung.

½4 Uhr nachmittags trat die Ordentliche Mitgliederversammlung im kleinen Saale der 'Weimarhalle' zusammen. Sie wurde eröffnet durch folgende Begrüßungsansprache des Präsidenten:

„Die diesjährige Hauptversammlung findet nicht wie sonst in der Blütenpracht des Mai statt, sondern in der spätsommerlichen Zeit der Ernte. Eingefügt zwischen die Volksverbundenheit des gestrigen Sonntags, an dem Maibaum und Erntekranz umtanzt wurden, und den kommenden Tag, der als Goethes 186. Geburtstag dem Einen gewidmet ist, nach dem wir in Verehrung uns nennen, will die Erinnerungsfeier des fünfzigjährigen Bestehens symbolisch eines und alles zusammenfassen.

Wir hatten die Hoffnung, morgen den Mann hier begrüßen zu dürfen, für den das deutsche Volk und der für das deutsche Volk eins und alles ist. Erst vor wenigen Tagen ging die durch allzu starke amtliche Inanspruchnahme veranlaßte Absage ein, verbunden mit dem Wunsch eines würdigen Verlaufes unserer Feier. Wir nehmen diesen Wunsch mit Dank entgegen und wollen ihn erwidern mit einem Huldigungstelegramm, für das als gemeinsamen Ausdruck der Verehrung und Liebe die Zustimmung der Versammlung erbeten wird:

> An den Führer und Reichskanzler des deutschen Volkes: Die zur Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens festlich versammelte Goethe-Gesellschaft sendet dem Führer des deutschen Volkes die ehrerbietigsten Grüße. Sie ist sich dessen bewußt, daß mit Ihrer tatkräftigen Hilfe die Vollendung des am 28. August feierlich zu eröffnenden Museums im Goethe-Hause gelungen ist. Sie dankt es Ihnen mit den Goethischen Worten:
>
> Manches Herrliche der Welt
> Ist in Krieg und Streit zerronnen;
> Wer beschützet und erhält,
> Hat das schönste Los gewonnen."

Der Vorsitzende begrüßte sodann die Vertreter des Reichs, des thüringischen Staates und der Stadt Weimar, die zu der Sitzung erschienen waren, darunter Herrn Ernst Schulte-Strathaus vom Stabe des Stellvertreters des Führers, Herrn Legationssekretär Dr. Stelzer als Vertreter des Auswärtigen Amtes, Herrn Hagemeyer als Vertreter des Reichsleiters Rosenberg, Herrn Dr. Werner

Kurz als Vertreter der NS.-Kulturgemeinde, Herrn Ministerialrat Stier und Herrn Oberbürgermeister Mueller. Als Gäste aus fernen Landen waren zahlreiche Goethe-Forscher und Goethe-Freunde, die der Einladung gefolgt waren aus West und Ost, willkommen zu heißen: Vertreter der Vereinigten Staaten und Kanadas, Englands, Frankreichs, Hollands und der Schweiz, sowie Vertreter Finnlands, Estlands, Lettlands, Polens, der Tschechoslowakei, Ungarns und Rumäniens. Präsident Petersen begrüßte die lebenden Dichter Max Halbe, Hans Grimm, Jakob Schaffner, Walter v. Molo und Wolfgang Goetz. Er gab der besonderen Freude Ausdruck, von den Gründungsmitgliedern, die vor 50 Jahren der Goethe-Gesellschaft beitraten und deren Zahl auf 30 zusammengeschmolzen ist, mehrere anwesend zu sehen, darunter Exzellenz Hunnius, der mit zu den Unterzeichnern des Gründungsprotokolls gehört und der heute im Auftrage des Goethe- und Schiller-Archivs die Glückwünsche der ihm unterstellten Anstalt übermittelt hat, ferner Frhrn. v. Beaulieu-Marconnay (er hat heute im Auftrage Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin einen Kranz am Sarge Goethes niedergelegt), Geheimrat v. Oettingen, den einstigen Direktor des Goethe-National-museums, Exzellenz Lewald, der vor einigen Tagen seinen 75. Geburtstag feierte, Professor Wilkens aus New York, Verlagsbuchhändler Dr. Giesecke, Leipzig, Professor Wahle, Weimar. Auch der Anwesenheit mehrerer Angehörigen ehemaliger Präsidenten und Vorstandsmitglieder wurde gedacht: es waren Fräulein Johanna Schmidt, Frau Dorothea Roethe und Frau Laura Köster.

Beim Rückblick auf das abgelaufene Geschäftsjahr wurden die schweren Verluste in Vorstand, Ortsausschuß und Ortsgruppen beklagt unter ehrendem Nachruf auf Flodoard Freiherrn v. Biedermann, den ersten Vorsitzenden der Berliner Ortsgruppe, auf Bankdirektor Ablung aus Erfurt, den langjährigen Schatzmeister, und auf Oberbaudirektor Kriesche in Weimar, der in allen Fragen der Denkmalspflege ein kundiger Berater war. Ihr dankbares Gedenken bewies die Versammlung durch Erheben von den Sitzen.

Freudige Ereignisse gaben der Gesellschaft Gelegenheit, mit ihren Glückwünschen an verehrte Jubilare heranzutreten: der 90. Geburtstag Geheimrat Trendelenburgs in Berlin, der 80. Geburtstag von Fräulein Johanna Schmidt in Jena, der 75. Geburtstag des Wiener Vorstandsmitgliedes Sektionschef v. Weckbeckers, der 70. Geburtstag des Festredners des Jahres 1926, Professor Heinrich Wölfflins, der 60. Geburtstag Professor Scholtes in Amsterdam. Ebenso wurde Professor W. A. Cooper in Stanford, Kalifornien, einer der besten Goethekenner Nordamerikas, aus Anlaß des Abschiedes von seiner Lehrtätigkeit begrüßt.

Zwei Jubiläen aber fielen in den engeren Kreis des Vorstandes: am 18. Juli 1935 hat der Vorsitzende unseres Ortsausschusses Martin Donndorf sein siebentes Jahrzehnt beendet. Die Harmonie seines Lebens kommt darin zum Ausdruck, daß genau die Hälfte dieser Zeit, 35 Jahre, im Dienste der Gesellschaft gestanden haben. Wenn in den letzten dreizehn Jahren die ganze Geschäftslast auf den Schultern des Altoberbürgermeisters und seiner Helfer lag, so war das eine Glückszahl für die Gesellschaft. Die Verdienste des unermüdlichen und aufopfernden Arbeiters waren durch Verleihung der Ehrenmitgliedschaft dankbar zu würdigen. Dieser Beschluß des Vorstandes wurde von der Mitgliederversammlung durch allseitigen Beifall bestätigt.

„Am 28. Juli 1935", so fuhr Petersen fort, „feierte Hans Wahl seinen 50. Geburtstag als Altersgenosse, ja gewissermaßen Zwillingsbruder unserer Gesellschaft: als das Haus am Frauenplan gerade seine Tore öffnete, öffnete er seine Augen dem Lichte der Welt. Unmittelbar nach seinem 50. Geburtstag nun erleben wir das glückliche Gelingen des Anbaus und damit die Vollendung des Hauses und Erfüllung des Vermächtnisses, das Goethe hinterließ. In Anbetracht seiner großen wissenschaftlichen Verdienste ist ihm mit Verleihung der Goldenen Medaille die höchste wissenschaftliche Auszeichnung zuteil geworden, über die die Goethe-Gesellschaft zu verfügen hat. Übermorgen wird man sehen, daß Hans Wahl Verfasser der lebendigsten Biographie Goethes geworden ist, die beim Rundgang durch das Museum ein anschaulicheres Bild gibt als irgendein Werk der Feder."

Eine Reihe von Glückwünschen, die aus der Ferne zugingen, wurden verlesen. Den weitesten Weg hatte der Drahtgruß aus Peking zurückgelegt, den Professor Vincenz Hundhausen im Namen des Deutschen Seminars der dortigen Universität aussprach:

Der seines Geistes war, sprach an der Bahre:
Uns ist sein Körper, nicht sein Geist verloren.
Die Worte leuchten von den Ehrentoren
Und Festgirlanden der Erinnerungsjahre.

Andere Glückwunschtelegramme gingen ein von Feodora, Großherzogin von Sachsen, die der Goethe-Gesellschaft „den gleichen sieghaften Aufstieg wie bisher auch für alle Zukunft" wünscht „zum Segen der Kultur des Vaterlandes wie der ganzen Welt", von der Preußischen 'Akademie der Künste' zu Berlin, dem Oberbürgermeister der Vaterstadt Goethes Frankfurt a. M. und dem Freien Deutschen Hochstift daselbst, der Estländischen Literarischen Gesellschaft, den Geheimräten Konrad Burdach und Max Planck, der zu unseren Vorstandsmitgliedern gehört. Konrad Burdach telegraphierte uns:

Fünfzigjähriger Dienst im Geiste des deutschesten Dichters,
Dienst an der Menschheit war's, unserem Vaterland Heil.
Dankbar gedenke ich heut glückwünschend der Goethe-Gesellschaft,
Zeuge der Gründung einst, grüße ich nun ihren Weg!

Dazu kommen eine Reihe von Glückwunschschreiben: von Exzellenz Hunnius als dem Vorsitzenden des Ausschusses zur Verwaltung des Goethe- und Schiller-Archivs, vom Oberbürgermeister der Stadt Bochum, mit der die Goethe-Gesellschaft durch besondere freundschaftliche Beziehungen verknüpft ist, von der Kleist-Gesellschaft in Frankfurt a. O. und der Lessing-Gesellschaft in Berlin.

Unter den mannigfachen Geburtstagsangebinden, die uns überreicht oder angekündigt wurden, leuchtet ein kostbarer indischer Elefantenzahn mit eingeschnitzter Widmung hervor, den Frau Direktor Callsen in Düsseldorf aus ihrer Sammlung gestiftet hat. Eine andere Gabe haben wir empfangen, die wir nicht vorzeigen können, sondern die man an Ort und Stelle aufsuchen muß: wir erhielten die Mitteilung, daß das Goethe-Denkmal, das im vorigen Jahre in Urfeld am Walchensee, an der Kesselbergstraße, zur Erinnerung an Goethes Aufenthalt auf der Reise nach Italien eingeweiht worden ist, der Goethe-Gesellschaft zugeeignet wurde, ohne daß ihr daraus die Pflicht zur Unterhaltung erwächst. Ein literarisches Geschenk ist angekündigt worden von Professor v. Bradish in New York, der sein Werk über Goethes Beamtenlaufbahn der Goethe-Gesellschaft widmen will.

Im Anschluß daran wurde von den eigenen für dieses Jahr und für das nächste Jahr geplanten Veröffentlichungen gesprochen. 1935 wird das letzte 'Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft' erscheinen; mit ihm ist in Vorbereitung das Register, das, bearbeitet von Max Hecker, die Reihe der 'Jahrbücher' zusammenfaßt. Längst erwartet ist das im vorigen Jahre angekündigte und nunmehr abgeschlossene Werk von Max Hecker über Schillers Tod und Begräbnis, das der bösartigen und dummen Latrinenlegende von Schillers Vergiftung und Goethes Anteil an diesem Verbrechen jeden Boden entziehen wird.

Abgeschlossen ist die Schrift, die als Jahresgabe neben das 'Jahrbuch' treten soll und den Ehrengästen als Festgabe überreicht wird, die Sammlung: 'Das Haus am Frauenplan seit Goethes Tod. Dokumente und Stimmen von Besuchern. Eingeleitet und herausgegeben von Werner Deetjen.' Das Buch tritt an die Stelle der für dieses Jahr in Aussicht genommenen Geschichte der Goethe-Gesellschaft, die auch den Abschluß des 50. Jahres einbeziehen soll und daher erst im nächsten Jahre, bearbeitet von Wolfgang Goetz, erscheinen kann.

An die Begrüßungsrede Petersens schloß sich an, erstattet von Herrn Oberbürgermeister a. D. Dr. Donndorf, der

Geschäftsbericht für 1934/35

Das Berichtsjahr, von der letzten bis zur diesjährigen Hauptversammlung laufend, umfaßt wegen der Hinausschiebung der diesjährigen Versammlung 15 Monate; der Bericht darüber läßt sich kurz fassen. Wesentliches hat der Präsident in seiner Eröffnungsansprache bereits behandelt; die Geschäfte, von denen hier zu reden ist, waren die regelmäßigen, durch Satzung und Herkommen vorgezeichneten. Nur die Vorbereitungen zur jetzigen Hauptversammlung waren wegen ihres Jubiläumscharakters erheblich schwieriger und umfänglicher als in früheren Jahren.

Der Verluste, die uns das Ableben treuer und bewährter Mitarbeiter brachte, der Ehrungen, die wir veranstalteten, hat der Herr Präsident bereits gedacht. Auch der Tod des am 1. Juli in New York plötzlich verstorbenen Präsidenten der Goethe Society of America war uns ein schwerer Verlust. War doch Professor Dr. de Marnay Baruch als Arzt wie als Philanthrop und schriftstellerisch tätiger Kunstfreund und -kenner in ganz New York bekannt und, als Leiter eines großzügigen und erfolgreichen Kriegshilfswerks für Deutschland in bester Erinnerung stehend, von Anfang an die belebende Kraft unserer amerikanischen Goethe-Bewegung! Wir sehen der Wahl seines Nachfolgers mit Spannung entgegen.

In unserem Ortsausschuß und seiner Geschäftsstelle hat das vergangene Jahr keine Personalveränderungen gebracht.

Das 'Jahrbuch' für 1934 ist zu gewohnter Zeit, um Ende August, herausgekommen, aus Ersparnisgründen zusammen mit Band 47 der 'Schriften', den von Hans Wahl herausgegebenen 'Ur-Xenien'. Das 'Jahrbuch' stand im Zeichen Schillers; es begann mit Werner Deubels vielumstrittenem Aufsatz: 'Umrisse eines neuen Schillerbildes' und schloß mit Ernst Bertrams markigem, gehaltvollem Vortrag über den dorischen Schiller.

Über das Schicksal weiterer in Vorbereitung befindlicher Veröffentlichungen sind unsere Mitglieder durch den der Einladung zur Hauptversammlung beigelegten gelben Zettel vorläufig unterrichtet. Möchte namentlich der Registerband zu unseren bisher erschienenen 'Jahrbüchern' die langgespannten Erwartungen der Subskribenten bald befriedigen; ich möchte auch jetzt nochmals für dieses geradezu unentbehrliche Buch werben, von dem bisher leider erst 780 Exemplare bestellt sind.

Das diesjährige 'Jahrbuch', das nun jedenfalls das letzte sein wird, verzögert sich im Erscheinen etwas infolge der Mitaufnahme der Berichte über die gegenwärtige Jubiläumsversammlung. Es kommt

hoffentlich wieder zusammen mit der 'Schrift' für 35, die, von Werner Deetjen herausgegeben, das Thema 'Das Haus am Frauenplan seit Goethes Tod' behandeln wird.

An älteren Veröffentlichungen wurden 157 'Jahrbücher' und 217 'Schrift-'Bände an Mitglieder gegen Zahlung abgegeben. Es wäre recht erwünscht, daß unser immer mehr anschwellendes Bücherlager durch solche Nachbestellungen kräftiger entlastet würde.

Der Verkehr mit anderen gleichstrebenden Vereinigungen vollzog sich in den gewohnten Bahnen. Die 'Japanische Goethegesellschaft' schickte den wieder sehr schön ausgestatteten Band 3 ihres Jahrbuchs mit japanischen und deutschen Aufsätzen, der 'Wiener Goetheverein' den neuesten Band seiner 'Chronik'. Beide erhalten dafür auch unsere Publikationen. Im Bücheraustausch stehen wir ferner mit dem 'Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen', der 'Bibliothek der Deutschen in Reichenberg' und der 'Goethegesellschaft in Riga'. Die fälligen Veröffentlichungen der Kleist-, der Schopenhauer- und der Wilhelm Busch-Gesellschaft, wie der Otto Ludwig-Gemeinde erhalten wir auf Grund unserer Mitgliedschaft.

An der Deutschen Schillerwoche im Ruhrgebiet im Oktober 1934 war die Gesellschaft als Mitveranstalterin beteiligt. Unser Präsident nahm zugleich als Vortragender teil; auch die Herren Deetjen, Scheidemantel und Wahl vertraten unsere Gesellschaft. Letzterer überreichte namens der Gesellschaft den hauptbeteiligten Veranstaltern eine silberne Schillermedaille. Auch an den Schillerfeiern der Thüringischen Staatsregierung in Weimar und des 'Schwäbischen Schillervereins' in Marbach am 10. November 1934 nahmen Vertreter der Gesellschaft teil, und es wurden unsere Kränze in der Weimarer Fürstengruft, wie in Schillers Geburtszimmer in Marbach niedergelegt.

Am 15. April 1935, als dem 50. Todestage Walters v. Goethe, wurde dessen Grab auf hiesigem Friedhof mit einem Kranz geschmückt, am 5. August 1935 das Grab Karl August Schwerdgeburths zu dessen 150. Geburtstag.

Ein hochgeschätztes Mitglied unserer Gesellschaft spendete einen Betrag, der es ermöglichte, das Grab August v. Goethes in Rom wieder in besten Stand zu versetzen und noch einen Fonds zur Unterhaltung anzulegen. Ihm sei nochmals herzlich gedankt!

Beim Erscheinen einer umfänglichen interessanten Schillernummer der 'Deutsch-Chinesischen Nachrichten' von Professor Hundhausen (Peking) konnten wir wenigstens vermittelnd behilflich sein.

Für den 'Deutschen Schillerbund' (Weimar) wurde wieder ein Ehrenbeitrag von 100 *RM* in den Etat eingestellt. Die dem Goethe-Nationalmuseum für seinen Erweiterungsbau gestifteten 20000 *RM* wurden ausgezahlt. Das genannte Museum, das Goethe- und Schiller-

Archiv und die Thüringische Landesbibliothek erhielten die üblichen Zuschüsse im Rahmen des Haushaltsplanes.

Jahresrechnung und Vermögensbericht für 1934 wird der Herr Schatzmeister vortragen; auf 1935 vorgreifend, sei nur gesagt, daß mit einem recht erheblichen Fehlbetrag gerechnet werden muß. Sobald wie möglich muß wieder der Ausgleich zwischen Einnahmen und Ausgaben erreicht werden, was eine unerbittliche Sparsamkeit erfordern wird.

Erfreulich ist die Tatsache, daß wieder verschiedene Mitglieder — es sind meist die alten lieben Namen — uns durch Erhöhung ihres Jahresbeitrages unterstützt haben. Ihnen sei herzlich gedankt, nicht minder einer Weimarer Dame, einem unserer ältesten lebenslänglichen Mitglieder, für eine Sonderspende.

Arbeits- und Ortsausschuß mußten zur Vorbereitung der Jubiläumshauptversammlung eine ganze Reihe von Sitzungen halten. Die Arbeit der Geschäftsstelle war groß und wird immer schwieriger. Schon der Umstand, daß unsere Mitglieder über die ganze Welt verstreut, die Mitglieder des Vorstandes immerhin an 9 verschiedenen Orten wohnen, erfordert einen ungewöhnlich großen Briefverkehr. Nicht minder die Notwendigkeit, die persönliche Korrespondenz mit einem großen Teil der Mitglieder ganz individuell zu führen, so daß nur die alteingearbeiteten Kräfte hierbei tätig sein können. Sehr erschwert wird die Vorbereitung der Hauptversammlungen durch die verspäteten Anmeldungen zahlreicher Mitglieder. Noch in den allerletzten Tagen werden Wünsche nach ganzen Reihen nur bester Plätze laut. Das alte Problem, wie man 500 Personen auf nur 300 vorhandene gute Plätze setzen soll, ist immer noch nicht zu lösen.

Solche Nöte kannte der Theaterdirektor Goethe auch zur Genüge. Für heute gilt ebenso wie für damals, was er in einem Prolog, gesprochen am 1. November 1791, ausführt:

Von diesen Schwierigkeiten
Euch hier zu unterhalten, ist nicht Zeit;
Ihr kennt sie selbst, und besser ist's vielleicht,
Ihr kennt sie nicht. Mit desto froherm Sinn
Kommt ihr in dieses Haus und hört uns zu
Und seht uns handeln. Alles geht natürlich,
Als hätt' es keine Mühe, keinen Fleiß
Gekostet. Aber dann, wenn eben das
Gelingt, wenn alles geht, als müßt' es nur
So gehn, dann hatte mancher sich vorher
Den Kopf zerbrochen, und mit vieler Mühe
War endlich kaum die Leichtigkeit erreicht.

Wenn Goethe dann fortfährt, vom Standpunkt eines gastierenden Theaterdirektors aus sicher mit vollem Recht:

Der schönste Lohn von allem, was wir tun,
Ist euer Beifall,

dann kann ich versichern, daß unsere ernste und arbeitsame Geschäftsstelle nicht nach Beifall geizt, daß ich mich aber doch freuen würde, wenn der herzliche Dank, den ich jetzt unsern Mitarbeitern namens des Ortsausschusses für ihre Mühewaltung ausspreche, Ihren Beifall findet. Wir bitten um Verständnis und Nachsicht, wenn einmal nicht alles klappt. Daß leicht beieinander die Gedanken wohnen, doch hart im Raume sich die Sachen stoßen, das merkt man am besten bei den Stellen, denen die Überführung gefaßter Beschlüsse in reale Tatbestände obliegt. Da verflüchtigt sich mancher schöne Wunschtraum, und manches Kompromiß muß geschlossen werden.

Vor allem aber bitten wir um Unterstützung unserer Arbeit durch Werbung für die Gesellschaft. Wenn diese weiter bestehen soll, dann muß es zunächst gelingen, ihren Mitgliederbestand auf einer gewissen Höhe ständig zu erhalten. Nach dieser Hauptversammlung soll ja auch eine größere Aktion des Vorstandes zum Zweck der Werbung neuer Mitglieder und Freunde einsetzen, wobei auch mit der werbenden Kraft der neuen Vierteljahrsschrift gerechnet werden darf.

Die Berichte unserer Ortsgruppen werden im 'Jahrbuch' so ausführlich, wie der Raum es gestattet, abgedruckt (Seite 234 ff.). Bis jetzt liegen solche vor aus Chemnitz, Hamburg, Hannover, Jena, Königsberg, Weimar und von der Mitgliedervereinigung Magdeburg. Den geehrten Vorständen sei schon heute für ihre wertvolle und uneigennützige Mühewaltung namens des Vorstandes herzlich gedankt.

Und so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte jeder, damit unserer goldenen Jubilarin, der Goethe-Gesellschaft, ein weiterer dauerhafter Aufstieg beschieden sei!

Nach Abschluß dieses Berichtes dankte Herr Donndorf für die hohe und ungewöhnliche Auszeichnung, die ihm durch die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft der Goethe-Gesellschaft widerfahren sei. Er erinnerte daran, daß vor gerade 25 Jahren auch sein Vater Ehrenmitglied der Gesellschaft geworden sei, bekannte, wie viel er seinerseits der Gesellschaft zu danken habe, und betonte, daß er sich bei dieser Ehrung vor allem auch als Repräsentanten der Geschäftsstelle fühle, deren Damen sich diese Ehrung mit auf ihr Konto schreiben dürften. Er erhob mit einem humoristischen Zitat aus Hans Thomas Buch 'Im Winter des Lebens' als Siebzigjähriger den Anspruch auf baldiges Ausruhen von seinen verschiedenen Ehrenämtern.

Dem Dank der Gesellschaft für Donndorfs umsichtige unermüdliche Wirksamkeit gab Präsident Petersen beredten Ausdruck. Er verband mit seinen Worten einen nochmaligen Hinweis auf die Notwendigkeit der Werbung. Die Versendung von Drucksachen hat bisher wenig

geholfen. Dagegen hat sich immer als erfolgreich erwiesen die Werbung von Person zu Person. Viele Leute wissen gar nicht, wie leicht es ist, mit einem Federzug Mitglied der Goethe-Gesellschaft zu werden. Die Werbung soll erleichtert werden, indem nicht nur ein neues Werbeblatt allen Mitgliedern und allen denen, die wir als Mitglieder wünschen, zugesandt wird, sondern indem dem Werbeblatt gleich ein Dutzend Anmeldekarten beigelegt werden, die der Werbende bei sich tragen kann. Auf diesem Wege ist — das hat die Erfahrung gezeigt — die Mitgliederzahl um ein Vielfaches zu steigern, und es ist zu hoffen, daß die schöne Stimmung dieser Tage und das, was wir als befriedigenden Rückblick auf fünfzigjähriges Wirken und als Ausblick auf die bleibenden großen Aufgaben hier erleben, jedem Anregung gibt, durch Werbung für die Möglichkeit des Bestehens und des Weiterwirkens unserer Gesellschaft zu sorgen.

Sodann erstattete der Schatzmeister, Herr Finanzdirektor Eisele, den

Rechnungsabschluß für 1934.

Der Rechnungsabschluß ist im Gegensatz zu den letzten Jahren, wo ein Überschuß erzielt werden konnte, infolge des Rückganges der Mitgliederzahl ungünstiger geworden. Er schließt mit einem Fehlbetrag ab.

Die Einnahmen gliedern sich wie folgt:

1. Jahresbeiträge der Mitglieder	*RM*	27.902,77
2. Erlös aus früheren Veröffentlichungen	„	1.123,20
3. Zinsen von Kapitalien	„	4.372,42
4. Verschiedene Einnahmen	„	1.368,45
	RM	34.766,84

Die Ausgaben betrugen:

1. Für das 'Jahrbuch'	*RM*	9.099,56
2. Für die 'Schrift'	„	4.099,72
3. Für die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft	„	1.500.—
4. Beitrag zur Verwaltungsgemeinschaft für das Goethe- und Schiller-Archiv einschließlich Reichsmark 1.000,— Zuweisung an das Goethe-Nationalmuseum	„	5.300.—
5. Beihilfen, Ehrengaben und Vereinsbeiträge	„	3.419,20
6. Persönliche und sachliche Aufwendungen für die Geschäftsstelle	„	9.561,46
7. Aufwendungen für die Hauptversammlung	„	2.349,40
8. Verschiedene Unkosten	„	538,29
	RM	35.867,63

Das Jahr 1934 schließt mit einem Fehlbetrag von RM 1.100,79 ab. Nur durch äußerste Sparsamkeit war es möglich, den Fehlbetrag, der voranschlagsmäßig rund RM 4.000,— betrug, auf RM 1.100,— zu ermäßigen. Für das laufende Jahr wird der Fehlbetrag ganz bedeutend steigen, so daß besondere finanzielle Maßnahmen ergriffen werden müssen, um die Gesellschaft nicht zu gefährden.

Das Kapitalvermögen der Gesellschaft betrug

am 31. Dezember 1933	RM 86.124,49
Zur Deckung des Fehlbetrages 1934 sind entnommen	„ 1.100,79
so daß am Jahresschluß noch ein Bestand von . . .	RM 85.023,70

vorhanden war.

Das Kapitalvermögen ist in Wertpapieren, Hypotheken, Darlehen und Bankguthaben zinstragend angelegt. Aus dem Vermögen ist in diesem Jahre ein Betrag von RM 20.000,— für den Erweiterungsbau des Goethe-Nationalmuseums gespendet worden.

Sämtliche Abrechnungen sind von dem Revisor der Goethe-Gesellschaft geprüft und mit den Büchern und Belegen in Ordnung befunden worden.

Präsident Petersen dankte dem Schatzmeister, dem die Versammlung Entlastung erteilte.

Es folgte weiterhin, vorgetragen von Professor Hans Wahl, der

Bericht über die Goethe-Anstalten, die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft und die Dornburger Schlösser.

Im Goethe- und Schiller-Archiv dauerte auch im vergangenen Jahre die Aufarbeitung der Bestände an, ohne daß Abschlüsse gemeldet werden können. Die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft hat sich um fast 600 Nummern vermehrt; die Ordnung der restlichen 3750 Zeitschriften und Zeitungsaufsätze über Goethe aus der Sammlung Stiebel wurde geendet und die Doppelverzettelung durchgeführt; ebenso wurde der briefliche Nachlaß der Ottilie v. Goethe verzettelt.

Die Vermehrung der Handschriftenbestände war in zwei Fällen bedeutungsvoll. Einmal konnte zu dem seit langem vorhandenen Wildenbruch-Nachlaß der Teil noch herangezogen werden, der als Schenkung unter Lebenden vom Dichter seinem Biographen Litzmann übereignet worden war. Die Möglichkeit zu dieser wichtigen Ergänzung verdanken wir dem Herrn Reichsminister für Erziehung, Wissenschaft und Volksbildung, dem auch an dieser Stelle unser Dank

wiederholt sei. Der zweite umfangreiche Nachlaß ist das Gräfliche und Freiherrlich Egloffsteinsche Familien-Archiv, soweit es die mit dem klassischen Weimar eng verbundenen Egloffsteins betrifft. Es ging als Schenkung seines bisherigen Betreuers, des Herrn Dr. Hermann Freiherr v. Egloffstein in Würzburg, in das Archiv über und harrt seiner Bearbeitung. Auch diesem Schenker gilt heute unser wiederholter Dank, den wir auf Frau Elisabeth Heil (Göppingen), Herrn Universitätsprofessor Dr. Heinrich Gerland (Jena), Herrn Prof. Dr. Eduard Scheidemantel (Weimar) als Stifter von Einzelhandschriften ausdehnen dürfen.

Mit eigenen Mitteln konnten erworben werden Briefe Goethes an Bürger, an Amalie Wolff, an Reich, an Karl August, an Friedr. Haide, ferner Briefe Hebbels, Immermanns, Holteis, der Goethischen Enkel, Ottiliens (an Kühne), Eckermanns, Einsiedels, Knebels, Wielands (an Merck), des Kanzlers v. Müller, Karl Stielers, einige Pakete Handschriften aus dem Schiller-Kreise, weiterhin Hamerling-Briefe und Hamerlings 'Schwanenlied der Romantik'. Endlich die Handschrift des herrlichen Gedichts: „Und wenn mich am Tag die Ferne Blauer Berge sehnlich zieht" und von Riemers Hand ein unbekanntes Schema zu den 'Wahlverwandtschaften'.

Während des Jahres wurde im Archiv Material zu über 50 verschiedenen literarhistorischen Themen teils vorgelegt, teils durch Versendung, soweit es die Satzungen gestatten, zugänglich gemacht. Die Aufführung der unterstützten Arbeiten würde den Rahmen unseres Berichtes weit überschreiten, so sehr sie auch dartun würde, was das Archiv für die neuere deutsche Literaturforschung bedeutet; es ist, was man nicht allgemein weiß, eines der drei größten deutschen Literaturarchive. Auch die Namen der Schenker von Büchern, Zeitungen und Zeitungsaufsätzen aufzuzählen, müssen wir uns hier versagen; es sind mehr als 200 aus Deutschland und den meisten Ländern der Erde. Sie werden in den jährlichen Abschlußakten ehrenvoll festgehalten.

Das Goethe- und Schiller-Archiv begeht in diesem Jahre auch sein fünfzigjähriges Bestehen, als räumliches und bauliches Gebilde im folgenden Jahre sein vierzigjähriges Dasein. Wir werden dieser Tatsache also im folgenden Jahre besonders gedenken.

Das Goethe-Nationalmuseum hat im vergangenen Jahre unter dem Gedanken des Erweiterungsbaues gestanden. Die im vorjährigen Jahresbericht ausgesprochene Hoffnung hat sich, wenn auch verspätet, nun doch endlich erfüllt. Die Ergänzung der Bestände stand naturgemäß unter diesem Zeichen.

An Bildnissen wurden neben zahlreichen Stichen erworben Goethes

römischer Freund Aloys Hirt in einem Ölgemälde von J. E. Hummel, Herder in einer Wiederholung nach Rehberg, d'Alton von Caroline Bardua, in Bleistiftzeichnungen der junge Clemens Brentano, Johann Heinrich Voß, die Scherenschnitte der beiden Stolberg und ihrer Frauen, ferner Karl August, Pastell von Bruni, Miniaturbild der Schauspielerin Fr. Unzelmann, schließlich eine Zeichnung des jungen Rietschel, seinen Meister Rauch darstellend. Die Handzeichnungen Goethes konnten ergänzt werden durch ein frühes Blatt von der Wartburg und ein Aquarell des Kammerbühl in Böhmen. Durch die Schenkung Dr. Freiherr v. Egloffsteins (Würzburg), deren wir oben gedachten, gelangte das umfangreiche Reisezeichenalbum der Gräfin Julie Egloffstein in unseren Besitz, das auch eine Goethische Zeichnung (Blick von der 'Tanne' in Jena) enthält. Die Goethestätten wurden durch eine Reihe von Originalarbeiten ergänzt, ebenso die Musikalien. Zu späterer Darbietung wurden zahlreiche Stiche von Herkunftsorten Goethischer Ahnen zusammengetragen, darunter eine Bleistiftansicht des Arternschen Stammhauses der Goethes vor dem im 19. Jahrhundert erfolgten Umbau.

Für eine namhafte Stiftung haben wir zu danken dem 'Weimarbund deutscher Mädchen und Frauen', der uns wiederholt Erwerbungen ermöglicht hat. Der Verwendung dieses Betrags, wie auch der wiederholten Stiftung von Frau Gewerberat Dr. Klein (Jena), werden wir zur gegebenen Zeit dankbar gedenken. Fräulein Irma Hente und Freundinnen (Förste im Harz) verdanken wir die Erwerbung des oben genannten Rauchbildes. Ihnen allen — ausnahmslos deutschen Frauen — an dieser Stelle herzlicher Dank!

Nicht mehr danken können wir hier unsern Mitgliedern Oberbaudirektor E. Kriesche (Weimar), Geheimrat M. Friedlaender (Berlin) und Geheimrat Max Grube (Meiningen), die testamentarisch des Museums gedachten.

Unser treuer Freund und Gönner Carl Viol (Amsterdam) überbrachte persönlich am 50. Jahrestage des Museums das Prachtstichwerk aus dem 18. Jahrhundert: 'Colonna Traiana' von Bartoli Goethischen Angedenkens. Auch ihm wiederholter herzlicher Dank!

Ohne daß auf Einzelheiten eingegangen werde, ist nunmehr vom Erweiterungsbau zu sprechen. Was im vergangenen Jahre als Hoffnung ausgesprochen wurde, ist nun endlich Wirklichkeit geworden. Der Bau steht. Das neue Thüringen und das neue Deutschland haben seine Schaffung ermöglicht.

Warmherzig traten der Reichsstatthalter in Thüringen und der thüringische Volksbildungsminister für unsere Sache ein, die ihre Krönung und Erfüllung erhielt in der letzten Tagesstunde des 175. Geburtstages Schillers, als der Führer und Reichskanzler mit seinem

Ja zur Sache seine persönliche Hilfe und die des Reichsministers für Erziehung, Wissenschaft und Volksbildung zusicherte. Für alle, die um Deutschlands willen sich in Goethe vor der Welt verbunden fühlen, konnte es keinen schöneren Abschluß des Schillertages geben. Der Dank aller dieser deutschen Volksgenossen wie aller über den ganzen Erdball verteilten Freunde Deutschlands ist dem Führer und Reichskanzler gewiß.

Es war die letzte Stunde, wollte man die Aufgabe noch lösen bis zu dem Monat, an dem vor einem halben Jahrhundert das Erbe Goethes nicht nur dem kleinen Staate Sachsen-Weimar, sondern dem deutschen Vaterlande und allen in Goethe mit Deutschland Verbundenen in der weiten Welt geschenkt wurde.

Die Werkstatt steht! Daß es uns erst am 14. August, zwei Monate nach dem errechneten Termin, möglich wurde, das erste Bild zu hängen, ist Schicksal. Aber jeder wird einsehen, daß es bis zum heutigen Tage nicht möglich war, das gesteckte Ziel voll zu erreichen, ja daß schon angesichts der erwarteten Verzögerung manch einschneidender Verzicht geleistet werden mußte. So war schon Ende Juni der Entschluß zu fassen, für diesmal auf die Einschaltung der aktiven Darstellung der Goethischen Morphologie und der Lichtlehre zu verzichten zugunsten einer späteren Nachholung. Was in den wenigen gezählten Tagen noch augenscheinlich gemacht werden konnte, war das Thema: 'Goethe und seine Welt und Zeit im Bilde' in 22 neuen Räumen unter viermaliger Einschaltung des bildenden Künstlers Goethe, und die Fertigstellung des Saales, der Goethes Kunstsammlungen darbieten soll und als Wechselausstellung jetzt 200 Zeichnungen alter Meister und zeitgenössischer Künstler enthält. Die naturwissenschaftliche Sammlung Goethes hat einstweilen Aufstellung gefunden in der Mansarde des alten Goethehauses. Mehr war in der knappen Zeit nicht zu leisten. Doch hoffen wir trotzdem, daß das Dargebotene bei noch vorhandener Einseitigkeit durch seine Fülle unsere Arbeit rechtfertigt.

Wenn nun die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft zu dieser trotz allem vorläufigen Schau eingeladen werden, so darf es nicht geschehen, ohne daß gerade der Goethe-Gesellschaft gedankt werde, daß sie nicht gezögert hat zu opfern, als es galt, das Ganze um Goethes willen und in Goethe um Deutschlands willen endlich zu erreichen.

„Aber ich habe", so fährt Professor Wahl fort, „der Goethe-Gesellschaft noch einen anderen Dank abzustatten, den für eine meiner Überzeugung nach unverdiente Ehrung: die Überreichung der goldenen Medaille der Gesellschaft. Soll man den, der das Glück hat, arbeitend an seinem bescheidenen Teil Goethe zu dienen, dafür beloben und beehren? Ich meine, man soll von ihm verlangen. Und so bitte

ich Sie, die Ehrung auffassen zu dürfen als eine Forderung für die Zukunft. In diesem Sinne danke ich für die mich überraschende Ehrung, die unser Herr Vizepräsident, Professor Dr. Kippenberg, mir vor einem Monat, von freundschaftlich-ernsten Worten begleitet, hat zuteil werden lassen."

Abschließend wendet sich der Redner zu Dornburg.

„Nun aber zu Dornburg! das Sie übermorgen nachmittag begrüßen soll. Sei uns der Wettergott günstig gesinnt! Es ist manches geschehen, aber noch nicht alles. Zerschlissene Möbel werden Sie nicht mehr sehen, der Speisesaal Ernst Augusts ist auch in seinen Wänden wiederhergestellt, benachbarte Wände harren noch der Rückgestaltung. Das Tempo der Verschönerung wird bestimmt durch die vorhandenen Mittel, die allein die Besucherzahl bringt. Das kleine Dornburgmuseumszimmer im Rokokoschloß ist auch noch bereicherungsfähig. Es ist ein Anfang.

Die Rosenzeit ist fast vorbei. Die Malven sind am Abscheiden. Der Wein hängt dicht wie nie an den Spalieren. Aber das Schönste ist das Sitzen auf eigenem Grund und Boden, hart am Rand des Kalkfelsens, den Goethe geliebt hat. Hoffen wir, daß der übermorgige Tag uns dieses Goethische Augenglück beschert, das er selbst, im Oktober 1830 zum letzten Male in dem geliebten Dornburg, im Tagebuch festgehalten hat mit den Worten: „Herrliche Sonnenbeleuchtung mit abwechselnden Wolkenschatten. Prächtiger Anblick der Gegend." In dieser Hoffnung rufe ich jedem von Ihnen allen zu mit dem alten Dornburger Portalspruch:

Gaudeat ingrediens — freudig trete herein!

und, sollte es der Himmel anders meinen:

Laetetur aede recendens — froh entferne dich wieder — trotz allem!"

An die Berichte schloß sich die Behandlung der vorliegenden

Anträge.

Vom Vorstand der Gesellschaft lagen zwei Anträge vor:

1. An Stelle des 'Jahrbuches' künftig eine Vierteljahrsschrift herauszugeben,
2. Festsetzung des Mitgliedsbeitrags für 1936 auf *RM* 10.

Der Vorsitzende führte aus, daß beide Anträge nicht ganz voneinander zu trennen seien. Denn die Durchführung des schon lange gehegten Planes, an Stelle des 'Jahrbuchs' eine Vierteljahrsschrift erscheinen zu lassen, bedeutet eine wesentliche Anspannung der Mittel,

und die Durchführung dieses Planes erlaubt es nicht mehr, wie bisher zwei Publikationen: ein 'Jahrbuch' und eine 'Schrift', regelmäßig nebeneinander hergehen zu lassen.

Schon im Jahre 1933 wurde die Vierteljahrsschrift beschlossen, aber ein weiteres Jahr der Besinnung und Vorbereitung wurde gebraucht. In der Zwischenzeit ist unter allen Mitgliedern das Für und Gegen der Neuerung erörtert worden. Manche Stimmen haben sich erhoben teils im Sinne der Gewöhnung und der Anhänglichkeit an die bisherige Form, teils in größerer Zahl im Sinne der Notwendigkeit eines Organs, das einen engeren, schnelleren Verkehr zwischen der Gesellschaft und den Mitgliedern, zwischen der Arbeit der Gesellschaft und dem Leben unserer Zeit ermöglicht.

Der Plan ist schon vor einem Jahrzehnt im Zusammenhang mit der Bewegung der Ortsgruppen befürwortet worden, um auch deren Tätigkeit anzuregen und ins Licht zu stellen.

Mit Recht ist von einer Vierteljahrsschrift zu erhoffen, daß sie einen schnelleren und weiteren Überblick über das Leben um Goethe ermöglicht, daß also in den vier Heften zu vier Bogen mit einer Aktualität, die dem 'Jahrbuch' seinem Wesen nach immer fremd bleiben mußte, über alles, was vorgeht, was an neuen Forschungsergebnissen und Entdeckungen, an Deutungen auch auf entlegenen Gebieten, auch in fernen Ländern, sich einstellt, unterrichtet werden kann.

Jedes dieser Hefte wird mit einer Bildbeigabe zu schmücken sein, die eben aus Schätzen der Archive, Museen und Sammlungen zu holen ist. Unveröffentlichte Materialien an Briefen, Entwürfen sollen nicht mehr das Übergewicht haben, und es soll sich Belangloses und Unwichtiges nicht in den Vordergrund drängen.

Von verschiedenen Seiten, namentlich in einer Denkschrift, die vor kurzem eingereicht wurde, ist der Wunsch ausgesprochen worden, daß mehr der Deutung der einzelnen Werke und des Geistes der ganzen Zeit gedient werde, und zwar in einer Form, die weiteren Kreisen verständlich bleibe. Das bedeute nicht, daß die wissenschaftliche Zuverlässigkeit vermindert und angetastet, wohl aber, daß die allgemeine Zugänglichkeit gesteigert werde. Außer einem Überblick über die neuesten Erscheinungen, der vielleicht auch den wesentlichen Inhalt andeuten kann, soll auch Gelegenheit gegeben werden, Fragen aus dem Leserkreise zu stellen. Wer also irgendwie mit Goethe und seiner Zeit befaßt ist, soll Anteil nehmen an dieser Frageecke, die einen Gedankenaustausch zwischen den in der Ferne verstreuten und doch durch das gemeinsame Band verknüpften Mitgliedern erlaubt und erleichtert.

Mit dem Beschluß der Vierteljahrsschrift hängt die zweite Frage zusammen: die Festsetzung des Mitgliedbeitrags für 1936.

Es wird eine kleine Erhöhung des Mitgliedbeitrags beantragt, der früher 12 Mark betrug, der dann einmal in der Hoffnung auf stärkere Werbekraft auf 9 Mark herabgesetzt wurde und nach jetzigem Antrage auf 10 Mark erhöht werden soll. 10 Mark war der erste Beitrag, den man vor 50 Jahren erhob. Man lieferte dafür den Mitgliedern das 'Jahrbuch', das im wesentlichen eine Materialsammlung war, und man glaubte weitere Schriften nur dann veröffentlichen zu können, wenn die Mitglieder sie noch besonders bezahlten. Der glückliche Aufstieg hat es später ermöglicht, die 'Schriften' als eine Beigabe zum 'Jahrbuch' zur Regel werden zu lassen, die aber nicht etwa in den Satzungen festgelegt ist.

Die satzungsmäßige Veröffentlichung soll nunmehr die Vierteljahrsschrift sein. Weitere Schriften werden daneben hergehen, aber ohne die Verpflichtung jährlichen Erscheinens. Sie können wieder zu einer Regelmäßigkeit kommen, wenn die Mitgliederzahl wächst; wenn das nicht gelingt, dann müssen wir mit den Kosten dieser 'Schriften', die wir als wissenschaftliche Leistung nicht aufgeben wollen, die Mitglieder in irgendeiner Weise belasten.

Die Mitgliederversammlung erhebt keine Einwendungen gegen diese Neuordnung der Veröffentlichungen.

Es wird also weiterhin der Antrag gestellt, einen Beitrag von 10 Mark, der auf Wunsch in zwei Raten zerlegt werden kann, für das nächste Jahr festzusetzen.

Auch dieser Antrag wird von der Versammlung angenommen.

Vorstandswahl.

Da weitere Anträge nicht eingegangen waren, so wurde nunmehr über die Wahl des Vorstandes für die Jahre 1935—38 berichtet. Der Herr Präsident stellte fest, daß aus den Kreisen der Mitglieder keine Wahlvorschläge eingereicht worden seien. Darum habe der Vorstand von seinem Rechte Gebrauch gemacht, selbst eine Liste aufzustellen. Diese enthalte die Namen der bisherigen Vorstandsmitglieder mit der Abweichung, daß an die Stelle des verstorbenen Freiherrn v. Biedermann Herr Ernst Schulte-Strathaus getreten sei. Dieser einzig vorliegende Wahlvorschlag gelte nach der Satzung als angenommen.

Auf Vorschlag von Professor Dr. Lockemann in Jena bekundete die Mitgliederversammlung ihren Beifall zur Liste des Vorstandes, wofür der Herr Präsident in dessen Namen dankte.

Mit allerhand Mitteilungen des Oberbürgermeisters Donndorf zum äußeren Ablauf der Hauptversammlung war die Tagesordnung erschöpft.

Nun gab Sanitätsrat Vulpius als Vorsitzender der Weimarer Ortsgruppe der Goethe-Gesellschaft den Inhalt einer Eingabe bekannt, die er unterm 6. Juni zugleich im Namen des Deutschen Schillerbundes an das Thüringische Ministerium für Volksbildung gerichtet hatte. Diese Eingabe betrifft die Erneuerung der Fresken im Säulendurchgang unter dem Römischen Hause im Park. Die beiden Verbände haben sich bereit erklärt, dazu den Betrag von *RM* 300.— zu stiften, unter der Bedingung, daß die Erneuerungsarbeiten so rasch in Angriff genommen würden, daß der Durchgang bis zum Jubiläum der Goethe-Gesellschaft in einen würdigen Zustand versetzt sei. Auf diese Eingabe sei eine Antwort nicht erteilt worden. Darum habe man zunächst einen Künstler beauftragt, eine genaue Kopie der Kassettenfüllungen herzustellen, damit auf diese Art für die künftigen Erneuerungsarbeiten eine zuverlässige Unterlage gewonnen werde. Der Künstler werde seine Tätigkeit in den nächsten Tagen beginnen. Die Erneuerung der Fresken sei als das Patengeschenk der Ortsgruppe und des Schillerbundes für den Erweiterungsbau am Goethe-Nationalmuseum gedacht.

Diese Mitteilung des Herrn Vulpius wurde mit Beifall aufgenommen.

Herr Ministerialrat Stier als Vertreter der Thüringischen Regierung nahm indes das Volksbildungsministerium gegen den von Herrn Sanitätsrat Vulpius erhobenen Vorwurf der verzögerten Sachbehandlung in Schutz. Er erklärte, daß das Ministerium sich der Angelegenheit durchaus angenommen habe, daß es jedoch unmöglich sei, sie so rasch zu erledigen, wie der Herr Antragsteller dies erwarte. Er erinnerte dabei an die Schwierigkeiten, die sich bei der Erneuerung der Fresken auf der Wartburg ergeben hätten, bemerkte auch, daß die angebotene Summe nur den zehnten Teil der Gesamtkosten der Erneuerungsarbeit ausmache. Auch aus diesem Grunde müsse die Angelegenheit mit Ruhe und Sorgfalt erwogen werden.

5 Uhr 30 schloß der Vorsitzende die Versammlung.

Die Ortsgruppen.

Hier sei eingeschoben, was aus den Berichten der Ortsgruppen herausgehoben zu werden verdient.

1. Berlin. Am 19. Oktober 1934 starb Dr. h. c. Flodoard Woldemar Freiherr v. Biedermann, der als langjähriger Vorsitzender der

Berliner Ortsgruppe ihr das Gepräge gegeben hatte. Zu seinem Gedächtnis versammelte sich die Ortsgruppe am 11. Dezember: die Herren Professor Hermann Diener, Wolfgang Goetz, Friedrich Kayßler und Frau Boywidt-Kretzschmer ließen die Persönlichkeit des Verstorbenen noch einmal lebendig werden.

Dem 175. Geburtstage Schillers waren zwei Abende gewidmet. Am 12. November 1934 sprach Professor Julius Petersen über: 'Held und Volk in Schillers Drama', und am 8. Januar 1935 rezitierte Ludwig Wüllner Schillersche Balladen, das 'Lied von der Glocke' und Szenen aus 'Wallenstein' und 'Wilhelm Tell'. Professor Robert Petsch aus Hamburg sprach am 25. Februar über: 'Hermann und Dorothea, das Epos des deutschen Bürgertums', Professor Eduard Spranger am 7. Mai über: 'Goethe und die metaphysischen Offenbarungen'.

Die satzungsgemäße Hauptversammlung vereinigte die Mitglieder zu einem geselligen Beisammensein am 12. Juni in Wannsee. Zum Vorsitzenden wurde Professor Dr. Eduard Spranger gewählt. Außer ihm gehören dem Vorstand an: Marie v. Bunsen, stellvertretende Vorsitzende; Reg.-Rat Wolfgang Goetz, Beisitzer; Elsa Karraß, geb. Freiin v. Biedermann, Schatzmeisterin; Dr. Wieland Schmidt, Schriftführer. — Fräulein Toni Jaeckel sang Lieder der Goethezeit zur Laute.

Die Ortsgruppe ließ in der Berichtszeit ihren Mitgliedern drei Publikationen zugehen: 1. Ein Gedächtnisheft an F. W. v. Biedermann mit Beiträgen von Julius Petersen, Ernst Volkmann und Wolfgang Goetz. 2. F. v. Biedermann: Aus der Frühzeit der Goetheforschung. Hrsg. v. Lothar v. Biedermann. 1935. 3. Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. Bd. 10. Leipzig 1935.

2. Chemnitz. Die Ortsgruppe veranstaltete regelmäßige Vortragsabende im Kleinen Saale des 'Museums', Sprecher war der Vorsitzende. Er behandelte im April 1934 'Iphigeniens Schicksal', im Oktober 'Goethe und unsere Tage', im November 'Schiller', im Dezember 'Theaterdirektor Goethe', im Januar 1935 besuchte die Ortsgruppe die Ausstellung über die 'Schrift der Deutschen', der Februarvortrag beschäftigte sich mit 'Tasso', der des März, 'In letzten Sonnen', hatte 'Goethes Abend' zum Gegenstand, der Aprilvortrag gehörte der Frage 'Goethe und die Weltliteratur'.

Der Mitgliederbestand konnte sich in alter Höhe von 54 halten, Austritte wurden durch Werbung wettgemacht. Vorstand: Vorsitzender Prof. Happach, Schatzmeister Kaufmann Fritz Grote und Fräulein Siegel, Schriftführer Frau Gruner, Bücherwart Fräulein Sachse, Beisitzer Bürgermeister Schulz.

3. Hamburg. In der auf den 25. Oktober 1934 verschobenen ordentlichen Mitgliederversammlung wurde zunächst die Frage des Fortbestandes der Ortsgruppe erörtert. Die Zahl der Mitglieder hatte sich von 141 (1931) auf 60 vermindert, und es besteht keine Aussicht auf wesentliche Erhöhung. Es wurde einstimmig beschlossen, die Ortsgruppe, solange es irgend möglich sei, fortbestehen zu lassen.

Professor Dr. Petsch, der seit dem Ableben Dr. Kleinschmidts im September 1933 als stellvertretender Vorsitzender die Geschäfte geführt hatte, erklärte, wegen starker amtlicher Belastung den Vorsitz nicht übernehmen zu können. Es wurde darauf Senatspräsident i. R. Dr. Grisebach zum ersten Vorsitzenden gewählt.

Dank dem Entgegenkommen der Herren Vortragenden konnten folgende gut besuchte und mit großem Beifall aufgenommene Veranstaltungen stattfinden: am 1. Februar 1935 Vortrag des Präsidenten der Goethe-Gesellschaft Professors Dr. Julius Petersen über 'Faust-Dichtungen nach Goethe'; am 1. Mai 1935 Professor Dr. Petsch über 'Hermann und Dorothea'.

Im Juli 1935 wurde ein Heftchen: 'Gedichte des Dichters B. H. Brockes', eingeleitet und ausgewählt von Professor Dr. Lohmeyer in Cuxhaven, als Gabe der Ortsgruppe an ihre Mitglieder verteilt.

4. Hannover. Die Ortsgruppe Hannover, gegründet am 8. Mai 1925 auf Anregung von Frau Justizrat Kleinrath und Geheimen Studienrat Dr. Hermann Schmidt, blickt auf die zehn ersten Jahre ihrer Tätigkeit zurück. Sie hat sich in dieser Zeit eine geachtete Stellung im kulturellen Leben der Stadt Hannover errungen und in diesem Jahr ihren Aufgabenkreis durch die Veranstaltung von Abenden, an denen deutsche Dichter aus ihren Werken vorlasen, erweitert. Die Veranstaltungen des letzten Geschäftsjahres waren:

25. August 1934: Goethe-Geburtstagsfeier. Die Rezitatorin Theamaria Lenz (Berlin) sprach Goethe (Jugend, Reife, Vollendung). — 8. November 1934: Schiller-Feier unter Mitwirkung des Collegium musicum der Technischen Hochschule Hannover unter Leitung von Hochschulprofessor Dr. Th. W. Werner. Festvortrag von Professor Dr. Julius Petersen (Berlin) über 'Volk und Held in Schillers Drama'. — 8. Januar 1935: Dr. Friedrich Muckle (Binau am Neckar): 'Goethes Weltschau als Grundlage einer neuen Kultur'. — 5. Februar 1935: erster Dichter-Abend. Hermann Claudius las aus seinen Werken. — 2. März 1935: zweiter Dichter-Abend. Ernst Wiechert las aus seinen Werken. Die Spielschar des Kaiserin-Augusta-Viktoria-Gymnasiums Hannover führte unter der Spielleitung des Studienassessors Gerhart Müller das 'Spiel vom deutschen Bettelmann' von Ernst Wiechert mit der Musik von Max Kluge auf. — 8. April 1935: Fräulein Augusta Barmann (Schwerin): 'Goethe und Suleika'.

Unsere Arbeitsgemeinschaft wandte sich in diesem Winter an Hand von 'Dichtung und Wahrheit' und der von Max Morris besorgten Ausgabe 'Der junge Goethe' sowie anderen biographischen Werken dem Leben und den Werken des jungen Goethe zu; ihre Zusammenkünfte finden monatlich einmal statt; ihr Arbeitsplan sieht eine Beschäftigung mit diesem Thema durch mehrere Jahre hindurch vor.

5. Jena. Am Sonntag, dem 24. Juni 1934, dem Geburtstage des Großherzogs Karl Alexander, unternahm die Ortsgruppe einen Ausflug nach der Dornburg, wo nach der Kaffeetafel und nach Begrüßungsworten des Vorsitzenden, Oberstudiendirektors v. Hagen, Lektor Buch Briefe und Gedichte Goethes aus der Zeit seines Dornburger Aufenthalts von 1828 las und Professor Wahl (Weimar) einen Vortrag über 'Goethe und Dornburg' hielt und eine Führung durch die Schlösser veranstaltete.

Schillers 175. Geburtstag wurde am 6. November 1934 durch eine Veranstaltung im Lesesaal der Universitätsbibliothek gefeiert. Der Assistent des Philosophischen Seminars Dr. Gresky sprach über 'Schillers Garten in Jena und die Entstehung des Wallenstein', worauf Lektor Buch Goethes 'Epilog zu Schillers Glocke' vortrug. Die Universitätsbibliothek bot eine kleine Schillerausstellung.

Am 6. Dezember 1934 hielt Gymnasialoberlehrer Mohr einen Vortrag über das Thema 'Mit Goethe in Drakendorf'. Im Anschluß daran trug Lektor Buch einige geistliche Gedichte des Superintendenten Köthe, des Gatten der Sylvie von Ziegesar, vor.

Die Unternehmungen des Winters wurden von Herrn Professor Hans Gerhard Gräf am 17. Januar 1935 durch einen Vortrag über 'Goethe und Schweden' beschlossen.

6. Königsberg. Bei der immer geringer werdenden Zahl unserer Mitglieder — z. Zt. sind es nur noch 18 — mußte von größeren Veranstaltungen im letzten Jahre abgesehen werden. Nur einen Vortragsabend konnten wir unseren Mitgliedern bieten: am 6. Dezember 1934 hielt Herr Studienrat Dr. Gustav Adolf Schroeter für unsere Mitglieder sowie für die der hiesigen 'Königlichen Deutschen Gesellschaft' zur Erinnerung an den 175. Geburtstag Schillers einen eindrucksvollen Vortrag über 'Schillers Wesensbild'.

Die im vorigen Jahresbericht erwähnte Gedenktafel für Jenny v. Gustedt auf dem Kirchhofe von Gr. Legitten, Kreis Labiau, ist inzwischen in sehr ansehnlicher Form an ihrer würdig wiederhergestellten Grabstätte angebracht worden.

7. Weimar. Den Geburtstag Goethes 1934 feierte die Ortsgruppe durch einen Ausflug nach Pößneck, wo der Dichter mindestens 18mal gewesen ist und an bedeutenden Werken gearbeitet hat. Die stattliche Reisegesellschaft kehrte im Ratskeller ein, wo sie von Bürgermeister

Duphorn freundlich willkommen geheißen wurde. Nach der Kaffeetafel erörterten der 1. Vorsitzende, Sanitätsrat Dr. Vulpius und der Pößnecker Heimatforscher Görler die Frage, ob Goethe in 'Hermann und Dorothea' Pößnecker Verhältnisse geschildert habe. Es entstand ein wissenschaftliches Streitgespräch, das zwar zu keiner Lösung führte, aber für die Zuhörer belehrend und anregend war. Ein kurzer Rundgang zu den im Vortrag erwähnten Stätten beschloß den Aufenthalt in Pößneck.

Die nächste Veranstaltung fand am 19. November im Saale des Wittumspalais statt. Als Vortragende war die Verfasserin des bekannten Cornelia-Romans, Meta Schneider-Weckerling, gewonnen worden, die über die unglückliche Cornelia Goethe sprach. Nach dem Vortrag spielte Professor Robert Reitz Händel, Couperin und Stamitz, von Marte Bereiter auf dem Cembalo trefflich begleitet.

Die Hauptversammlung des abgelaufenen Geschäftsjahres 1934 fand am 22. März 1935 im Gesellschaftszimmer der 'Weimarhalle' statt. Margarete Neff vom Deutschen Nationaltheater las Goethische Liebesgedichte aus drei Hauptabschnitten seines Lebens. Studienrat Dr. Wolfgang Vulpius hatte einleitend über den Sinn der Vortragsfolge gesprochen; er erstattete auch in Vertretung seines erkrankten Vaters die geschäftlichen Mitteilungen. Die Mitgliederzahl ist nur durch Todesfälle und durch Wegzug von Weimar gesunken (von 179 auf 167; inzwischen ist sie durch Neuanmeldungen wieder auf 171 gestiegen).

Einen entzückenden Abend bot die 'Hochschule für Musik' unseren Mitgliedern am 27. Juni im Saale des Wittumspalais. 'Musik am Hofe Anna Amalias' wurde von den Hochschülern im Zeitkostüm und in szenischer Darstellung zum Klingen gebracht. Den Text des Spieles hatte Marianne Stratthaus geschmackvoll aus vorhandenen Quellen gespeist. Dem Leiter der Hochschule, Professor Dr. Oberborbeck, schuldet die Ortsgruppe großen Dank für diese schöne Darbietung.

Als die erfolgreichste Veranstaltung des Jahres darf wohl ein Ausflug nach Kalbsrieth gelten, der am 3. Juli unternommen wurde. Man folgte damit einer Einladung des Rittergutsbesitzers Hans Büchner, der die Gäste mit einem gereimten, liebenswürdigen Gruß in dem stimmungsvollen und ehrwürdigen Schloßpark willkommen hieß. Ehe man das Schloß besichtigte, sprach Professor Dr. Werner Deetjen über das literarische Leben in und um Kalbsrieth. Den Dank der Weimarer Gäste brachte Sanitätsrat Dr. Vulpius dem Schloßherrn dar; als Zeichen der Erinnerung überreichte er ihm eine bronzene Goetheplakette von Chr. Rauch.

8. Magdeburg. Die Magdeburger Mitglieder der Goethe-Gesellschaft haben im abgelaufenen Geschäftsjahr folgende Veranstaltungen unternommen:

Am 22. Oktober 1934: Vortrag von Herrn Professor Dr. E. Spranger: 'Goethe und die metaphysischen Offenbarungen'; am 23. November 1934: Vortrag von Herrn Professor Dr. Litt (Leipzig): 'Goethe und die Wandlung der Humanitätsidee'; am 22. Januar 1935: Vortrag von Herrn Dr. Richard Benz (Heidelberg): 'Die Wandlung des Goethe-Bildes in heutiger Zeit'; am 27. Februar 1935: Dichtungen Goethes-Schillers vorgetragen vom Magdeburger Madrigal-Chor unter Leitung von Martin Janson (Magdeburg) und Günther Hadank (Berlin). Der Chor sang u. a. Pfitzner: 'Columbus' von Schiller, Strauß: 'Der Abend' von Schiller; Günther Hadank trug u. a. eine Zusammenstellung 'Goethe über Lili' (Briefe, Gedichte, Abschnitte aus 'Dichtung und Wahrheit') vor.

II

Um 7 Uhr abends fand im Deutschen Nationaltheater unter der Leitung von Generalmusikdirektor Professor Dr. Peter Raabe ein

Festkonzert der Weimarischen Staatskapelle

statt. Dargeboten wurden:

1. Goethes 'Concerto dramatico' in der Vertonung Karl Gerstbergers,
2. 'Rhapsodie für eine Altstimme, für Männerchor und Orchester' von Brahms (aus Goethes 'Harzreise im Winter') (op. 53),
3. Liszts 'Faust-Sinfonie für großes Orchester, Tenor und Männerchor in drei Charakterbildern (nach Goethe)'.

Neben dem Opernchor des Deutschen Nationaltheaters wirkte mit der 'Neue Gemischte Chor' (Weimar). Als Solisten sind zu nennen: die Damen Marta Adam (Weimar) und Nina Lützow (Berlin), die Herren Rudolf Lustig (Weimar) und Ernst Otto Richter (Weimar).

III

Das gemeinsame Abendessen.

Nach dem Konzert fand man sich im großen Saale der 'Weimarhalle' zu einem gemeinsamen Abendessen zusammen, an dem mehr als 350 Gäste teilnahmen.

Von den vier Tischreden sei die an erster Stelle stehende des Staatsrats Dr. Ziegler im Wortlaut wiedergegeben:

„Wenn eine Kulturgemeinschaft unseres Vaterlandes, die sich in den Dienst der großen Sache Goethes gestellt hat, aus einem bedeutenden Anlaß nach Weimar zusammenströmt, um aus einer hohen

Gesinnung heraus festliche Tage zu gestalten, so hat sie gerade auf diesem geheiligten Boden unerschöpfliche Möglichkeiten zur Besinnung auf die höchsten Aufgaben, die einer Kulturnation überhaupt gestellt sein können. Hört man doch hier im Herzen der Nation den Pulsschlag deutschen Lebens am mächtigsten. Ein zwiefach festlicher Anlaß ist es, der führende Persönlichkeiten der kulturellen Reichs- und Länderbehörden sowie der inländischen und ausländischen Kultur, Wissenschaft und Kunst in die Goethe-Stadt geführt hat. Zum 50. Jahrestag ihres Bestehens darf die Goethe-Gesellschaft auf ein langes, von hohem Pflichtbewußtsein getragenes Schaffen und Bemühen um die Erhaltung und Förderung des Goethe-Erbes zurückblicken und eine ansehnliche Ernte überschauen. Und mit ihr gemeinsam wird, am Geburtstage Goethes, der Staat Thüringen ein unter dem Schutz und der entscheidenden Förderung des Führers und des Reiches gewachsenes Werk einweihen, das, wie so viele kühne und mutige Unternehmungen des neuerstandenen Deutschen Reiches, Zeugnis ablegen wird von dem kulturellen Lebenswillen der Nation und von der innigen Verbundenheit ihrer Kulturträger mit dem Wesen und Schaffen Goethes und weiterhin von ihrer Absicht, das Wirken und Schaffen dieses Großen in immer klarerer Weise dem eigenen Volke und den anderen Völkern, soweit sie für Goethes Sache offene Herzen haben, zu veranschaulichen. Wenn ein Volk zu seinem besseren Ich zurückfindet, so heißt das nichts anderes, als daß es seine höchsten Aufgaben begreift. Wir aber wissen, daß der deutsche und der arische Mensch, wenn er die geistigen und sittlichen Aufgaben erkennt, die ein Goethe an Volk und arische Menschheit gestellt hat, ein großes Stück auf dem Wege zur höchsten Selbsterkenntnis zurückgelegt hat. Wir wissen aber auch, daß die innere Kraft zu dieser in uns liegenden Sendung und die Möglichkeit, sie im Rahmen einer wieder stolz und innerlich frei gewordenen Nation zu entfalten, dem einzigartigen Manne der Gegenwart zu verdanken sind, der in uns aufs neue den Glauben an unsere Sendung als ernst kämpfende und ringende deutsche Menschen entfacht hat: dem Führer und Reichskanzler Adolf Hitler. Deshalb ziemt es sich, am Tage des Auftakts zu diesem Goethefest, den Führer mit dem Gelöbnis treuster Pflichterfüllung gemeinsam zu grüßen."

Freudig stimmte die Versammlung in den Heilruf auf den Führer ein.

Professor Dr. Werner Deetjen feierte Peter Raabe, den Dirigenten des Festkonzerts, und Karl Gerstberger, den Komponisten des 'Concerto dramatico'; Professor Dr. Alexander R. Hohlfeld sprach als der Senior der nordamerikanischen Germanisten im Namen aller derer, die im Auslande der kulturellen Vermittlung im Sinne der Goethischen Weltliteratur dienen, den tiefgefühlten Dank

aus für die Hilfe, die ihnen dabei aus den Veröffentlichungen und sonstigen Leistungen der Goethe-Gesellschaft zugeflossen ist. Zum Schlusse seiner Rede sprach Professor Hohlfeld die Hoffnung aus, daß der mit der neuen Vierteljahrsschrift eingeschlagene Weg nicht nur den Abschluß einer fruchtbaren Schaffensperiode von fünfzig Jahren bezeichnen, sondern auch eine neue Epoche einleiten möchte in womöglich noch segensreicherer Tätigkeit im Dienste der Erhöhung und Veredelung deutschen Lebens und der kulturellen Wechselwirkung und gegenseitigen Verständigung der Völker der Erde. Kirchenrat Robert Zilchert aus Prag, der vierte Redner, feierte in seinem Trinkspruch, den er im Namen der Sudetendeutschen ausbrachte, Goethe als den Weisen, der uns immer wieder die Kraft und die innere Freiheit stärkt, die wir brauchen, um den Kampf des Lebens zu bestehen, und ließ seine Glückwünsche für die Goethe-Gesellschaft in die Mahnung ausklingen, niemals in ihrem Bestreben zu erlahmen, die Menschen zu Goethe zu führen.

Dienstag, den 27. August 1935.

IV

Die Festsitzung.

Die Festsitzung fand 10 Uhr vormittags im Deutschen Nationaltheater statt. Die Bühne war, wie schon am Montag Abend, mit Grün und Blumen reich geschmückt.

Den ersten Teil der Veranstaltung bildete der Festvortrag des Präsidenten Petersen über das Thema 'Fünfzig Jahre Goetheverehrung'. Musikalisch eingerahmt wurde er von den beiden Sätzen des Dritten 'Brandenburgischen Konzerts' von Johann Sebastian Bach, gespielt von der Weimarischen Staatskapelle mit Staatskapellmeister Paul Sixt als Dirigenten.

Die darnach vorgesehene Begrüßungsansprache Dr. Rusts, Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, mußte ausfallen, da Dr. Rust wegen dringender dienstlicher Beanspruchung seine Teilnahme an der Festsitzung hatte absagen müssen. An seiner Stelle überbrachte Staatsrat Dr. Ziegler im Namen der Thüringischen Staatsregierung und der NSDAP Grüße und Wünsche. Seine Ansprache hatte folgenden Wortlaut:

„Ich bin soeben beauftragt worden, der Goethe-Gesellschaft zu ihrem Jubelfeste die herzlichsten Grüße und Glückwünsche der Thüringischen Staatsregierung und der Partei in Thüringen zu übermitteln. Es ist für die Regierung des Landes eine besondere Freude und Genugtuung, daß so viele hervorragende Vertreter der deutschen

und der ausländischen Kunst und Wissenschaft und Kultur in Weimar zusammengeströmt sind, um hier Schau zu halten über eine stattliche Ernte.

Daß in Weimar jetzt Festtage sind, das spürt wohl jeder, spüren nicht nur die, die hier unserem Kreise angehören. Man spürt, daß etwas ganz Besonderes vorgeht. Es sind Menschen nach Weimar gekommen, die man nicht im Rahmen des allgemeinen Fremdenverkehrs werten kann. Man fühlt: es sind Menschen, die mit einer inneren Hingabe und Verbundenheit zu Goethe und zu dieser Stadt stehen. Man fühlt, es sind viele Hunderte von Menschen hier zusammengeströmt zu einem ganz bestimmten Zwecke, ein ganz bestimmtes Ziel verfolgend; Menschen, die Weimar lieb haben. Das empfinden wir alle in Thüringen, und besonders wir hier in Weimar, dankbar. Und es ist unser Wunsch, daß die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft hier in Weimar sich wie zu Hause fühlen möchten, daß sie an der Stätte, an der sie ein Heim erhalten haben, das sie mit geweiht haben und das ihr auch weiterhin erhalten bleiben wird, sich wohl fühlen mögen. Sie können versichert sein, daß es für die Regierung des Landes immer die erste und schönste Aufgabe sein wird, eingedenk der unerhört reichhaltigen Kultur dieses Kulturlandes alles zu tun, um das ihr überkommene Erbe zu mehren und zu fördern, daß es unser ständiges Bemühen ist, die Kulturgüter sinnvoll zu verwalten und zu verlebendigen.

Ich möchte nicht versäumen, eine Bemerkung einzuflechten, die mir gerade in dieser Stunde notwendig erscheint. Es hat eine Zeit gegeben — es ist kaum drei Jahre her —, da waren ganz bestimmte Menschen am Werke, ganz bestimmte Parteien und Regierungen, die dem Gedanken des Materialismus so verfallen waren, daß sie eines Tages es wagten, hier an dieser Kulturzentrale Deutschlands die Erklärung abzugeben, Kultur sei Luxus und in so schweren Zeiten sei es nicht angebracht, sie weiterhin zu pflegen und zu fördern; man beschäftigte sich allen Ernstes mit dem Gedanken, hier in Weimar nicht nur die Museen und andere Kunstinstitute, sondern auch das Nationaltheater auf Jahre hinaus zu schließen. Wir sind es gewesen, die diesen Absichten den Brand unserer Parolen entgegenwarfen. Und es war der Führer der Bewegung, der damals noch nicht an der Macht war, der nach Weimar eilte, hier seinen Minister Frick einsetzte und erklärte: Nein, Kultur ist nicht Luxus, sondern Lebensbrot. Er erklärte weiterhin: Gerade in Zeiten des politischen und sozialen Verfalles und Niederganges ist es notwendig, seelische und geistige Widerstände, wie sie die Künstler eines Volkes schaffen, aufzurichten und so eine geistige Widerstandskraft und einen Freiheitswillen zu schaffen, die als Voraussetzungen zu gelten haben für die später zu erringende Freiheit der Nation nach außen. Und später war es wieder

dieser Ort und diese Stelle, an der der Führer ein Kulturbekenntnis von gigantischer Größe ablegte. Er sagte ungefähr folgendes: 'Ich denke nicht daran, und ich will nicht, daß man in 2000 Jahren, wenn man die Geschichte meines politischen Systems schreibt und von den Mitteln und Wegen spricht, die zu unserem Aufstieg geführt haben, meinen Namen besonders hervorhebt. Aber mein Wunsch und mein Kulturwille ist es, daß einmal in 2000 Jahren die Menschen der Welt in der deutschen Landschaft über die Torsen und die Mauerreste einer gewaltigen arisch-deutschen Kultur hinübersteigen müssen, wie wir es heute tun unten in Hellas.' Ich meine, das ist der Ausdruck des Kulturwillens einer staatsmännischen Persönlichkeit, die gleichzeitig auch eine kulturschöpferische ist.

In Auswirkung eines so hohen Willens und einer solchen Zielrichtung wird nun im ganzen Reiche und in den einzelnen Ländern nach den vorhandenen Kräften und den gegebenen Möglichkeiten alles getan, um die vorhandenen Kunst- und Kulturgüter zu erhalten und zu mehren und Neues zu schaffen. Es ist wirklich ein Aktivismus erkennbar auf allen Gebieten der Kunst und Kultur. Und es ist sehr bemerkenswert und war für mich von besonderer Bedeutung, daß der unter unseren Gästen weilende Vertreter Frankreichs, Seine Exzellenz der Herr Botschafter François-Poncet gestern die Bemerkung machte: es sei auffällig und besonders bemerkenswert, daß auf dem Gebiete der Kunst und des Theaters nirgends ein Verfall festzustellen sei, sondern daß in bewundernswerter Weise ein Aufstieg zu verzeichnen und eine dauernde Mehrung zu bemerken sei, gerade auch im Theaterwesen, das ja eine typisch deutsche Sache sei. In der Tat: ein Aktivismus auf allen Gebieten. Nicht nur werden die Theater verbessert und gefördert, es werden sogar auch neue Theater gegründet. Wir erleben eine Mehrung des Musiklebens. Und dies alles in der Einsicht, daß Kunstinstitute dieser Art eben kein Luxus sind, daß sie nicht zu werten sind als Stätten der Unterhaltung, sondern daß diese Institute dienen der völkischen Sammlung, der Hocherziehung eines Volkes und daß sie damit eben sind moralische Anstalten im Sinne Schillers.

Ebenso bemerkenswert ist die Tatsache, daß der Aktivismus dieser Bewegung auch spürbar wird innerhalb jener Organisationen, die sich nun in besonderem Maße mit der Lösung aller sozialen Probleme befassen hinsichtlich der Künstlerschaft, die an diesen Instituten wirkt. Auch in dieser Hinsicht geschieht jetzt weit mehr, als je zuvor getan worden ist, mögen die Zeiten auch noch so schwer sein. Natürlich bedarf alles einer geruhigen Entwicklung; es braucht alles seine Zeit. Ganz gewiß, meine verehrten Damen und Herren, es werden auch heute Fehler gemacht. Wo aber heute Fehler gemacht werden, da werden

sie morgen oder übermorgen ausgemerzt, weil eben ein ständig korrigierender Wille besteht und weil ein völkisches Gewissen wacht.

So sollen auch Sie, meine hochverehrten Damen und Herren der Goethe-Gesellschaft, empfinden und sollen anerkennen, daß diese Zeit und diese Bewegung versucht, alles zur Reife zu bringen, was deutschem Wesen entstammt und deutschem Wesen förderlich ist, und daß sie auch — das ist unser Glaube — ihr Ziel zu erreichen vermag. Der Staat und die Bewegung wollen allen aufrechten Kulturbewegungen und erst recht einer Kulturbewegung, die ihre Kräfte aus dem Geiste Goethes schöpft, Schirmer sein, Schützer und Mehrer und Stärker ihres Schaffenswillens. Und dann ist es unser aller Wunsch, daß eines Tages alle Kulturdeutschen, wie einst Karl Alexander, bekennen mögen: Wir könnten alles entbehren, Goethe nicht. Ich glaube, das ist ein eminent wichtiges Bekenntnis zum deutschen Idealismus, zu jenem Idealismus, der als Sonne über dem neuen Reiche aufgegangen ist."

Nach dieser Ansprache kamen die anderen Gratulanten zu Wort, die aus dem In- und Auslande erschienen waren, um der Goethe-Gesellschaft ihre Verehrung zu bezeugen.

Für die Landeshauptstadt Weimar spricht Oberbürgermeister Dr. W. F. Mueller. Er sieht in der Anwesenheit der zahlreichen Glückwünschenden eine Anerkennung für die Arbeiten der Gesellschaft in den 50 vergangenen Jahren, weist auf die fast 100 Bände von 'Schriften' und 'Jahrbüchern', auf die wirksame Verbreitung des 'Volks-Goethe' hin, auf die Ausstrahlungen der Festvorträge und insbesondere auch auf die materielle Unterstützung, die die Gesellschaft den Weimarischen Goethe-Instituten hat zuteil werden lassen: hier neuerlich für den Erweiterungsbau des Goethe-Nationalmuseums, vor allem aber seit vielen Jahren für das Goethe- und Schiller-Archiv. Die Stadt Weimar, zum Teil durch gleiches Streben mit der Gesellschaft verbunden, wünscht als deren satzungsmäßiger Tagungsort der Gesellschaft auf das herzlichste „noch lange Jahre fruchtbaren Wirkens in und mit der neuen Zeit".

Für das Freie Deutsche Hochstift in Frankfurt a. M. spricht Professor Dr. Ernst Beutler. Er erinnert daran, daß, so wie Goethes früheste Kindergedichte in Weimar, so Leier und Stern von seinem Sarge in Frankfurt verwahrt würden. Diese Vertauschung von Anfang und Ende sei ihm immer als ein Symbol erschienen, wie sehr die beiden Gesellschaften, das Freie Deutsche Hochstift in Frankfurt und die Goethe-Gesellschaft in Weimar, zueinander gehörten, wie sie unter demselben kosmischen Zeichen stünden, wie sie in und aus demselben Dienste heraus lebten. Es sei ja nicht nur so,

daß sie beide mit einem Goethischen Hause verbunden seien. Sie trügen beide die Verantwortung für die Tiefe und die Reichweite der Goethischen Dichtung und seines ganzen, unserem Volke und der Welt gehörenden Lebenswerkes. Es sei das größte Glück, das das Schicksal einem Menschen bieten könne: Verantwortungen tragen zu dürfen. Und nirgends vielleicht sei es schwerer, eine Verantwortung zu tragen, als in dem Reiche der Kunst, wo keine äußeren Mittel zur Verfügung stünden, wo keine Gewinne und keine Verdienste lockten, wo alles, was geschehe, erreicht werden müsse — wie es in den Versen des Flöte spielenden Knaben am Schlusse der Goethischen 'Novelle' heiße — aus der inneren Überredungskraft und der inneren Überzeugungskraft, die im Geistigen selbst ruhe, aus dem magisch-spannenden Zauber heraus, aus dem die Dichtung lebe. „Hier immer neue Wege zu suchen, an immer neue Schichten unseres Volkes heranzukommen, immer neue Generationen von aufwachsenden deutschen Jungen und Mädchen für Goethe und für die Goethe-Dichtung zu gewinnen, das ist die nicht ganz leichte, aber die sehr große und sehr schöne Aufgabe, die diese beiden Gesellschaften zu erfüllen haben. Und im Gefühl dieser ernsten Verpflichtung grüßt Frankfurt heute Weimar!"

Für die älteste Goethe-Vereinigung, den Wiener Goethe-Verein, und deren leider infolge seines hohen Alters am Erscheinen verhinderten Präsidenten, Baron von Weckbecker, führt Universitätsprofessor Dr. Eduard Castle, Wien, aus: Es sei ihm eine Freude, feststellen zu dürfen, daß zwischen den beiden Gesellschaften durch das halbe Jahrhundert ungetrübte Harmonie geherrscht habe. Der Anteil der österreichischen und Wiener Germanisten an der Arbeit für Goethe sei sehr groß. Alle führenden Germanisten an den österreichischen Hochschulen, an ihrer Spitze Wilhelm Scherer und Erich Schmidt, seien Mitarbeiter an der großen Weimarer Ausgabe gewesen und mancher von ihnen Sprecher bei den Festversammlungen der Gesellschaft. In den Gründungsjahren der Gesellschaft sei ein Fünftel aller Mitglieder Österreicher gewesen, an ihrer Spitze Kaiser Franz Joseph. Er erinnert an den Anreger des Wiener Goethe-Vereins, Karl Julius Schröer, der die Einheit des Goethebildes wohl als erster gefordert habe, an dessen Schüler, den niederösterreichischen Waldbauernsohn Rudolf Steiner, dem die Erschließung des Naturforschers Goethe zu danken ist. „Der Vorstand der Goethe-Gesellschaft hat aus Anlaß unserer Fünfzig-Jahr-Feier unserem verehrten Obmann-Stellvertreter, Rudolf Payer von Thurn, für seine Verdienste um die tätige Goethe-Verehrung in Österreich die Goethe-Medaille verliehen, wie Ihr Abgesandter damals hervorhob: die erste aus purem Golde seit Kriegsbeginn. Wir können Ihnen heute nichts aus purem Golde

darbringen, nichts als die lautere Gesinnung, die alte Verbindung aufrecht zu erhalten, und das Gelöbnis, gleich Ihnen immerdar in Treue dienen zu wollen dem Geiste Goethes!"

Für die English Goethe Society spricht Professor H. G. Fiedler, Oxford, der schon vor 25 Jahren die Grüße seiner Gesellschaft überbracht hat: Die englische Gesellschaft, ein Jahr jünger als ihre deutsche Schwester, blicke zu dieser mit Bewunderung und Verehrung empor, dankbar für die Anregungen, die sie von ihr empfangen habe, für die unermüdliche Arbeit, die die Gesellschaft in den letzten 50 Jahren geleistet habe, Goethes Erbe treu hütend, immer neue Schätze hebend, sie auswertend und der Allgemeinheit zugänglich machend. „Wir in England, fern von diesen Quellen, können an Ihrer Forschung nur in bescheidener Weise Anteil nehmen. Andererseits aber können wir leichter die Fäden verfolgen, die Shakespeare verbinden mit Goethe, die Goethe verbinden mit Walter Scott, mit Byron und der englischen Literatur überhaupt. Und dann betrachten wir es als unsere vornehmste und schönste Aufgabe, den Engländern Goethes Leben und Dichten zu deuten und dadurch ihr Verständnis zu fördern für deutsches Wesen überhaupt, um so die beiden großen Völker einander näher zu bringen in gegenseitigem Verstehen und gegenseitiger Achtung. Diese Aufgabe wird uns erleichtert durch die tiefgehende und tief begründete Wesensverwandtschaft der beiden Völker. Ich lebe in dem frohen Glauben, daß trotz allem, was in den letzten 20 Jahren geschehen ist, die Besten der Nation hier wie drüben einander geistig nicht entfremdet worden sind.

Was Deutschland und England zu trennen auch scheint:
Hier Shakespeare, dort Goethe hält sie vereint!"

Durch häufigen und oft langen Aufenthalt mit den weimarischen Instituten aufs engste vertraut, lenkt für die Goethe Society of America Professor Carl Friedrich Schreiber, New Haven (Yale University) die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf die Besonderheit Weimars, wo das Schauen den Weg zur Vertiefung in den hohen Geist einer großen vergangenen Epoche weise. Seine Goethe-Institute bewahrten Gegenstände von unwandelbarem Werte. Die Menschen aber, die jetzt aus aller Herren Ländern durch Weimars Straßen zögen, gehörten einer anderen Zeit an und seien vom Schicksal dazu bestimmt, eine äußere, zertrümmerte Welt wieder zu einem wohnlichen Gefüge zu gestalten. Ein harter Wille umklammere die Welt. Um so besonnener müßten die Hüter des alten Erbes den höchsten Schatz: die deutsche Innerlichkeit, wahren. Goethische Weisheit, Goethisches Hoffen und Goethische Freiheit zu wahren und sie der ihr bedürftigen jüngeren

Generation zu übermitteln, sei die Aufgabe nicht nur hier in Deutschland, sondern in allen Ländern der Erde, wo auch immer die stille Goethegemeinde über die Welt verstreut sei. Habe doch Goethe zum Kanzler v. Müller von sich selbst gesagt: „Wer sich in mein Wesen und in mein Wirken einigermaßen vertieft hat, der wird doch wohl bekennen müssen, daß er für sich eine gewisse innere Freiheit gewonnen."

Im Sinne dieser gewissen inneren Freiheit entbiete er namens der amerikanischen Goethe Society der glorreichen Jubilarin seine herzlichsten Grüße. Auch von der Carl Schurz Memorial Foundation, die ihn hierher entsendet habe, überbringe er die herzlichsten Wünsche. Mit Worten ehrfürchtiger Rückerinnerung an einen der Weimar-Treuesten in Nordamerika, William A. Speck, beschließt er seine Glückwünsche.

Der Sprecher der Goethe Society in Montreal (Kanada) ist Professor Dr. Joseph A. v. Bradish, New York. Er führt aus: In Goethe treffe es sich glücklicherweise, daß höchste Geisteskraft auch höchsten Wellengang geworfen habe. Nicht nur die alte Welt, auch die neue huldige dem Dichter und Denker von Weimar, in dem sich in so seltenem Maße das Schönste und Beste und Tiefste eines ganzen Volkes kristallisiere. Wenn man sich erinnere, daß ein Drittel aller Deutschen außerhalb der Grenzpfähle des deutschen Reichs über den ganzen Erdkreis hin verbreitet sei, daß ferner Millionen edelster Geister anderer Völkerstämme sich mit dem Deutschtum kulturell verwandt fühlten, so sei es keine Übertreibung zu sagen: Goethe ist vielleicht der einzige gemeinsame Nenner, auf dem sich alles, was sich in der ganzen Welt mit deutscher Geisteskultur innerlich verbunden sieht, zusammenfindet, mag es sonst noch so sehr verschieden, ja entgegengesetzt sein. Das Wort Goethe bedeutet nicht Person, Werk, Begriff, Programm, Idee — es ist die Welt des deutschen Geistes, die Raum und Zeit überwindet. Der Weltenmensch hat die Menschenwelt erobert.

Ihm liege es ob, doppelte Botschaft zu übermitteln, einmal den letzten Gruß des am 1. Juli dieses Jahres heimgegangenen Präsidenten der amerikanischen Goethe-Gesellschaft Professor Emanuel de Marnay Baruch und den Bericht über die im Beisein des deutschen Generalkonsuls von New York als Vertreters der deutschen Reichsregierung abgehaltene Trauerfeier. Seine zweite Beauftragung gehe von Professor Walter, dem Präsidenten der kanadischen Goethe-Gesellschaft, aus. Jedes Jahr würden in Montreal etwa vier Goethe-Vorträge gehalten unter regster Beteiligung der Bevölkerung. Sie seien als die größten Veranstaltungen des dortigen Deutschtums inmitten einer englischen und französischen Bevölkerung zu werten.

Von dort her bringe er „die herzlichsten Glückwünsche des fünfjährigen kleinen Schwesterchens in Kanada für den fünfzigjährigen großen Bruder in Deutschland".

Für die ungarische Akademie der Wissenschaften spricht Professor v. Pukanszky, Budapest. Die Akademie sei seit ihrer Gründung Mittelpunkt der ausgebreiteten ungarischen Goethe-Gemeinde und Heimstätte innigster Goethe-Verehrung. Ihre führenden Mitglieder haben die geistige Erhebung, die ästhetische Erziehung ihres Volkes stets im Geiste Goethes erstrebt. Die Akademie sei aber auch Hüterin der kostbaren Goethe-Sammlung des Patriziers Balthasar Elischer, und so vereinigten sich in ihr beide Arten der Goethe-Verehrung in Ungarn. Namens des aus Gesundheitsgründen am Kommen verhinderten Präsidenten der Akademie wünscht Professor v. Pukanszky der Goethe-Gesellschaft „zu ihrer für das Verständnis Goethes so unschätzbaren Tätigkeit auch für das kommende zweite halbe Jahrhundert reichsten Erfolg und Segen".

Die Glückwünsche der Goethe-Gesellschaft zu Riga und die des dortigen Herderinstitutes überbringt Professor O. v. Petersen. Sei auch ihre Gesellschaft die jüngste, so reiche doch die Tradition der Goethe-Verehrung am baltischen Meere weit zurück. Er erinnert an Viktor Hehn und an die schon im Jahre 1819 gehaltenen Vorträge des Professors Morgenstern und daran, daß dieser später und mit ihm andere als erste die Angriffe auf die angebliche Irreligiosität Goethes entschieden zurückgewiesen hätten.

Für die Schweizerische Schillerstiftung spricht der Dichter Robert Faesi, Zürich: „Es ist mir eine Freude, der Goethe-Gesellschaft Gruß, Dank und Glückwunsch der Schweizerischen Schillerstiftung zu überbringen, die das Schrifttum unseres Landes betreut und fördert. Pflege des Geistes: das ist die so schöne und so notwendige Aufgabe beider Vereinigungen; sie tragen die Namen der hohen Freunde, die sich auf dem Denkmal vor diesem Hause die Hände reichen. Und diese beiden Gestalten: Schiller und Goethe, sind doch immer die stärksten und stolzesten Pfeiler der geistigen Brücke, die uns Schweizern so teuer und so unentbehrlich ist und die Deutschland mit unserer Heimat verbindet. Daß dieser Pfeiler Goethe den Strom der Zeiten fest und hoch überragt, dafür ist auch uns Schweizern die heutige Feier ein beglückendes Zeugnis."

Den Schwäbischen Schillerverein vertritt dessen langjähriger erster Vorsitzender, Geheimrat Professor Dr. Otto v. Güntter, Stuttgart: Seine zehn Jahre jüngere Vereinigung habe die Aufgabe,

das Gedächtnis von Schwabens großem Sohne zu pflegen und das Schiller-Nationalmuseum in Marbach zu betreuen. Er betrachte diese Gedächtnisstätte als einen Außen- und Vorposten dessen, was für uns im Begriffe Weimar eingeschlossen liege. Beide Vereinigungen haben unbeirrbar festgehalten an der Pflege dieses herrlichen Erbgutes. In dem gewaltigen Umbruch und Ausbruch unserer Tage dränge sich im Reiche des Geistes neues Leben zur Erscheinung. Es erwachse aus dem gleichen Blut und Boden, dem die unvergänglichen Schöpfungen des deutschen Idealismus entsprossen seien, und habe wie dieser seine tiefsten Wurzeln in den urewigen Kräften der deutschen Seele und des deutschen Geistes. „So gilt es", fährt er fort, „auch fernerhin dem jungen Geschlechte und aller kommenden Jugend das unvergleichliche Geistesgut des Goethischen Zeitalters zu übermitteln und es fruchtbar zu machen für ihr eigenes Schaffen, sie die kämpferische Welt- und Lebensauffassung des Soldatensohnes Schiller erleben zu lassen und sie hinzuführen zu der allumfassenden Weltschau Goethes. Wir sind gewiß: die Goethe-Gesellschaft, die in den 50 Jahren ihres Bestehens so vieles geschaffen, so vieles angeregt, so vieles ermöglicht hat, für das wir alle ihr zu herzlichem Danke verpflichtet sind, sie wird in ihrem weitreichenden Wirken den Atem der neuen Zeit verspüren lassen und mit ganzer Kraft mithelfen an dem, was im deutschen Volke nach Entfaltung ringt. In diesem Sinne begrüße ich sie an ihrem Jubeltage im Namen des gleichgesinnten Schwäbischen Schillervereins und wünsche ihr noch lange Jahre reichen Wirkens."

Für die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft, die Deutsche Dante-Gesellschaft und die Deutsche Schiller-Stiftung, deren gemeinsamer Sitz Weimar sei, und für die Kleist-Gesellschaft spricht der Präsident der Shakespeare-Gesellschaft, Professor Dr. Werner Deetjen, Weimar. Er weist auf die von alters her bestehende schöne geistige Verbundenheit der Schiller-Stiftung und der Shakespeare-Gesellschaft mit der Goethe-Gesellschaft hin. An sie alle habe im Eingang des 20. Jahrhunderts ihrer aller Schutzherr, der Großherzog Karl Alexander, seine Botschaft gerichtet. „Ihre Vereinigung galt ihm als der Beweis dafür, daß Weimar, wie zu Anfang, so auch am Ende des neunzehnten Jahrhunderts ein Mittelpunkt im geistigen Leben des deutschen Volkes geblieben war, würdig der großen Überlieferungen einer unvergleichlichen Zeit." Und mit Recht konnte man damals antworten, daß das Wirken dieser drei Vereinigungen, wenn auch nach den verschiedenartigen Aufgaben verschiedenartig gestaltet, von jeher seinen gemeinsamen Mittelpunkt besessen in der Förderung der nationalen Wohlfahrt auf idealem Gebiet, in der Pflege der

Offenbarung deutschen, germanischen Geistes. Und daran haben diese drei Gesellschaften auch im zwanzigsten Jahrhundert festgehalten. Zugleich aber haben sie erkannt, daß sie sich nicht auf die Pflege der Vergangenheit beschränken dürfen, sondern daß sie die Vergangenheit fruchtbar machen müssen für die Zukunft.

In diesem Sinne möge das Band, das die Schillerstiftung und die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft mit der heutigen Jubilarin verbindet, unlösbar sein, damit einmal das Schillerwort erfüllt werde:

Denn aus der Kräfte schön vereintem Streben
Erhebt sich wirkend erst das wahre Leben.

Möge vor allem die Goethe-Gesellschaft in den vorbezeichneten Bahnen sich weiter entwickeln zum Ruhme Deutschlands!"

Im Namen dieser Vereinigungen und dem der Deutschen Dante-Gesellschaft und Kleist-Gesellschaft wünsche er der Goethe-Gesellschaft, „daß neben dem Geiste Goethes auch die Geister Dantes, Shakespeares, Schillers und des nationalen Sängers und Kämpfers Heinrich v. Kleist als treue Sterne stets über ihr schweben mögen."

Zum Schluß richtet der Wirkl. Geh. Rat Exzellenz Theodor Lewald, Präsident des Organisationskomitees für die XI. Olympiade, an die Versammlung folgende Ansprache:

„Übers Jahr wird das größte Weltfest, das je auf deutschem Boden gefeiert wurde und das dank dem mächtigen Willen und der begeisternden Initiative unseres Führers und Reichskanzlers alle früheren olympischen Spiele an Teilnehmerzahl, Größe und Schönheit der Anlagen und Gehalt an sportlichen, geistigen und künstlerischen Werten überstrahlen soll, die XI. olympischen Spiele, gerade vorübergerauscht sein. Im Hinblick auf sie gestatte ich mir, dankbar für das gütige Entgegenkommen des Herrn Präsidenten unserer Gesellschaft, aus den Mitteln der mir zu meinem 70. Geburtstage übergebenen Lewald-Stiftung einen Preis von 750 *RM* auszusetzen für die beste wissenschaftliche Arbeit über das Thema: 'Goethe und der olympische Gedanke'. Die Arbeit soll bis zum 1. April 1936 bei dem Präsidenten der Goethe-Gesellschaft eingehen. Der genaue Inhalt des Preisausschreibens wird noch bekanntgegeben werden.

Es gibt kaum ein Gebiet des Wissens und der Künste, für das nicht Goethes Beziehungen zu ihm in bedeutungsvollen wissenschaftlichen Arbeiten geschildert worden sind. Aber wie Goethes Stellung zu der Frage war, was geschulte Körperlichkeit für den Menschen und seine schöpferische Geisteskraft bedeutet, ist noch niemals zusammenhängend geschildert worden. Ich kenne nur eine ausgezeichnete Abhandlung von Morris im 'Goethe-Jahrbuch' von 1905 über 'Körper-

bewegung als Lebenssymbol in Goethes Jugend' und eine reizvolle Skizze über 'Goethe und die Reitkunst'. Unter dem olympischen Gedanken verstehen wir heute die Auffassung, die die Übung und Stählung des Körpers in die harmonische Selbstentfaltung des Einzelnen als das höchste menschliche Ideal einbezieht und diese Übung verbindet mit der Pflege des Geistes und der Künste. Wir kennen kein Wort von Goethe über die olympischen Spiele selbst, aber wir wissen, daß er die fünfte olympische Ode von Pindar übersetzt hat. Und in seiner eigenen Persönlichkeit versöhnt Goethe die vom Mittelalter her noch auf seinem Jahrhundert lastende Spaltung von Körper und Geist und überwindet so jene Trennung der gesunden Menschenkraft, der gegenüber er den in Hellas erreichten Einklang preist. Auch in dieser Beziehung verdient er die Bezeichnung als Olympier.

So hoffe ich, daß, wenn dieses Preisausschreiben einen geeigneten Bewerber findet, dessen Arbeit ein neues Licht auf Goethes Wesen und vorbildliches Leben werfen wird und wir ihn, den Fechter und Schwimmer, den Reiter und Wanderer, den Schlittschuhläufer und den ersten Winter-Hochtouristen als einen der Größten unseres Volkes mit den XI. olympischen Spielen in Verbindung bringen und ihre Feier auf deutschem Boden unter seinen Genius stellen dürfen."

Die Gefühle derer, die Zeugen dieses Huldigungsaktes waren, drückte Präsident Petersen in seinem Schlußworte aus:

„Nur zu wenigen Worten des Dankes bleibt mir noch Zeit an die zwölf Apostel, die hier aufgetreten sind und ein olympisches Spiel des Geistes als Vorgang der Olympiade des nächsten Jahres uns zeigten. In diesem Ausblick hat sich der Raum, der uns umgibt, geweiht zum Bild der Welt, die vom Goethischen Kosmos erfüllt ist. Die Fackel, die getragen wird von einem Lande zum andern, ist in dieser Stunde zu einem machtvollen Feuerzeichen der Gemeinschaft im Geiste Goethes entflammt worden.

Ich möchte schließen mit den Versen, die unser Dichter im Jahre 1830 einer fünfzigjährigen Jubelfeier gewidmet hat:

Fünfzig Jahre sind vorüber,
Wie gemischte Tage flohn,
Fünfzig Jahre sind hinüber
In das ernst Vergangne schon....
Ausgesät in weiter Ferne,
Nah, getrennt, ein ernstes Reich,
Schimmern sie, bescheidner Sterne
Leis wohltät'gem Lichte gleich."

Die Ouvertüre von Webers 'Euryanthe' bildete den Abschluß der Feier.

V

Der Tee der Stadt Weimar.

Am Nachmittage gab die Stadt Weimar zu Ehren der Goethe-Gesellschaft in der 'Weimarhalle' einen Tee, zu dem eine große Anzahl der Mitglieder Einladungen erhalten hatten.

VI

Die Aufführung des 'Torquato Tasso'.

Am Abend fand im Deutschen Nationaltheater unter der Regie von Max Brock eine Aufführung des 'Torquato Tasso' statt. Die Titelrolle gab Walter Grüntzig.

Mittwoch, den 28. August 1935.

VII

Die Feier der Eröffnung des Erweiterungsbaues am Goethe-Nationalmuseum.

½10 Uhr Vormittags fand die staatliche Feier der Eröffnung des Erweiterungsbaues am Goethe-Nationalmuseum statt. Goethehaus und Frauenplan waren dafür aufs festlichste geschmückt worden. 30 grünumwundene Fahnenmasten standen rings um den Platz, von denen riesige Hakenkreuzfahnen herabwehten.

Eingeleitet wurde die schlichte Feier in Gegenwart einer großen Anzahl von Ehrengästen aus aller Welt mit Beethovens Prometheus-Ouvertüre, gespielt von der Weimarischen Staatskapelle unter Staatskapellmeister Paul Sixt. Darauf ergriff Staatsrat Dr. Ziegler das Wort zu der folgenden Ansprache:

„Herr Reichsstatthalter! Herr Ministerpräsident!
Hochverehrte Gäste!
Liebe und verehrte Männer und Frauen der Goethestadt!

Aus den Fenstern dieses ehrwürdigen Hauses hat der Dichter der Deutschen oft hinabgeblickt auf das Leben und Treiben auf dem Pflaster dieses Planes, und es ist so ganz bezeichnend für die Schlichtheit der Geniegröße und deren Menschenfreundlichkeit, die den Dichter und Weisen ebenso gerne spielende Kinder auf der Straße in fröhlicher Laune ansprechen ließ wie einfachste Bürger der kleinen Stadt, daß er dort hinter den Gardinen neugierigen oder wißbegierigen Passanten und Weimarpilgern seiner Zeit, die auf dem Bürgersteig stehen blieben und zu seinen Fenstern hinaufschauten, daß er diesen Menschen den kleinen Vers zudachte:

Warum stehen sie davor?
Ist nicht Türe da und Tor?
Kämen sie getrost herein,
Würden wohl empfangen sein.

Wohl auch heute steht der Alte, der ewig Lebendige, dort oben an den Fenstern und will uns Hausherr und Gastgeber sein. In seinen Gesichtszügen werden wir ein Lächeln gewahr aus Glück und Dankbarkeit, und dann sehen wir's wie Schatten der Erinnerung über sein Gesicht gleiten. Der 186jährige denkt beim Anblick dieser huldigenden Menschenmenge an jene Tage zurück, da die Schar seiner Besucher weit mehr aus Männern der Wissenschaft und Kunst bestand als aus Volk und Jugend im breitesten Sinne. Denen mochte der sechzig- bis achtzigjährige Goethe schon Mythus geworden sein. Er erschien ihnen unnahbar. Kaum wohl das ganze Deutschland, erst recht nicht das Ausland konnten damals um Weimar und das Geheimnis seiner Atmosphäre wissen. Heute nun erlebt er's, der Olympier, wie der Bannkreis um sein Haus längst ins Riesenhafte mit weltumspannender Macht und der Wirkungskreis seines Lebenswerkes zeitlich und räumlich ins Gigantische gewachsen ist. Wenn einst der von ihm mißverstandene Heinrich von Kleist dem Altmeister von Weimar in aller Ehrfurcht auf den 'Knien seines Herzens' nahte, um ihm zu huldigen, so tut es heute die ganze Nation, die junge Nation, die in diesem jungen Kleist einen ihrer ersten Pioniere über die Kluft der Zwietracht und Uneinigkeit erblickt.

Ein Volk, das sich nach langen Irrwegen endlich in unsagbar schwerem Ringen wieder zu sich selbst und zu seinem besseren Ich zurückgefunden, hat die Pflicht, an den Altären seiner Großen, von edlem Opfergeist erfüllt und neuem Lebenswillen, für Augenblicke der inneren Sammlung zu verharren und seine Gefühle der Dankbarkeit und seelischen Verbundenheit zum Ausdruck zu bringen. Eingedenk der programmatischen Worte des Führers und Kanzlers, daß die Größe eines Volkes in dem Werte seines Blutes und seiner schöpferischen Persönlichkeiten beruhe, stehen wir hier als eine große Kulturgemeinde gleichgesinnter arischer Menschen, um uns an der Goethestätte auf das hohe Gut des schöpferischen Genies, auf die Größe Goethes des Deutschen, der Deutschland und die übrige Welt in einem Maße wie kein anderes Genie geistig befruchten konnte, und endlich auf den Wert des Blutes zu besinnen, das aus dem Quell Weimar durch alle Adern unseres Volkstums segenbringend geströmt ist. Hier, wo ein Menschengeist wie kaum je zuvor um Vollendung gerungen hat, wollen wir uns auf unser besseres Ich besinnen, um zu einem immer höheren Selbstbewußtsein als Deutsche und, wie Hebbel sagt, zum besseren Gebrauch unserer Kräfte zu gelangen. So

wollen wir aufs neue bekennen: Wir brauchen Goethe, den Sucher der Wahrheit und Gerechtigkeit, und wollen zu ihm, so oft wir können. Der Künder der elementaren Wahrheit: 'Blut ist ein ganz besonderer Saft', auf der sich heute neue Erkenntnisse auftürmen, ist auch der Künder des höchsten sittlichen Zieles eines schaffenden Menschen. 'Auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehn.' Und dieser Goethe bewegt uns heute aufs tiefste.

Folgen wir nun heute seinem gütig lächelnden Auge und seinem einladenden Wink, das liebe stille Haus zu betreten, so werden wir durch ein neues Wunder überrascht: die im Wiederaufbau begriffene Nation hat auch im Dienst an Goethe ein Stück stattlicher neuer Arbeit geschaffen, das sie nun allen Freunden Goethes aus aller Welt in Bescheidenheit, aber doch mit einem gewissen Stolz zeigen darf. Nicht ein Museum von der gewöhnlichen Art, in dem Werte so oft eingesargt und eingemottet werden, sondern eine originelle Stätte für höchstlebendigen Anschauungsunterricht, aus dem sich die Bilder aller Lebensepochen Goethes klar herauskristallisieren. Das Land Thüringen und die Thüringische Staatsregierung als Bauherr sieht es in dieser Stunde als besondere Pflicht an, dem ersten Arbeiter und Diener der Nation, dem Führer und Reichskanzler, tiefgefühlten Dank für die zur Errichtung dieses biographischen Museums und Erweiterungsbaues notwendige und entscheidende Hilfe und Förderung seitens des Reiches auszusprechen und dabei aufs neue zu geloben, daß sie als Staatsregierung vor allem auch die vom Führer gestellten kulturellen, wissenschaftlichen und künstlerischen Aufgaben, die sich uns gerade im alten Kulturlande aufdrängen, mit aller Tatkraft anzupacken und zu lösen gewillt ist.

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder.

Diese Worte aus 'Torquato Tasso' mögen uns die Weihe geben, daß wir das neue Haus durch das alte mit dem Wunsch und Willen betreten, als Hüter des Goethischen Erbes die höchsten Gesinnungen zu wahren und bei der deutschen Jugend zu pflegen. 'Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.' Dieser Forderung gemäß Goethe nachzuleben und im Stolzgefühl seines Besitzes unsere Kräfte dem Vaterlande und seinem Führer mit aller Hingabe zu weihen, das ist ein schönes Ziel. Die Deutschen, die diese neue Stätte mit solch einem Ziel vor Augen einweihen, sind die rechten Verwalter und Hüter des Goethischen Erbes und sozusagen die Treuhänder aller Deutschen und derjenigen Ausländer, die immer strebend bemüht sind, Goethe zu verstehen und damit in die Tiefe der deutschen Seele einzudringen.

Ich habe nun die Ehre, im Namen der Thüringischen Staatsregierung die zahlreich erschienenen Vertreter der Reichsbehörden, der Staatsbehörden, der Partei und Wehrmacht herzlich zu begrüßen und der besonderen Freude darüber Ausdruck zu geben, daß eine so stattliche Zahl von Vertretern anderer Länder hier erschienen ist. Vertreten sind außer der Freien Stadt Danzig die Vereinigten Staaten von Amerika und England, Estland, Finnland und Lettland, Ungarn, Holland und die Tschechoslowakei, Polen und Rumänien. Außerdem haben sich hervorragende Vertreter der Wissenschaft als Beauftragte in- und ausländischer Kulturgesellschaften zu unserer Feier eingefunden, die ich ebenso herzlich begrüße. Wie schon gestern gilt auch heute unser Gruß noch einmal den unermüdlichen Arbeitern der Goethe-Gesellschaft, die seit nunmehr 50 Jahren mit Weimar als ihrer geistigen Heimat aufs engste verbunden sind und verbunden bleiben werden. Mögen alle, die aus der großen Welt wieder einmal in die kleine Welt untergetaucht sind, reichen inneren Gewinn davontragen und die hier an Ort und Stelle gewonnenen Erfahrungen in neue Werte einer wirksamen Propaganda für das Deutschland von heute umsetzen.

Namens der Thüringischen Staatsregierung eröffne ich hiermit den Erweiterungsbau des Goethe-Nationalmuseums und übergebe das neue Haus namens der Regierung mit all seinen Kostbarkeiten und Schätzen zu treuen Händen und zu fürsorglicher Mitverwaltung dem Direktor des Goethe-Nationalmuseums, Herrn Professor Dr. Hans Wahl, dem der besondere Dank der Regierung und aller Versammelten für seine unermüdliche Forscherarbeit und sein ausgezeichnetes Wirken um die Ausgestaltung des alten und des neuen Museums gebührt.

Unser Dank gilt auch dem zu früh verstorbenen Entwerfer des Bauplanes, dem Architekten Walter Voigt, und seinem Bruder, Ministerialrat Voigt, der als Oberbaurat der Regierung die Leitung des Baues inne hatte. Ihm und seiner gesamten Arbeitskameradschaft am neuen Bau gebührt besonderer Dank.

Und nun fühlen wir, als öffnete sich im nächsten Augenblick dort oben ein Fenster und wir hörten die Stimme des Hausherrn:

Kämen sie getrost herein,
Würden wohl empfangen sein."

Hierauf ergriff der Direktor des Goethe-Nationalmuseums, Professor Dr. Hans Wahl, das Wort, um nach Darlegung der dreifachen Aufgaben des Museums den Sinn des Neubaues zu erläutern. Er gab eine kurze Geschichte des Bauvorhabens, wobei er Gelegenheit nahm, allen denen, die seit fünf Jahren sich für das Zustandekommen

des Baues eingesetzt hatten, zu danken. Sein besonderer Dank galt dem Führer und Reichskanzler, der durch sein hilfreiches Eingreifen die Durchführung des Baues überhaupt ermöglicht habe. Die Werkstatt stehe, sie umfasse 23 Räume und breite das Thema „Goethe und seine Welt und Zeit im Bild" aus. Ein Saal gebe Gelegenheit zu Wechselausstellungen aus Goethes Kunstsammlungen. Die naturwissenschaftlichen Apparate und Sammlungen Goethes würden später noch eingeschaltet werden.

Das Ganze sei nicht so sehr ein Denkmal für Goethe, sondern ein Ehrenmal der deutschen Arbeit für Deutschland vor der Welt. Dem Abbild größter deutscher geistiger Arbeitsleistung zu dienen sei die Aufgabe des Museums, das zu betreten er nunmehr einlade.

Nachdem die letzten Worte von Goethes „Heidenröslein" verklungen waren, das der Weimarer Schulchor unter Leitung von Professor Dr. Felix Oberborbeck vorgetragen hatte, brachte Staatsrat Dr. Ziegler ein dreifaches Heil auf Volk, Führer und Vaterland aus. Die Nationallieder wurden gesungen, und nun öffneten sich die Pforten des neuen Hauses für die ersten Besucher.

VIII

Ausflug nach Dornburg und Jena.

Pünktlich um 3 Uhr setzten sich vom Weimarer Markte aus die dreizehn Autoomnibusse der Daimler-Gesellschaft in Bewegung, welche den größeren Teil der insgesamt rund 470 Teilnehmer nach der Dornburg brachten. Kurz nach 4 Uhr langte man auf dem Plateau an, von sechs Böllerschüssen begrüßt. Allen Befürchtungen der Pessimisten zum Trotze hatte das günstige Wetter standgehalten: man konnte im Freien, längs der Terrassen sitzen.

Nach der Kaffeestunde versammelte man sich vor dem Rokokoschlosse, wo die Teilnehmer ein ganz besonderer Genuß erwartete: die Thomaner sangen. Sie sangen das 'Bundeslied' in der Vertonung Karl Friedrich Zelters, 'Auf dem See', komponiert von Felix Mendelssohn-Bartholdy, das 'Zigeunerlied' und das 'Mailied' („Zwischen Weizen und Korn . . ."), beide vertont von dem Thomaskantor Moritz Hauptmann. An Karl Straubes Stelle dirigierte den Chor der erste Präfekt Kästner.

Zum „heiteren Ausklang" der festlichen Tagung wandte sich darauf Professor Hans Wahl von einem Fenster des ersten Stockes aus an die Gesellschaft mit einer Ansprache, als deren Absicht ein Berichterstatter treffend die „Deutung eines landschaftlich-geschichtlichen Aspekts" erkannt hat, deren Wortlaut voraussichtlich in einem der ersten Hefte der künftigen Vierteljahrsschrift mitgeteilt werden wird.

Den Abschluß bildete nochmaliger Thomanergesang: „Die Nachtigall, sie war entfernt" in der Vertonung Felix Mendelssohn-Bartholdys, der Ostergesang: „Christ ist erstanden!" in derjenigen Franz Schuberts, das 'Heidenröslein', nach der Melodie Heinrich Werners vom Jahre 1829 (in der Choreinrichtung Humperdincks), und die 'Beherzigung', komponiert von Johann Friedrich Reichardt.

Den Dank an die Thomaner und ihren abwesenden Kantor sowie an seine beiden Mitpräsidenten Petersen und Wahl brachte Professor Kippenberg zum Ausdruck.

Noch blieb Zeit zu einem Rundgang durchs Rokokoschloß, bis gegen 7 Uhr die Rückfahrt, zunächst nach Jena, angetreten werden mußte. Als die Letzten die Wagen bestiegen, begannen die ersten Tropfen zu fallen, und die Rückfahrt fand unter strömendem Regen statt, der nun bis zum späten Abend anhielt.

In Jena führte die Fahrt zunächst zum Stadttheater, wo die Aufführung von Goethes 'Geschwistern', eingeleitet von Sologesängen Goethischer Lieder, sich des lebhaftesten Beifalls erfreute.

Zum Abendessen nahmen 'Göhre' und 'Sonne' die Mitglieder auf; kurz vor Mitternacht wurde die Rückfahrt nach Weimar angetreten.

Aus Anlaß der festlichen Tagung hatte die Goethe-Gesellschaft am Goethe-Schiller-Denkmal und an dem Denkmal des Großherzogs Karl Alexander Kränze niederlegen lassen. Die Tafel für Walther v. Goethe an der Familiengrabstätte war zur Erinnerung an das hochherzige Testament des letzten Enkels Goethes mit Grün umkränzt, auf sein Grab ein Blumenstrauß gestellt worden.

Julius Petersen　　　　Alfred Bergmann

Register

I. Personen- und Ortsnamen

II. Goethe

Inhalt



Tafeln

Gedruckt in der Hof-Buchdruckerei zu Weimar